
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

[illegible]

[illegible]

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

In sechs Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Neuntes Buch.

Erstes Buch.

Anfang der französischen Revolution.

Die größte Weltbegebenheit der neueren Zeit, die französische Revolution, begann an dem Tage, an welchem nach langen Vorbereitungen endlich die ersehnten Reichsstände von König Ludwig XVI. eröffnet wurden.

Die Deputirten strömten von allen Seiten nach Versailles und machten am 3. Mai 1789 ihre erste Aufwartung bei dem König. Man hatte ihnen Tracht und Ceremoniel vom Jahre 1614 vorgeschrieben. (So lange waren die Stände des Reichs nicht mehr einberufen worden.) Klerus und Adel strotzten von Gold und Pracht, und beide Flügelthüren des königlichen Schlosses rauschten vor ihrem Einzug auf; der dritte Stand war nur durch schwarze Kleidung und weiße Halsbinden ausgezeichnet, ihm wurde auch nur die halbe Thüre aufgemacht. Es war die Frage entstanden, ob er nicht auch, wie vormals, vor dem Könige knieen solle. Diese Zurücksetzung des dritten, damals wichtigsten Standes beleidigte um so mehr, als sie im Salon der Polignacs ausgekünstelt worden war. Sie ließ sich daher auch nicht durchführen. Als am 5. Mai die eigentliche Eröffnung der Reichsstände mit einem feierlichen Gottesdienste begann, begrüßte den König lebhafter Zuruf, aber tiefes Schweigen die Königin. Der Bischof von Nancy,

de la Fare, hielt die Predigt und erwähnte darin der bürgerlichen Freiheit, was vom dritten Stande mit lautem Klatschen, wie im Theater, aufgenommen wurde. Als er aber im Gebete die drei Stände unterschied, hörte man lautes Gemurmel. Nach dem Gottesdienst begab man sich in den Ständesaal (salle des menus). Der König hielt die kurze Thronrede und bedeckte sich. Als der Adel nun sein altes Recht gebrauchte, sich auch zu bedecken, that es der dritte Stand ebenfalls unter einem Widerspruch, der Lärm verursachte, so daß der König lieber selbst den Hut wieder abnahm und nun alle ihm folgen mußten. Diese Kleinigkeiten bezeichnen deutlich den Geist der Versammlung.

Durch den Großsiegelbewahrer Barentin ließ der König sofort den Ständen seinen guten Willen zu zeitgemäßen Reformen im gesammten Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung kund geben und sie zum Vertrauen auffordern. Nachher langweilte sie Necker mit einem drei Stunden langen Finanzvortrag, was ein großer Mißgriff war in so wichtiger Zeit und seine Unfähigkeit zu einer großartigen Initiative darthat. Die Regierung hätte nichts dem Zufall überlassen, alles einleiten und in die Hand nehmen, einen bestimmten Verfassungsentwurf vorlegen und die Stände hinreißen müssen, anstatt sich von ihnen widerwärtig nachzerren zu lassen.

Die eigentlichen Geschäfte der Reichsversammlung sollten mit der üblichen Prüfung der Wahlurkunden und Vollmachten jedes einzelnen Abgeordneten beginnen. Der dritte Stand setzte voraus, daß dies nur in gemeinsamer Sitzung aller drei Stände geschehen könne, Adel und Klerus aber sonderten sich ab, um die Prüfung für ihren Stand besonders vorzunehmen. Der dritte Stand ließ das nicht gelten und nahm die Prüfung der Vollmachten seiner eigenen Mitglieder nicht vor, fest erklärend, er werde den Eintritt der beiden andern Stände in dem gemeinsamen Sitzungssaale abwarten. Das geschah auf den Antrag des Grafen Mirabeau, eines berüchtigten Abenteurers, der, als ein Proletarier des Adels und von seinem Stande ausgestoßen, auf natürliche Weise an die

Spitze derer trat, die alle bisherigen Gliederungen und Privilegien der Stände umstürzen wollten. Dieser Mirabeau war eine Personification der Revolution selbst, die er einleitete, tief verschuldet. vis à vis de rien, sittenlos bis zur Verworfenheit, schamlos, furchtbar gewaltthätig, von glühendem Hasse verzehrt, dazu von einer seltenen körperlichen Häßlichkeit, aber durch und durch genial. Von früher Jugend an von einem harten Vater mißhandelt, den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, bald mit Recht, bald mit Unrecht verfolgt und in die Kerker geworfen, wegen doppelten Ehebruchs zum Tode verurtheilt, von seinen Standesgenossen in Verruf erklärt, sein Leben fristend im niedrigsten geheimen Spionendienst für das französische Ministerium am Hofe zu Berlin, über den er auch ein skandalöses Buch geschrieben hatte, war er durch seinen sehr aufrichtig und genial ausgesprochenen Zorn gegen Hof und Adel in seiner Heimat, der Provence, äußerst populär geworden, und so hatte man ihn zum Deputirten des dritten Standes gewählt.

Adel und Klerus wurden durch die Festigkeit des dritten Standes beunruhigt. Indem sie nun endlich erkannten, daß sie dem Staate die so lange verweigerten Opfer doch würden bringen müssen, wollten sie auch den Ruhm davon haben und hofften, um diesen Preis ihre Standesrechte zu retten. Sie erklärten also am 23. Mai feierlich, sie verzichten auf ihre bisherige Steuerfreiheit, verharrten aber bei der Theilung der Reichsversammlung in drei nach Ständen abgesonderten Kammern.

Diese Erklärung, die zur Zeit der Notabeln mit Dank und lebhaftem Beifall würde aufgenommen worden seyn, kam jetzt zu spät und machte gar keinen Eindruck mehr. Man unterhandelte noch hin und her, der Klerus suchte vergebens zu vermitteln und zeigte sich, der vielen armen Pfarrer wegen, die unter seinen Vertretern saßen, dem dritten Stande ungleich mehr zugeneigt, als der Adel. Der dritte Stand forderte ihn durch eine Deputation feierlich im Namen des Gottes des Friedens und des öffentlichen Wohles auf, mit ihm zusammenzutreten, allein der Klerus schwankte noch.

Fünf Wochen waren nutzlos vergangen, dem dritten Stande schien es jetzt Zeit zu handeln. Mirabeau kündigte mit seiner Löwenstimme am 10. Juni an, ein Abgeordneter von Paris habe einen wichtigen Antrag zu machen, und der im Reden schüchterne, im Denken und Schreiben kühne Abbé Siéyes betrat die Rednerbühne, um darzulegen, man müsse aus der bisherigen Ungewißheit herauskommen, dürfe jetzt um der renitenten beiden ersten Stände willen das Volk nicht länger warten lassen, der dritte Stand möge daher die Rechte der gesammten Stände an sich nehmen, die Vollmachten nicht als einzelner Stand, sondern im Namen und mit dem Recht der gemeinsamen Stände prüfen und die Mitglieder der beiden andern Stände als nicht erschienen ignoriren, bis sie sich einfinden würden. Der Antrag wurde sogleich angenommen, die Prüfung der Urkunden begann und dauerte bis zum 15ten. Inzwischen waren zwölf Pfarrer freiwillig eingetreten. Der Hof verhielt sich ruhig, als begreife er die ungeheure Tragweite des von dem dritten Stande gefaßten Beschlusses nicht. Erst als am 17. Juni der dritte Stand erklärte, er vertrete $^{96}/_{100}$ der Nation, der erste und zweite Stand aber nur $^{4}/_{100}$, und auf den Antrag eines unbedeutenden Abgeordneten (Legrand) den Namen einer N a t i o n a l v e r s a m m l u n g (assemblée nationale) annahm, erschraken die wenigen Freunde des Hofes und des Alten unter den anwesenden Mitgliedern und versuchten einen lärmenden Widerspruch, natürlich vergebens. Am 18. proclamirte die Versammlung ihren neuen Namen und verkündigte zugleich dem Volke, sie garantire die Staatsschuld, die Staatscreditoren sollten sich mithin beruhigen, sie genehmige die Steuern, aber nur auf so lange sie selbst beisammen sey, auch werde sie unverzüglich Maßregeln gegen die Theurung ergreifen.

Das hieß eigenmächtig nicht nur einen Theil der Souverainetät, sondern auch der Verwaltung selbst an sich reißen. Hof und Adel geriethen in die heftigste Aufwallung und Besorgniß. Die alten Parlamente erboten sich jetzt, alle Befehle des Königs einzuregistriren, wenn er sie nur wiederherstellen und dagegen die Na=

tionalversammlung auflösen wolle. D'Espremenil war der leidenschaftlichste Reactionär geworden. Die Zeit drängte. Schon am 19. beschloß die Mehrheit des Klerus, in die Nationalversammlung überzutreten. Das sollte um jeden Preis verhindert werden. Hof und Adel lockten den König nach Marli, wo sie ihn allein hatten und für ihre Absichten gewannen. Der sehr besonnene Vorschlag des Herrn von Montesquieu, Adel und Klerus als Oberhaus neben dem den dritten Stand allein umfassenden Unterhause zu bilden, wurde nicht beachtet. Auch Neckers Vermittlung, die freilich nichts gefruchtet haben würde, wurde abgelehnt, jede ständische Sitzung untersagt, der Saal der Nationalversammlung geschlossen und erst für den 22. eine königliche Sitzung angesagt.

Der gelehrte Bailly, der, in astronomische Studien vertieft, sich wohl nie die Rolle hätte träumen lassen, die er jetzt mit erstaunlicher Würde und Umsicht ausfüllte, war seit dem 3. Präsident der Nationalversammlung und erkannte nur diese selbst als die Stelle an, von der er Befehl anzunehmen habe. Obgleich man ihm nun von Seite des Königs hatte sagen lassen, was höchster Wille sey, begab er sich doch am 20., wie gewöhnlich, zum Sitzungssaal, fand ihn geschlossen, protestirte aber feierlich gegen diese Maßregel, sammelte die unterdessen angekommenen Deputirten und zog mit ihnen auf Mouniers Vorschlag nach dem Ballhause. Hier zwischen leeren Wänden, wo nicht einmal ein Stuhl war, schwuren sie alle (nur ein gewisser Martin d'Auch ausgenommen, der sich ausdrücklich zu Protocoll verwahrte), indem sie ihre Hände gegen Bailly, den man auf einen Tisch gehoben, ausstreckten, sich nicht eher zu trennen, als bis sie eine neue Constitution des Königreichs festgestellt haben würden. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und jauchzte ihnen Beifall zu.

Am folgenden Tage hielt der König unklugerweise die angekündigte königliche Sitzung noch nicht, sondern verschob sie auf den 23., ließ jedoch das Ballhaus versperren, aber die Nationalversammlung begab sich nach der Ludwigskirche, in welcher sich die

Mehrheit des Klerus, in feierlichem Zuge eintretend, mit ihr vereinigte und somit den Plänen des Hofes und Adels zuvorkam, die immer den rechten Augenblick versäumten.

Am 23. Juni endlich sollte der große Schlag fallen. Versailles wimmelte von Truppen, welche die Nationalversammlung umstellten. In den Saal wurde Adel und Klerus zuerst eingelassen, damit sie ihren Sitz als gesonderte Stände einnehmen konnten, der dritte Stand mußte draußen im Regen stehen bleiben, bis ihm zur Platznahme auf den übrigen Sitzen die Thüre, an welche Bailly wiederholt heftig anpochte, geöffnet wurde. Hierauf hielt der König eine mit Donner und Blitz erfüllte Rede, der man es anhörte, daß sie nicht aus seinem eigenen weichen Herzen kam. Er erklärte alle bisherigen Acte der Nationalversammlung für null und nichtig, befahl eine getrennte Berathung in drei Kammern, wiederholte das Versprechen zeitgemäßer Reformen, wahrte aber ausdrücklich seine Rechte als Souverain und als Vollzieher der Gewalt. Das Maaß des Guten, das er zusagte, war überreich, und die Grenze, die er gezogen wissen wollte, damit die Nationalversammlung sich nicht die Regierung anmaße, war durchaus constitutionell und mehr als gerechtfertigt durch die Haltung der Nationalversammlung. Allein indem er auf den drei getrennten Curien beharrte, schien er doch nur das blinde Werkzeug des Adels zu seyn und man mißtraute seinen Zusagen um so mehr, als er so viel Waffen aufgeboten und gedroht hatte, die Reichsstände heimzuschicken und sich allein als Vertreter des französischen Volks zu betrachten, wenn man seinem wohlgemeinten Willen nicht fügsamer werde. Sein letztes Wort war ein Befehl, für heute auseinanderzugehen.

Adel und Klerus folgten ihm aus dem Saale, der dritte Stand blieb. Mirabeau erhob sich, um gegen die Gewalt zu protestiren, die Versammlung an den Eid im Ballhause zu mahnen und vom König an das Volk, als dem die Versammlung allein verantwortlich sey, zu appelliren. Der Oberceremonienmeister

von Brezé trat ein und erinnerte an des Königs Befehl, auseinanderzugehen. Mirabeau aber donnerte ihn an, er sey kein Abgeordneter, habe also hier nicht das Recht zu reden. Man werde hier nur den Bayonetten weichen. Die Versammlung stimmte bei und Brezé entfernte sich, es dem Könige zu melden. Dieser hatte die Schwäche, sich den Ungehorsam gefallen zu lassen und von der bewaffneten Macht keinen Gebrauch zu machen. Bailly hielt inzwischen eine Rede ganz im Sinne Mirabeaus und sagte den Abgeordneten: Sie sind heute, was Sie gestern waren. Man debattirte nun fort, als ob nichts vorgefallen wäre, Barnave benützte aber die Stunde noch, um einen Antrag zu stellen, wonach die Versammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder erklärte. Somit lieh dieser Tag dem neuen Souverain, dessen der König gerne los geworden wäre, doppelte Stärke. Die moralische Macht der Nationalversammlung feierte den glänzendsten Triumph. Der Adel hatte nur seinen ohnmächtigen Haß, der König seine Unfähigkeit offenbart. Necker, welcher von der königlichen Sitzung weggeblieben war, empfing deßhalb Huldigungen, als ob er etwas mehr gethan hätte als nichts.

Der Sieg des dritten Standes war entschieden. Schon am 24. vereinigte sich der Rest des Klerus, am 25. ein Theil des Adels, am 27. der ganze Adel mit ihm zu einer Nationalversammlung. Vergebens verlangte d'Espremenil, den dritten Stand des Hochverraths anzuklagen und vor die Gerichte zu stellen. Wer hätte die Execution übernommen? Der Adel fügte sich aus Ohnmacht, und um durch seine Opposition in der Nationalversammlung wenigstens weitere Siege des dritten Standes zu erschweren.

Er beging einen neuen großen Fehler, indem er auch noch im Schooße der Nationalversammlung eine Zeitlang als abgesonderter Stand zu erscheinen bemüht war, nicht zur rechten Zeit eintrat, in Masse stehen blieb, nicht mitstimmte, und später, als die Vermischung doch erfolgte, durch Gleichgültigkeit oder störendes Plaudern der Versammlung eine zu auffallende Verachtung bezeigte. Der

dritte Stand aber beging einen noch ungleich größeren und folgenreicheren Fehler, indem er den Gallerien zu viel Recht einräumte. Die ursprünglich nur für den Hof bestimmten Gallerien wurden bald ausschließlich vom Volke, beziehungsweise vom Pöbel eingenommen, und es ist kein Zweifel, daß sich bezahlte Schreier darunter befanden. Der dritte Stand ließ sich gerne von diesem Publikum bei seinen Berathungen Beifall zuklatschen, und sah es gerne, wenn die Freunde des Hofes und Adels, so oft sie das Wort ergriffen, von den Gallerien herab verhöhnt und beim Nachhausegehen oft sogar vom Pöbel angefallen und bedroht wurden. Der ehrwürdige Präsident Bailly ahnte, wohin das führen werde, rüstete sich ernstlich gegen die Tyrannei der Gallerien und wollte deßfalls sein Amt als Präsident handhaben, allein wie durch Verabredung wurde sein Vortrag durch einen Sturm von Beifall übertönt und er konnte ihn nicht vollenden. Mirabeau und die Mehrheit des dritten Standes glaubten damals noch der Unterstützung von den Gallerien aus und überhaupt des Volkes sehr zu bedürfen, weil man trotz der erprobten Schwäche des Hofes immer in Furcht vor einem Handstreich war. Bailly wurde durch die Ehre entschädigt, Präsident bleiben zu dürfen. Adel und Klerus hätten einen Präsidenten aus ihrem Stande durchsetzen können, wenn sie gleich anfangs gemeinsam mit dem dritten Stande berathen hätten, jetzt mußten sie sich einen bürgerlichen gefallen lassen.

Bis dahin hatte die nahe liegende große Hauptstadt Paris sich ruhig verhalten. Nur die Wahlen hatten eine große Bewegung veranlaßt, jedoch ohne die Ordnung zu stören. Die Wähler hatten das Bedürfniß gefühlt, ihre Versammlungen fortzusetzen. Im Garten des Palais Royal (dem Herzog von Orleans gehörig) war der Sammelplatz aller Neugierigen, Unzufriedenen und Schreier. Die Besorgniß vor den Anschlägen des Adels und vor einem Angriff der Truppen auf die Nationalversammlung und das ihr geneigte Volk hielt die Massen in lebhafter Spannung und nichts war natürlicher, als daß man sich nach der Stimmung

der in Paris selbst garnisonirenden Truppen erkundigte und dieselben für die Volkssache zu gewinnen suchte. Der Herzog von Orleans ist nicht frei von dem Verdacht, damals Geld vertheilt und die Wühlerei organisirt zu haben, durch die es gelang, mittelst der berüchtigten Damen des Palais Royal, d. h. der öffentlichen Dirnen, die in diesem Palast zur Miethe wohnten, und mittelst Weinspendungen und Pamphleten die Soldaten zu verführen. Das Regiment der französischen Garde zu Fuß erlag dieser Verführung zuerst. Die Soldaten liefen schaarenweise aus der Kaserne, wohin sie confinirt waren, in das Palais Royal. Am 23. Juni erklärten sie bereits, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn es ihnen etwa befohlen würde. Elf Rädelsführer wurden in die Abtei gefangen gesetzt, aber vom Volke befreit. Reiterei, die es hindern sollte, blieb unthätig. Die Nationalversammlung wurde davon durch eine Adresse der Pariser in Kenntniß gesetzt und wie stark sie gewesen gegenüber dem Throne, so schwach benahm sie sich gegenüber dem Pöbel. Von diesem Tage an stand sie unter dem Einfluß der Pöbeladressen und Sturmpetitionen. Sie bat mit heuchlerischer Einhaltung der Formen beim König um Gnade für die elf Gardisten und der König gewährte sie. Man brachte die Gefangenen nach der Abtei zurück, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, ließ sie aber dann sogleich los. Mit diesem Verfahren sprach sich die Nationalversammlung schon im Beginn ihrer Macht das Todesurtheil. Sie duldete und heiligte eine Anarchie, deren Opfer sie werden mußte.

Bei der Beurtheilung dieser verhängnißvollen Vorgänge, in denen so viel Zukunft lag, darf nicht vergessen werden, wie sie vorbereitet wurden. Jenes Garderegiment hatte gerechte Ursache mit seinen Offizieren unzufrieden zu seyn, von denen es nach dem in Frankreich eingeführten preußischen System in härtester Disciplin gehalten, in der Bekleidung, Beköstigung und im Solde durch treulose Unterschlagungen verkürzt und mit so herkömmlicher Verachtung behandelt wurde, daß ein patriarchalisches Verhältniß

zwischen ihnen unmöglich geworden war. Die Gardeoffiziere beschäftigten sich nur zur äußersten Noth mit dem Dienst und eilten gleich wieder zu ihren Vergnügungen, ohne nur von der Parade mit in die Caserne zu gehen. Kein Bürgerlicher konnte avanciren, die Offizierstellen waren ausschließlich dem Adel vorbehalten. Zudem schenkte der Hof den zahlreichen deutschen und Schweizer Regimentern, die er im Solde hielt, (es waren ihrer nicht weniger als 27) weit mehr Vertrauen als den Franzosen selbst. Das machte die französischen Truppen gegen jene aufsätzig und erleichterte ihre Verführung zum Ungehorsam. Alle Truppen wurden, um nicht gleich der Garde verführt zu werden, aus Paris entfernt.

Paris beruhigte sich wieder auf etwa drei Wochen und die Nationalversammlung hätte, wie Necker sehnlichst wünschte, ihre Aufgabe mit Besonnenheit und Würde lösen können. Wie Necker selbst, so wünschte auch eine Partei in der Nationalversammlung, an deren Spitze der einflußreiche Deputirte der Dauphiné, Mounier, und mit ihm Lally-Tolendal, Clermont-Tonnère standen, die englische Verfassung. Aber ein Oberhaus, eine Pairie war jetzt schon nicht mehr möglich. Der Hofadel begriff dieses besser, als der constitutionelle Adel in der Versammlung und erkannte vollkommen richtig, daß die Zustände schon zu gewaltsam geworden seyen und daß es sich nicht mehr von einer gegenseitigen Abwägung der Rechte, sondern nur noch von einer Existenzfrage handle. Nationalversammlung und Volk waren schon aus den Bahnen des constitutionellen Rechts gewichen und usurpirten den höchsten Willen und die vollziehende Gewalt. Unter diesen Umständen mußte der König vollends unterliegen, erst Sklave, dann Opfer des angeblichen Nationalwillens, d. h. der wüthendsten Schreier in der Nationalversammlung und im Palais Royal werden, oder er mußte die Waffen, die ihm noch zur Hand waren, gebrauchen und sich wenn nicht den Sieg, doch wieder eine würdige und rechtliche Stellung gegenüber der Nationalversammlung erkämpfen. Er selbst dachte nicht einmal daran. Es waren andere, die für ihn handel-

ten. Man versammelte gegen 30,000 Mann in der Nähe von Paris und Versailles, hauptsächlich deutsche und Schweizerregimenter unter dem Oberbefehl des Marschall Broglio. Zunächst Paris commandirte der Schweizer Besenval, der wegen dieser Stellung und als Ausländer sich den grimmigsten Volkshaß zuzog.

Am 9. Juli erhob sich Mirabeau gegen diesen kriegerischen Plan des Hofes und warf unter anderem der Krone vor, daß sie zu feig oder treulos gewesen sey, um den Holländern gegen die preußische Ueberwältigung zu helfen, und anstatt die Ehre und das Interesse des französischen Volks nach außen zu wahren, die Waffen Frankreichs lieber gegen das eigene Volk schleife. Die Versammlung beschloß eine Mahnung an den König, der aber sein Recht, über die Truppen zu verfügen, wahrte und die Aufrechthaltung der Ordnung, ja den Schutz der Nationalversammlung selbst als den Zweck der Truppenaufstellung bezeichnete. In der That, wenn man ihn nicht als das Werkzeug geschworner Volksfeinde betrachtet hätte, so würde es Pflicht und Interesse der Nationalversammlung gewesen seyn, ihm für diese Sorgfalt zu danken, denn der Abgrund der Anarchie, der sich in der Hauptstadt je mehr und mehr öffnete, bot der Nationalversammlung keine Sicherheit. Inzwischen versäumte die kriegerische Hofpartei, ihre Drohungen auszuführen. Sie erweckte furchtbare Erbitterung und blieb doch unthätig, ließ den Gegnern Zeit und lähmte den anfangs guten Eifer der Truppen durch zu langes Zaudern. Hatte sie einmal die Truppen gesammelt, so mußte sie auch handeln, plötzlich Paris militärisch besetzen, die Nationalversammlung auflösen, die Gemäßigten durch Proclamirung der Neckerschen Ansichten versöhnen ꝛc. Allein sie ließ die Truppen ruhig stehen und sich langweilen, während sie Necker, der ihr nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen konnte, entließ und dadurch auch die gemäßigten Freiheitsfreunde von sich stieß.

Necker hatte dem König versprechen müssen, sich heimlich zu entfernen, als ob dadurch Volksaufläufe hätten verhindert werden können. Sonnabends am 11. Juli verschwand er plötzlich, ohne

daß seine eigne Tochter, die nachher berühmt gewordene Frau von Staël, etwas davon wußte. Aber schon am nächsten Sonntagmorgen verbreitete sich das Gerücht seiner Abdankung und der Einsetzung eines neuen aristokratischen Ministeriums in den Straßen von Paris. Zugleich hieß es, der Herzog von Orleans sey verbannt. Alles kam in Aufruhr, aber die Armee, weit entfernt, eine kühne Offensive zu ergreifen und der Bewaffnung des Volks zuvorzukommen, verhielt sich passiv. Zur Verzweiflung der Generale hatte der König befohlen, kein Blut zu vergießen. Die Soldaten sahen sich also jeder Verhöhnung und Mißhandlung oder Verführung von Seite des Volks ausgesetzt und mußten am Ende über die Schwäche der Regierung erröthen oder lachen.

Im Garten des Palais Royal stieg ein rücksichtsloser und frecher, aber geistvoller und in vieler Beziehung liebenswürdiger, ja selbst sanfter und zartfühlender Jüngling, ein idealisirter Pariser Gamin, Camille Desmoulins auf einen Tisch, rief, eine Pistole in der Hand, zu den Waffen und steckte ein Baumblatt als Abzeichen auf den Hut. Alles jubelte ihm zu und die Bäume wurden entblättert, um mit ihrem Laube die Hüte der Pariser zu zieren. Später steckte man statt der grünen Blätter eine Kokarde auf mit den Pariser Farben, Roth und Blau. Man holte die Büsten Orleans und Neckers aus einem Wachsfigurenkabinet und trug sie im Triumph durch die Straßen. Dieser Zug stieß auf den Prinzen von Lambesc mit weniger Reiterei seines Regiments Royal Allemand. Allein dieser, gemäß dem Befehl kein Blut zu vergießen, befahl erst einzuhauen, nachdem er selber hart angegriffen wurde. Weil aber ein französischer Gardist gefallen war, trat noch in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Juli die gesammte Garde zum Volk über. Während dieses Abends und der Nacht plünderte der Pöbel alle Waffenhandlungen und das königliche Garde-meuble, aus dem er eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil kostbarer Waffen, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Monarchie und der Ritterzeit abführte. Auch das Kloster St. Lazare, in

dem man vergebens Waffen suchte, wurde ausgeplündert, das Schuldgefängniß aufgesprengt und alle Gefangenen befreit, und rings um Paris steckte man die Barrieren in Brand, um die Zufuhr zur Stadt von den verhaßten Zöllen zu befreien.

In dieser Schreckensnacht ergriff das Volk die Offensive, welche die Hofpartei versäumt hatte. Die Garde marschirte gegen das Regiment Royal Allemand, feuerte und trieb es aus Paris hinaus. Besenval ließ sofort seine Truppen auf dem Marsfelde vorrücken, aber die Garde gab auch auf sie Feuer, das die Schweizer zu erwidern sich weigerten. Auch die übrigen Regimenter hatten jetzt keine Lust mehr zum Angriff und Besenval zog sich zurück. Der König war so stumpfsinnig, daß er sich ganz sicher fühlte und in der Nacht vom 13. zum 14. einen glänzenden Hofball gab.

Auf dem Pariser Stadthause organisirte sich inzwischen der Widerstand. Die Wähler bildeten aus ihrer Mitte eine neue Municipalität, welcher der prêvot des marchands, Herr von Flesselles, vorstehen sollte. Aber dieser jedenfalls für die Lage der Dinge entweder zu frivole und vornehme oder ganz von der Angst verblendete Mann bildete sich ein, das wüthende Volk wie unartige Kinder hinhalten zu können. Alles verlangte Waffen und die Errichtung einer Bürgerwehr, er sagte auch alles zu, täuschte aber das Volk durch falsche Tröstungen. Waffen kämen, versicherte er, als man aber die Wagen aufbrach, waren sie voll Lumpen. Im Karthäuserkloster seyen Waffen versteckt, meinte er jetzt, man suchte, fand aber nichts. Dagegen fand das immer wüthender gewordene Volk am 14. früh im Invalidenhause einen reichen Vorrath von Flinten und kaum damit bewaffnet, schrie es: nach der Bastille!

Die Bastille war eine kleine, aber furchtbare Citadelle mitten in Paris, ringsum von hohen fensterlosen Mauern und trotzenden Eckthürmen eingeschlossen, durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt. Sie beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war überdies als Gefängniß berüchtigt, in dem viele der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs und oft Unschuldige geschmachtet hatten,

Opfer einer lettre de cachet durch Maitressen und Höflinge. Diese Zwingburg zu brechen, verlangte jetzt das Volk. Man begreift auf der andern Seite nicht, warum der commandirende Herzog von Broglio sie nicht in bessern Stand gesetzt hatte, um die Stadt durch sie im Zaume zu halten. Man hatte zu den 82 alten Invaliden, die unter Herrn de Launay die Besatzung bildeten, nur 32 Schweizer hineingelegt, die auf einen Angriff gar nicht gefaßt waren. Als das Volk heranwogte und das Castell zur Uebergabe aufforderte, erklärte de Launay sich zu strenger Neutralität bereit, ließ die Kanonen aus den Lucken zurückziehen und gelobte nicht feuern zu lassen, wenn man nur ihn nicht angriffe. Allein das Volk achtete nicht darauf, einige Verwegene hieben die Kette der Zugbrücke nieder, die dadurch fiel und drangen vor. Als zugleich Schüsse gegen das Castell fielen, ließ endlich de Launay Feuer geben. Aber das Volk stürmte unwiderstehlich auch die zweite Zugbrücke. Da wollte de Launay das Castell in die Luft sprengen, wurde aber von seinen eigenen Soldaten verhindert, welche vom Volk ihr Leben durch Oeffnung der Thore erkauften. Dennoch wurde de Launay, fünf andere Offiziere und zwei Soldaten ermordet. Vom Volke waren nur 83 gefallen. Dieses an sich kleine Ereigniß machte doch ungeheures Aufsehen in der Welt, weil die Bastille das Symbol der monarchischen Allgewalt gewesen war, die jetzt zertrümmert wurde. Das Volk beschloß, es solle hier kein Stein auf dem andern bleiben und die Bastille wurde glatt vom Boden weg rasirt. Man fand in ihren Kerkern nur noch sieben Gefangene, vier Wechselverfälscher, zwei Wahnsinnige, einen Grafen wegen Ermordung eines Bauern. Dieser Fund konnte der Regierung nur zur Ehre gereichen; aber man zog es vor, sich die Phantasie mit Schreckbildern der früheren Einkerkerungen *) anzu-

*) Die berühmtesten Opfer der Bastille waren de la Tude und Pelisson. Der erstere unterhielt sich in seiner jahrelangen Einsamkeit mit ein paar Tauben, die er an das Fenster seines Kerkers gelockt, der andre mit einer Spinne, die er gezähmt hatte. Aber Herr von Sartines, der spitz-

füllen und je weiter vom Schauplatz weg, desto leichter war es, Lügen auszubreiten. Die Presse ersann, was der wirkliche Befund nicht ergeben hatte. Auch Flesselles wurde jetzt ein Opfer der Volkswuth, die er nur zu sehr gereizt hatte.

In Versailles wandelte die Nationalversammlung ein banges und richtiges Gefühl davon an, daß sie gleichsam zurückgeschoben sey, während Paris allein die Initiative ergriffen hatte. Es lag ihr mithin alles daran, den König auf ihre Seite herüberzuziehen und mit ihm die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Insbesondere sollte es den Anschein haben, als müsse die Hofpartei der moralischen Macht der Nationalversammlung und nicht der Furcht vor dem Pariser Pöbel weichen. Sie bedrängte daher den König mit Deputationen. Er aber gab nicht gleich nach. Erst als er in der Nacht zum 15. Juli genaue Nachricht über die Eroberung der Bastille und über die Bewaffnung von ganz Paris erfuhr, begann er zu schaudern. Man hatte ihm die Wahrheit bisheran verhehlt. Einem seiner treuesten Diener, dem Grafen von Liancourt, sagte er noch geringschätzig: „es ist eine Revolte," worauf ihm dieser ernst erwiderte: „nein, es ist eine Revolution." Das machte den tiefsten Eindruck auf den König und schon am andern Morgen befahl er den Abzug der Truppen, rief Necker zurück und erschien in der Nationalversammlung, um sich derselben ganz hinzugeben. Die Hofpartei rieth ihm dringend, sich nach Metz in die Mitte der noch treuen Armee zu begeben, die Herr von Bouillé befehligte und von wo aus ihm ein Ausweg nach Deutschland immer offen stand, die Hülfe des deutschen Reichs nahe war. In dieser gesicherten Lage hätte er wenigstens mit besserem Erfolg unterhandeln können. Allein er weigerte sich, weil er dem Herzog von Orleans nicht den Platz räumen wollte. Er fürchtete,

nasige Chef der Pariser Polizei, welcher alles ausspürte, ließ die armen Thiere umbringen. Sartines galt im vorigen Jahrhundert als das größte Polizeigenie und vollbrachte Wunder der Sehkraft im Verborgenen, aber die Revolution, die vor der Thüre stand, sah er nicht.

dieser werde sich des Thrones bemächtigen. Man schlug nun der Königin vor, wenigstens sie solle sich retten und nach Wien gehen, aber sie wollte ihren Gemahl nicht im Stiche lassen, ein Edelmuth, den die Nation nicht zu würdigen verstand.

Die Nationalversammlung empfing den König viel herzlicher, als Mirabeau beabsichtigt hatte, der vor seinem Eintritt noch ermahnte, keine Beifallszeichen zu geben, denn „das Schweigen der Völker sey eine Lehre für die Könige." Die Mehrheit der Versammlung folgte einem bessern und richtigern Gefühl, indem sie alles that, dem reuigen Könige die verlorene Popularität in Paris zurückzugeben und in dieser verwilderten Hauptstadt selbst dem Palais Royal die Zügel der Gewalt zu entreißen. Ohne Zweifel geschah es in Folge eines schnellen und klugen Einverständnisses aller Gemäßigten, daß die Absendung einer großen Deputation der Nationalversammlung nach Paris am 15. Juli dazu benutzt wurde, den unruhigen Parisern Bailly zum Maire, Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, oder wie sie sich jetzt nannte, der Nationalgarde zu geben. Sowohl die Civil- als Militärgewalt der Stadt kam dadurch in die Hände der Nationalversammlung und der damals in ihr noch herrschenden gemäßigten, echt constitutionellen Partei. Auch verfehlte man nicht, den König selbst nach Paris einzuladen, um über den blutigen Aufruhr möglichst schnell einen Schleier zu ziehen und dem König eine offene Bürgschaft zu geben, daß man auf Wiederherstellung seines alten Ansehens bedacht sey, so wie es ihm Ernst sey, als constitutioneller König zu regieren. Der König zeigte einige Scheu, sich in die Hauptstadt hinein zu wagen und die Königin nahm mit Thränen von ihm Abschied. Der Empfang war anfangs auch schweigend, und Bailly demüthigte den König, indem er ihm an den Thoren die Schlüssel von Paris mit den Worten überreichte: dieselben Schlüssel habe man auch Heinrich IV. überreicht, damals habe der König sein Volk wiedererobert, diesmal erobere das Volk seinen König wieder. Als sich aber der König mit der neuen Kokarde

auf dem Hut am Fenster des Stadthauses zeigte und eine kurze aber herzliche Ansprache an das Volk hielt, jauchzte ihm alles zu und die Versöhnung schien vollendet. Der König kehrte beruhigt nach Versailles zurück und die Nationalversammlung machte seinen Freund Liancourt an Bailly's Stelle zu ihrem Präsidenten. Damals floh Artois mit den Polignacs und einer Anzahl anderer Prinzen und Herren, die am meisten compromittirt waren, über die Grenze, als die ersten der großen Emigration.

Das äußere Symbol der Versöhnung war, daß man zu der rothen und blauen Farbe der Pariser Kokarde noch die weiße Farbe des regierenden Hauses Bourbon hinzufügte und als dreifarbige Kokarde für das ganze Reich annahm. Lafayette weissagte damals, diese Tricolore werde die Reise durch die Welt machen.

Der Pariser Pöbel und seine geheimen Aufhetzer waren mit der Wendung, welche die Gemäßigten dem Julisturm gegeben, und mit der Art und Weise, wie sie die Vortheile davon nur sich und dem König angeeignet hatten, nichts weniger als zufrieden und legten es darauf an, den guten Eindruck davon so bald als möglich wieder zu stören und das kaum zurückgekehrte öffentliche Vertrauen wieder zu erschüttern. Wie hätten diese Menschen nicht verwegen seyn sollen, da sie bisher alles ungestraft hatten wagen dürfen, da die Soldaten ihnen ausgewichen oder zu ihnen übergetreten waren und die Nationalversammlung selbst ihnen Complimente gemacht, ihre groben Deputationen und Adressen angenommen und sich ihr Geschrei auf der Gallerie hatte gefallen lassen. Es ist ermittelt, daß die barbarischen Blutscenen, die in Paris erneuert wurden, von geheimen Agenten künstlich vorbereitet waren. Man lockte die Opfer herbei und lieferte sie einer schon vorher bestellten Pöbelwuth aus. Foulon, ein ehemaliger Intendant und noch vor wenigen Tagen nach Neckers Entlassung zum Minister bestimmt, wurde abgefangen und nach Paris geschleppt, am 22. Juli. Er war allerdings wegen Erpressungen und Brutalitäten übel be-

rüchtigt. Man sagte ihm nach, er habe einmal behauptet, das Volk müsse noch Gras fressen lernen, es sey nichts besseres werth. Man schleppte ihn daher unter ungeheurem Zulauf durch die Straßen von Paris, zu Fuß, einen Kranz von Nesseln um den Hals, ein Bouquet Disteln in der Hand und einen Bund Heu auf dem Rücken. Umsonst bemühte sich Lafayette ihn zu retten. Er wurde vor dem Rathhause an einen Laternenpfahl gehängt, dann schnitt man ihm den Kopf ab, steckte ihn mit einem Heuwisch im Munde auf eine Pike und trug ihn im Triumph seinem unglücklichen Schwiegersohn Berthier entgegen, den man durch einen gefälschten Befehl eigends zu diesem Zweck aus Compiegne hatte kommen lassen. Er war verhaßt, weil er als Intendant die Truppen um Paris verpflegt hatte. Man zeigte ihm Foulons Kopf, man soll ihm sogar denselben hingehalten haben zum Kuß. Auf dem Stadthause angekommen bemächtigte sich Berthier eines Gewehrs und vertheidigte sich ritterlich, bis er unter den Streichen des Pöbels fiel, der auch seinen Kopf auf eine Pike steckte und durch die Stadt trug.

Lafayette war außer sich und wollte sein Amt niederlegen, ließ sich aber durch Bailly's und der Nationalgarde dringende Bitten bewegen, es beizubehalten um noch größere Ausschweifungen zu verhüten. Inzwischen kam der zurückgerufene Necker an und hielt einen Triumpheinzug in Paris. Von Beifall überschüttet wagte er, seinen unterdessen gefangen gesetzten Landsmann Besenval loszubitten. Der Stadtrath gewährte es, nahm aber schon den folgenden Tag die Begnadigung als illegal zurück, da selbst Mirabeau sie mißbilligte. Der General, der nur seines Königs Befehl befolgt, blieb im Kerker, die Mörder Foulons und Berthiers aber blieben ungestraft. So war es abermals der Pöbel, auf den alle Privilegien übergegangen zu seyn schienen, welchen die andern Stände hatten entsagen müssen. Dieser Pöbel begeisterte sich damals durch das berüchtigte Lied Ça ira (nur drauf los, es wird schon gehen!). Einer aus ihrer Mitte brachte Berthiers Herz in ein

Kaffeehaus, drückte Blut daraus in sein Glas und trank mit den Worten: kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist! Die couleur de sang de Foulon wurde in den Kaufläden Mode. Mit dem Geist, der sich auf diese Weise ankündigte, hatte die Nationalversammlung, hatten Lafayette und Bailly selbst nur ein Abkommen getroffen ihn keineswegs besiegt, oder auch nur entschieden bekämpft. Und doch träumten sie noch von einer constitutionellen Autorität.

Die gänzliche Niederlage des Königthums und der Aristokratie im Juli und der blutige Aufstand in Paris waren das Signal, im ganzen Reiche loszuschlagen. Keine Behörde, kein herkömmliches Ansehen wurde mehr geachtet. Hier eilte das gedrückte Volk, alle die Freiheit, die ihm von der Nationalversammlung, ja vom König selbst war zugesichert worden, sich anzueignen, ohne ein Vollzugsgesetz abzuwarten. Dort brach der Pöbel los, um im allgemeinen Tumulte zu rauben. Bewaffnete Banden zogen umher, plünderten die Schlösser des Adels aus und brannten sie nieder. Im Elsaß begann eine Verfolgung der Juden, die mit ihrem Wucher das Landvolk gedrückt hatten. Auch in mehreren Garnisonen brachen Meutereien aus. In allen Städten gährte es. Auch hierbei, wie bei Foulons Ermordung, waren Umtriebe und eine geheime Leitung von Paris aus im Spiele. Man verbreitete in allen Richtungen des Reichs die Nachricht, es würden Räuber kommen und plündern und bewirkte dadurch eine allgemeine Bewaffnung des Volks, die allerdings in den Städten und in den weniger verdorbenen Provinzen Nationalgarden entstehen ließ, die aufrichtig auf Erhaltung der Ordnung und Schutz des Eigenthums ausgingen, an andern Orten aber nur dem Pöbel Waffen lieh und jene vorgeblichen Räuberbanden erst wirklich in's Leben rief. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" war das Losungswort der Plünderer, welche praktisch die Gleichheit übten, indem sie die Reichen arm machten.

In der Nationalversammlung hätten unter diesen bedenklichen

Umständen alle Anhänger des Königs sich auf's festeste an die constitutionelle Partei anschließen sollen, um eine imposante und einige Mehrheit zu bilden, der es möglich gewesen wäre, den Gesetzen wieder Achtung zu verschaffen. Aber Adel und Klerus konnten sich immer noch nicht in die neue Lage finden, grollten den Constitutionellen, suchten deren weitere Maaßregeln zu hemmen oder verlängerten wenigstens die Debatten und gaben der Umsturzpartei in Paris immer neue Vorwände. Noch schlimmer wirkte der Widerwille des kraftvollen Mirabeau gegen Necker, Lafayette und alle honetten und doctrinären Männer unter der constitutionellen Partei, nicht blos weil er als ein Mann der That die Systeme nicht leiden konnte, sondern auch weil er sich selbst noch eine große Rolle in der Revolution vorbehielt, also die Revolution nicht so bald zum gesetzlichen Abschluß kommen lassen wollte. Eine Zeit lang scheint er für den möglichen Fall einer Flucht oder Ermordung des Königs an die Regentschaft des Herzogs von Orleans gedacht zu haben, für den er die Regierung geleitet haben würde. Er gab aber sicher diesen Gedanken bald wieder auf, da sich der Herzog unfähig erwies. Seitdem hatte er nur im Sinn, noch unter dem schwachen König Minister zu werden. Sein mächtiges Rednertalent beherrschte zwar immer noch die Nationalversammlung und riß sie oft auch dann noch hin, wenn sie sich vorgenommen hatte, ihm zu widerstehen; allein sie war doch für ihn nicht gelehrig und fügsam genug, als daß er nicht die Pöbelaufstände in Paris immer noch nöthig gehabt hätte, um sie einzuschüchtern. Endlich trat unter den Constitutionellen selbst eine Spaltung ein. Die Einen (Mounier, Lally Tolendal,*) Clermont-Tonnere und Neckers Freunde) wollten sich vom historischen Boden nicht trennen, betrachteten die im Augenblicke unterliegenden Classen und Interessen doch noch als vorhanden, gehörten theils zur aristotelischen Schule des Montesquieu, theils zu den Anhängern der englischen Verfassung.

*) Sohn des hingerichteten Gouverneurs von Ostindien.

Die Andern (Barnave, Duport, die beiden Brüder Lameth ꝛc.) dagegen wollten etwas absolut Neues, gehörten der platonischen Schule des Rousseau an und nahmen nicht, wie jene, das einmal geschichtlich und geographisch Bestehende und Bleibende im Charakter, in der Lebensart, dem Bildungszustand, den natürlichen Neigungen des Volks, sondern den jeweiligen Volkswillen, die Mode des Augenblicks, zur Grundlage der neuen Verfassung. Jene wollten dem Volke die ungeheuren Ausschweifungen ersparen, von denen es doch am Ende wieder zum Natürlichen zurückkehren mußte. Diese dagegen zweifelten nicht, durch einen einfachen Willensact der gegenwärtigen erleuchteten Volksvertreter werde sich das Volk gänzlich verwandeln und umgestalten und auf eine neue und höhere Stufe des Daseyns erheben lassen. Diese Partei, die außerhalb der Nationalversammlung in dem sogenannten bretonischen Klub sich versammelte, neigte zur Republik, unterschied sich aber von der Umsturzpartei in Paris durch ihre feine Gesittung. Klub, ein aus England geborgtes Wort, war damals der Modename für alle Parteivereine. Der Klub Breton in Versailles war jüngst von den Abgeordneten der Bretagne gegründet worden. Mirabeau schloß sich ihm an, jedoch ohne sich ihm hinzugeben. Auch Siėyes gehörte natürlicherweise dazu, da dieser schon seiner berühmten Schrift über den dritten Stand ganz die alles nivellirende Tendenz Rousseau's zu Grunde gelegt hatte.

Als die schlimmen Nachrichten vom Lande sich häuften, bemächtigte sich des Adels in der Nationalversammlung eine Stimmung, in der Furcht und Humor wunderlich gemischt erschienen. In Burgund allein waren 72 adelige Schlösser niedergebrannt worden, aus den andern Provinzen ist die Zahl nicht ermittelt. Was hatte der Adel noch zu verlieren, das ihm nicht mit Gewalt genommen wurde? Er entschloß sich also, vollends alles freiwillig zu opfern. Einige schwärmerische Freiheitsfreunde in der Weise Lafayette's thaten es ernstlich; viele aus Furcht, um das wüthende Volk zufrieden zu stellen und das eigene Leben zu retten. Andere

in der ausgesprochenen Absicht, Oel in's Feuer der Revolution zu gießen und deren Ausschweifungen geflissentlich übertreiben zu helfen, damit die Natur desto bälder diese schreckliche Krise überstehe und Erschlaffung oder die Einmischung des Auslandes zum Alten zurückführe. Nur aus diesen nahe liegenden Gründen und keineswegs aus einer aufwallenden Begeisterung ergriff am 4. August der Adel die Initiative, um alle seine Privilegien gesetzlich vernichten zu lassen. Der freisinnige Vicomte von Noailles machte den Anfang, ihm folgte der Duc d'Aiguillon. Beide schlugen die Abschaffung aller Feudallasten vor, um das Landvolk zu befriedigen. Der gesammte Adel stimmte zu. Der Klerus that dasselbe in Bezug auf seine Güter, dann begreiflich auch die Deputirten des dritten Standes (ohne Vollmacht dazu), in Bezug auf alle einschlagenden Rechte der Corporationen und Gemeinden. Diese Improvisation des Adels überraschte die Versammlung und riß auch die Gallerien hin. In einer allgemeinen Trunkenheit der Begeisterung wurde die ganze Nacht durch gewetteifert, Privilegien zum Opfer zu bringen. Man beschloß, den Landmann von aller und jeder Last zu befreien, von der Leibeigenschaft, von den Frohnen, von den Abgaben an den Gutsherrn, vom Zehnten, von der Patrimonialgerichtsbarkeit, vom Wildschaden (durch Freigebung der Jagd), man beschloß ferner, die Gleichheit aller Franzosen zu decretiren, indem alle ohne Unterschied der Geburt zu allen Stellen im Civil und Militär befähigt seyn sollten und auch keine Provinz, keine Stadt mehr irgend ein Vorrecht behalten sollte. Nur ein Mann widersetzte sich in Bezug auf den Zehnten. Abbé Sièyes, derselbe unhistorische Systematiker, von dem zuerst der Gedanke ausgegangen war, alle Stände zu nivelliren und das Volk, nach Auflösung seiner natürlichen Gliederungen, in eine Summe von Atomen, in einen Sandhaufen zu verwandeln, derselbe Sièyes erkannte doch, daß unter allen Leistungen des Landmanns die des Zehnten die natürlichste, für ihn selbst am mindesten lästige sey, die, wenn sie wegfiele, durch weit lästigere würde ersetzt werden müssen, und

vertheidigte ihn. Aber man hörte ihn nicht. Da rief er das berühmte Wort: „Ihr wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn."

Ehe die Versammlung die neue Verfassung berieth, glaubte sie derselben eine allgemeine Declarirung der Rechte des Menschen vorangeben lassen zu müssen, nach dem Beispiele der Nordamerikaner, und um scharf das Princip zu bezeichnen, nach welchem die Constitution Frankreichs entworfen werden sollte. Darin wurde nun wirklich als in einem weltgeschichtlichen, gewiß sehr merkwürdigen Denkmal der ganze große Irrthum des philosophischen Jahrhunderts niedergelegt, demzufolge 1) die Menschen in Masse und jeder Einzelne zur Freiheit berufen und jeder dem andern vollkommen gleich seyn solle, und 2) die Masse sich durch die von ihr gewählten Organe jederzeit selbst regieren, nur immer ihren jeweiligen eigenen Willen an sich vollziehen lassen solle. In Bezug auf den ersten Punkt ließ man außer Acht, daß die Natur, der unveränderliche Typus der Racen, das Clima, die Beschäftigungen, auf welche die Menschen nun einmal, um leben zu können, unabänderlich angewiesen sind, die Unmöglichkeit, alle zur Philosophie und feinen Bildung zu erziehen, die geistige Unfähigkeit und Schwäche selbst in so vielen Gliedern der gebildeten Stände, die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente der Voraussetzung der Gleichheit und somit auch der Möglichkeit einer gleichen Befähigung zur Freiheit selbst dann widerspricht, wenn es möglich wäre, alle historische Erinnerung und alle Gewöhnung zu verwischen. In Bezug auf den zweiten Punkt befand man sich in einer Täuschung, die nur zu bald unbarmherzig bestraft wurde, denn, indem man den jeweiligen Nationalwillen zum Souverain machte, unterwarf man sich den grausamen Launen eines von Demagogen gelenkten Pöbels. Dennoch war der Irrthum, den so viele und zwar die edelsten Menschen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, sondern hatte auch etwas Herzerhebendes und wahrhaft Schönes. Nach so vielen,

die Menschheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus und der aristokratischen und klerikalen Corruption erhob man sich zu einem Ideal reinerer und edlerer Menschlichkeit und hoffte einen Augenblick, es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und durch Erziehung der künftigen Generationen. Es war nur ein Traum, aber von schönen Seelen geträumt, die selbst nicht Schuld waren, daß die Wirklichkeit ihrer Voraussetzung nicht entsprach. Was am meisten zur Täuschung beitrug, war das Beispiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter, von einer anglo-germanischen Race und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, ferne von der Bildung und Corruption einer so alten durch und durch verdorbenen Residenz, wie es Paris war. Dennoch glaubte Lafayette, jene Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volks, von dem noch kurz vorher sein Götze Voltaire selber gesagt hatte, es sey halb Affe, halb Tiger.

Die Constitution war der Idee nach schon eine republikanische, wenn sie auch noch einen König als ersten Diener des Staats bestehen ließ, der aber nur den Nationalwillen, wie er durch die Nationalversammlung ausgesprochen wurde, vollziehen sollte. Der enorme Widerspruch zwischen dem republikanischen Geist und der monarchischen Form trat hervor in den langwierigen Kämpfen um das Veto. Wer irgend noch dem tumultuarischen und immer wechselnden Volkswillen ein conservatives Gegengewicht erhalten wollte, mußte dem König das Recht sichern, übereilte, leidenschaftliche und schädliche Beschlüsse der Versammlung durch sein Veto zu hemmen, wenigstens deren Ausführung zu verschieben. Auf der andern Seite aber erschien es mit Recht sonderbar, daß der König als ein einzelner Mann, der noch dazu unter dem Einfluß der gestürzten Aristokratie und des Auslands zu stehen schien, das Recht haben sollte, zu verhindern, was 25 Millionen Menschen, das

gesammte Volk der Franzosen wollte. Daher wurde der Pöbel gegen das Veto aufgehetzt, der dessen Sinn so wenig und bald wieder so gut begriff, daß er nicht eine Sache, sondern eine Person darunter verstand, besser belehrt aber den König und die Königin nur noch Herr und Madame Veto nannte.

Mit Recht bemühten sich die Constitutionellen, nach dem Muster der englischen Verfassung dieses so blosgestellten Königs Ansehen durch ein Oberhaus zu verstärken und der Demokratie ein aus aristokratischen und monarchischen Elementen zusammengesetztes Gegengewicht zu geben. Aber der alte Adel war schon zu verhaßt, die ständische Gliederung schon von der öffentlichen Meinung zu bestimmt verdammt worden, als daß aus dem Oberhause mehr als ein bloßer Senat oder Rath der Alten hätte werden können. Als der Adel sah, daß er als Stand doch nicht darin vertreten seyn würde, stimmte er selbst gegen die Constitutionellen und mit den Demokraten für eine Kammer, 10. Sept. Auch Mirabeau stimmte mit den letztern und war sehr thätig, die aufkeimende Macht der strengen Constitutionellen zu unterdrücken. Als Thouret, ein Anhänger Neckers, Präsident der Versammlung geworden war, schreckte ihn Mirabeau durch die Drohung mit einem abermaligen Volksaufstand in Paris, so daß er lieber zurücktrat und den Vorsitz an Chevalier vom bretonischen Klub abgab. Als nun vollends der König selbst und Necker sich in Bezug auf das Veto mit einer Halbheit zu helfen suchten, und da sie das absolute Veto nicht durchzusetzen hofften, oder wenn sie es durchsetzten, den Volkshaß zu sehr fürchteten und sich mit dem aufschiebenden Veto begnügen zu können glaubten, verzweifelten die Constitutionellen. Mirabeau wandte sich ihnen in dieser Angelegenheit wieder zu. Da er selbst einmal Minister werden wollte, wußte er das Veto gut zu würdigen. Da er keine Republik, am wenigsten eine demokratische, sondern ein schwaches Königthum wollte, in dem er als starker Geist für den König regieren sollte, so war seine Vertheidigung des absoluten Veto sehr natürlich. Aber er setzte es nicht

durch, die Versammlung vereinigte sich mit dem König auf das suspensive, 11. Sept.

Die Aufwieglerpartei des Palais Royal in Paris war dem Streit um das Veto mit lauerndem Argwohn gefolgt und hatte durch Rede und Schrift den Pöbel gegen das Veto aufgehetzt. Die Seele dieser Partei war Danton, ein verdorbener Advokat von riesiger Größe, einem von Leidenschaften noch mehr als von den Blattern zerrissenen fast negerartigen Gesicht und schrecklicher Löwenstimme, ganz geschaffen, um große Volkshaufen zu beherrschen, ein Mirabeau des Pöbels. Er scheint von Anfang an im Solde Orleans gestanden zu seyn, für den er auch später noch immer ein geheimes Interesse verrieth. Er brauchte zu seinen Ausschweifungen Geld und nahm es später auch vom Hofe. — Neben ihm war der mächtigste Agitator als Volksredner und Journalist Camille Desmoulins, den wir schon kennen, und furchtbarer als alle andern, wenn auch nur durch seine Feder, fing damals schon der greuliche Marat an, in seinem Volksblatt ami du peuple dem unversöhnlichsten Hasse die pöbelhaftesten, schmutzigsten und zugleich blutdürstigsten Worte zu leihen. Ein verdorbener Mediciner aus Neufchatel in der Schweiz, abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magere, erbärmliche Figur von abschreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beständig zitternd in nervöser Aufregung, concentrirte er doch eine furchtbare Lebenskraft in den gleichsam elektrischen Schlägen, die aus seiner kranken Hand in sein Blatt fuhren und die Volksmassen durchzuckten. Er hatte früher seine Existenz kaum fristen können, war als mittelmäßiger Naturforscher von den Gelehrten mit Verachtung behandelt worden und wollte sich jetzt an der gesammten höhern Gesellschaft rächen, indem er den Pöbel gegen dieselbe aufhetzte. Neben ihm thaten sich als eigentliche Führer der Massen damals hervor der Marquis de St. Hurugue, eine Seele voll Gift, der früher von seiner Familie in die Bastille gebracht worden war und jetzt gegen die Ge=

sellschaft eben so rachsüchtig war, wie Marat und Mirabeau. Ferner der Gerichtsbote Maillard, der sich beim Sturm auf die Bastille hervorgethan, der Pole Lozowski rc. Auch eine Amazone hatte sich beim Bastillenkampf ausgezeichnet und war seitdem bei den Volksaufläufen stets voran. Théroigne, zubenannt die schöne Lütticherin, war, obgleich schon 30 Jahre alt, doch noch sehr reizend, trug einen Federhut, ein kurzes blaues Kleid, Säbel und Pistolen und eine Reitpeitsche. Zu Méricourt bei Lüttich geboren, war sie von einem Edelmann verführt worden und immer tiefer in Schande gesunken, der sie sich plötzlich auf eine heroische Art zu entreißen suchte, um sich an der Aristokratie zu rächen, deren Opfer sie geworden war. Ueberhaupt fingen die Weiber an, sich in die Revolution zu mischen. Die berüchtigten Pariser Fischweiber (Poissarden) machten von ihrer alten Macht, der Grobheit, jetzt einen politischen Gebrauch, und trugen das meiste bei, Sprache und Benehmen der demokratischen Partei zu verwildern. Auch in dieser Beziehung war ein Extrem in's andere übergesprungen. Die Corruption des Hofes hatte sich bisher mit allen Grazien feiner Sprache und Sitte verhüllt, die angemaßte Tugend des Volkes trug dafür nun eine studirte Ungeschliffenheit zur Schau.

Bailly mußte als Maire von Paris seine ganze Zeit der dringenden Sorge um die Lebensmittel opfern. Tag und Nacht quälte er sich ab, dieselben herbeizuschaffen, um den grimmigen Cerberus der Revolution mit Brod wenigstens hinzuhalten. Auch die Nationalversammlung hatte mitten unter ihrem Theorienstreit Zeit gefunden, dem leeren Staatsschatz einigen Nothbedarf zufließen zu lassen durch eine patriotische Steuer vom vierten Theil des Einkommens. Aber es war nicht Jedermann so patriotisch gesinnt, diese Steuer zu bezahlen. Fast überall war das Land in Gährung oder offenem Aufstande. Daher auch die Lebensmittel, ehe sie nach Paris kamen, oft unterwegs aufgefangen wurden. Um die brodlosen Arbeiter in Paris zu beschäftigen, gründete Bailly auf dem Montmartre die ersten Nationalwerkstätten, worin 17,000

Arbeiter täglich 20 Sous verdienten. Die Mittel dazu, wie für den Brodaufkauf, mußte der Staat der Stadt liefern, denn schon hing die Existenz der Regierung vom guten oder bösen Willen einer einzigen Stadt ab. Der Nothstand forderte zu Vergleichungen auf. Der Hof von Versailles schwamm immer noch scheinbar im Ueberfluß. Daß man das Brod dort holen solle, ging wie eine Ahnung durch Paris. Einige glaubten mit Recht, wenn der Hof und die Nationalversammlung nach Paris übersiedelten, würden hier auch Lebensmittel und Geld sich wieder häufen. Die Demokraten aber hatten den Nebengedanken, Hof und Versammlung unter die unmittelbare Aufsicht und Zuchtruthe des Pariser Pöbels zu stellen, um mit ihnen anfangen zu können, was man wollte. Der Hof selbst gab die unglückliche Veranlassung dazu, daß diese bösen Gedanken schneller reiften.

Da der König sich mit der Nationalversammlung in ein verträgliches Einvernehmen gesetzt hatte, glaubte er keinen Anstoß zu erregen, wenn er, um sich vor Pöbelaufläufen zu schützen, wenigstens ein Regiment Linientruppen nach Versailles kommen ließ. Es war das Regiment Flandern, welches nur, indem es einen Gewehrtransport aus Flandern für die Nationalgarde von Paris deckte, vorübergehend da zu seyn schien, und überdies dem Commandanten der Nationalgarde von Versailles unterstellt wurde. Allein bei einem Gastmahl zu Ehren der Offiziere dieses Regiments, am 1. October, sprach sich die royalistische Stimmung zu laut und unvorsichtig aus. Der König erschien mit der Königin, man zog die Degen und schwur ihnen Treue. Man sang das royalistische Lied, welches nach einer damals beliebten Oper der treue Sänger Blondel dem gefangenen König Richard Löwenherz gesungen: ô Richard, ô mon roi! und hatte noch so viel Wein übrig, daß man ein Paar Tage später, um ihn vollends auszutrinken, das Fest wiederholte. Diese Schwelgerei gegenüber dem Brodmangel in Paris erweckte den ganzen Zorn des Volks und wurde mit den gehässigsten Uebertreibungen wiedererzählt. Zugleich ver=

lautete, die royalistische Partei beabsichtige eine Entführung des Königs nach Metz. Dem wollten die Demokraten zuvorkommen und beeilten sich daher, den König mit Gewalt nach Paris zu holen. Mit jener Entführung nach Metz war es allerdings der Hofpartei Ernst, aber der König weigerte sich fortwährend. Hätte er darein gewilligt, so wäre das Herbeiziehen des Regiments Flandern gar nicht nöthig gewesen, er hätte sich still entfernen können.

Die demokratischen Verschwornen in Paris hätten den König nicht nach Paris zu holen vermocht, wenn sich ihnen die Nationalgarde widersetzt hätte. Aber Lafayette selbst war für die Entführung, weil er in Paris, wo er damals alles galt, den König ganz in seiner Gewalt zu haben hoffte und dem König überdies eine Demüthigung gönnte, weil derselbe die Promulgation der Menschenrechte für überflüssig erklärt hatte. Lafayette ließ daher den demokratischen Pöbel diesmal gewähren. Die Verschwornen schoben die Weiber voran. Am 5. October in der Frühe belagerten Weiber, nach Brod schreiend, die Bäckerläden. Ein junges Mädchen bemächtigte sich einer Trommel und schlug Allarm. Männer in Weiber verkleidet, ordneten die Züge, Maillard leitete das Ganze, auch die Amazone Théroigne fehlte nicht. Jedes Frauenzimmer, dem die Weiber begegneten, wurde gezwungen, mitzuziehen. Sie stürmten das Stadthaus, raubten die dort befindlichen Waffen und zogen, etwa 7000 mit drei Kanonen nach Versailles. Lafayette eilte unter die vor dem Stadthause versammelte Menge, scheinbar um die Ordnung mittelst der Nationalgarde herzustellen. Aber diese selbst war schon in den Plan eingeweiht und schwankte. Die Einen verlangten, er solle sie nach Versailles führen, um den König zu holen. Andere billigten diese Maaßregel, um wenigstens die Wuth der Weiber zu zügeln und den König zu beschützen. Lafayette stellte sich nun, als ob er nur gezwungen nachgäbe, und ließ alles marschiren, um dem König die Wünsche der Gemeinde von Paris

vorzulegen: Entfernung der Truppen, Uebersiedlung des Hofes nach Paris und Anerkennung der Menschenrechte.

Um drei Uhr kamen die Weiber nach Versailles, drangen in die Nationalversammlung ein und Maillard stellte in ihrem Namen die Forderung, das Regiment Flandern zu entfernen, die Gardes du Corps des Königs zur Rechenschaft wegen des Festes vom 1. October zu ziehen und den Parisern Brod zu geben. Man suchte sie zu beruhigen und nöthigte den Präsidenten, damals Mounier, zwölf von den Weibern als Deputation zum König selbst zu führen. Diese wurden gütig empfangen, die königliche Nähe imponirte ihnen, sie kehrten zufrieden zu den andern Weibern zurück, von denen sie aber mißhandelt wurden. Diese wüthenden Weiber und der männliche Pöbel, der sich zu ihnen gesellte, griff die Gardes du Corps an, von denen einige fielen und die sich auf Befehl des Königs zurückziehen mußten. Noch aber waren die Weiber zu schwach, um mehr zu wagen und ein heftiger Regen zerstreute sie. In der Nacht kam Lafayette mit wenigstens 20,000 Nationalgarden an, gelobte den König zu schützen und besetzte alle Posten, mit Ausnahme derer im Schloß, die der König unvorsichtig den Gardes du Corps vorbehielt. Kaum aber hatte sich Lafayette gegen Morgen ein wenig zur Ruhe gelegt, als ein Haufen bewaffneten Pöbels mit Weibern untermischt, wahrscheinlich von Orleans, den man in dieser Nacht im Schlosse sah, bestochen, durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang in das Schloß drang und die Garde, die sich nicht vertheidigen durfte, zu morden begann. Zwei Köpfe derselben wurden von einem bärtigen Scheusal, Jourdan (deßhalb seitdem der Kopfabschneider benannt) abgesäbelt und auf Picken gesteckt. Eine Thüre nach der andern im Schloß wurde erbrochen. Die Königin floh aus dem Bett und im bloßen Unterrock zum König. Glücklicherweise kam Lafayette, der den Lärm gehört hatte, noch mit Nationalgarde herbei, rettete den König und die Gardes du Corps und trieb den Pöbel wieder aus dem Schlosse. Nun sammelte sich aber ein unermeßlicher Haufen

vor den Fenstern des Königs und schrie aus einem Munde, er solle nach Paris kommen. Und der König, der allen Bitten seiner Freunde, in der Nacht zu entfliehen, widerstanden hatte, immer wieder behauptend, er wolle dem Herzog von Orleans nicht das Feld räumen, erklärte sich bereit, dem schrecklichen Rufe zu gehorchen. Die Nationalversammlung ließ ihn damals völlig im Stich und brachte nichts zu seinen Gunsten vor, als daß sie ihm nach Paris folgen werde. Lafayette wollte den Augenblick, in welchem das Volk durch die Bereitwilligkeit des Königs befriedigt schien, benutzen, um es auch mit der Königin und den Gardes du Corps auszusöhnen und führte nach einander, zuerst die Königin auf den Balkon, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte, dann einen Gardesoldaten, den er umarmte. Beides wurde von dem leicht beweglichen Volke mit rauschendem Beifall aufgenommen. Nun fiel kein Exceß weiter vor, aber noch am nämlichen Tage mußte sich die königliche Familie in einem großen Staatswagen langsam und Schritt vor Schritt mitten in dem unermeßlichen Zuge von Weibern und Nationalgarden nach Paris fahren lassen. Die Picken mit den beiden Köpfen wurden zwar nicht, wie behauptet worden ist, unmittelbar vor dem Wagen hergetragen, ragten aber dennoch aus dem Zuge hervor.

Dieser Sieg des Aufruhrs über das Gesetz und der demokratischen über die constitutionelle Partei hatte zur Folge, daß nicht nur ein großer Theil des Adels die Nationalversammlung verließ und in's Ausland emigrirte, sondern daß auch die bisherigen Häupter der streng constitutionellen Partei, namentlich Mounier und Lally Tolendal diesem Beispiele folgten. Mounier hatte am 5. October den Kelch der Präsidentschaft bis auf die bitterste Hefe geleert. Er sah die Gesetzlichkeit mit Füßen getreten und hatte vollkommen Recht, wenn er nichts mehr von der Nationalversammlung hoffte. Dieser gefeierte Deputirte der Dauphiné war so weit herabgekommen, daß es in Versailles und Paris aus Furcht vor der Volkswuth kein Drucker mehr wagte, eine Zeile von ihm zu

drucken. Das rechtfertigte seinen Austritt. Wunderbar aber war es, daß gerade er, der zuerst den Eid im Ballhause „sich nicht zu trennen, bis die Constitution fertig sey" veranlaßt hatte, jetzt der erste seyn mußte, der ihn brach. Seine Unpopularität lehrte, wie schrecklich schnell in Revolutionen die Volksgunst wechselt. Aber Niemand nahm diese Lehre an; wer nach ihm die Volksgunst errang, wähnte nicht, sie ebenfalls verlieren zu können. Im Ganzen waren es mehr als zweihundert Deputirte, die nicht mit nach Paris giengen, lauter solche, die bisher den König hatten schützen helfen. Dagegen setzte Lafayette damals noch eine, dem König besonders am Herzen liegende Maaßregel durch, indem er den Herzog von Orleans bewog, unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung, nach England zu gehen. Mirabeau, den man beschuldigt hatte, ein Anhänger Orleans zu seyn, sagte damals: ich möchte ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben. Wenn dieser Herzog je gehofft hatte, der König werde ermordet und er an dessen Stelle Regent werden, so war diese Hoffnung fürs erste durch des Königs Nachgiebigkeit gegen das Volk vereitelt und er reiste ab. Mounier versammelte in seiner Provinz Dauphiné die Provinzialstände und protestirte gegen die Versetzung der Nationalversammlung nach Paris, aber die letztere hob alle Provinzialstände auf, Mounier sah sich verlassen und emigrirte.

Der König bewohnte in Paris das große Schloß der Tuilerien, die Nationalversammlung wurde im Reithause untergebracht. Trotz des Austritts so vieler Abgeordneten blieben die Parteien in der Versammlung die nämlichen. Was mit den aus ihr verschwundenen Royalisten und Aristokraten für den König verloren war, wurde ersetzt durch die Mäßigung derer, die bisher viel weiter gegangen waren. Die Mehrheit der Nationalversammlung fühlte, es sey jetzt genug, man müsse die Volksleidenschaften zügeln und dem Gesetze Achtung verschaffen. Mirabeau selbst trat in geheime Verbindung mit dem König und nahm Geld von ihm. Lafayette und Bailly freuten sich, daß ihr Ansehen durch die Anwe-

senheit der Nationalversammlung in Paris verstärkt wurde und zeigten den gewissenhaftesten Eifer, die Ordnung zu handhaben. Die Redefreiheit der Adeligen und Priester, die Muth genug behalten, in der Versammlung zu bleiben, wurde geachtet. Unter ihnen zeichnete sich von Seite des Adels der Dragonerrittmeister von Cazalès durch feurige Beredsamkeit und heldenmäßige Haltung, von Seite des Klerus der Abbé Maury durch unermüdliche und bissige Dialectik aus. Instinctartig und ohne Verabredung setzten sich alle Anhänger des Alten und gemäßigte Constitutionelle auf die rechte, alle, die in der Revolution noch weiter gehn wollten, auf die linke Seite des Präsidenten, ein Gebrauch, der auf alle spätern Deputirtenkammern des Continents überging.

Die Aufrührer hatten ihren wichtigsten Zweck, den König nach Paris zu bringen, erreicht, waren aber mit der neuen Ordnung nicht zufrieden und suchten sie sogleich wieder zu stören. Diesmal war ein wohlhabender und braver Bürger von Paris, der Bäcker François, das Opfer, den man fälschlich des Kornwuchers verdächtigte und grausam ermordete (19. Octbr.). Aber das machte die gemäßigte Partei nur noch einiger und entschlossener. Die Nationalversammlung decretirte ein Martialgesetz und Lafayette fachte unter der Nationalgarde einen so edeln Eifer an, jede neue Erhebung des Pöbels zu unterdrücken, daß, nachdem auch zwei von den Mördern des Bäckers hingerichtet worden waren, die Aufrührer wirklich Furcht bekamen und sich lange Zeit ruhig verhielten.

Die Nationalversammlung konnte nun die Berathung der Constitution fortsetzen und war sehr thätig. Gewarnt durch Mouniers Beispiel suchte sie die Gewohnheitsmacht der Provinzen zu brechen und gab Frankreich eine ganz neue Eintheilung in 83 Departements. Jedes wurde wieder in Districte, diese in Cantone getheilt. Eben so wurde das Gemeindewesen durch ein Municipalgesetz regulirt. Alle männlichen Bürger, sofern sie großjährig, ein Jahr lang ansäßig waren und eine directe Steuer bezahlten, waren Activbürger, wählten in die Urversammlungen

und bildeten die Nationalgarde, alle Gewalt ging von unten aus und stammte aus Wahlen. Indeß belief sich die Zahl der Activbürger nur auf 4 Millionen und diese blieben vom Pöbel beneidet. Alle Criminalsachen wurden dem Volksgericht gewählter Geschwornen zugewiesen und öffentlich und mündlich verhandelt. Da man vor allem Geld brauchte und die patriotische Steuer bei weitem nicht hinreichte, so lockte die große Beute der Kirchengüter zu sehr, als daß man nicht die Hände darnach hätte ausstrecken sollen. Der junge Bischof von Autun, Herr von Talleyrand-Perigord, der damals schon die Politik annahm, sich der jedesmal mächtigsten und des Erfolges gewissen Partei anzuschließen, hatte zuerst den Gedanken angeregt*) und Mirabeau ihn weiter ausgeführt. Vergebens erschöpfte sich Maury's Beredsamkeit, den Plan zu hintertreiben. Die Ansprüche des Klerus klangen den Söhnen des philosophischen Jahrhunderts wie verschollene Stimmen aus dem Mittelalter. Maury wurde vom Pöbel angefallen, rettete sich aber durch die kecke Frage: wenn ihr mich an den Laternenpfahl hängt, werdet ihr dann heller sehen? Man kam überein, sämmtliches Kirchengut in Frankreich zur Verfügung der Nation

*) Talleyrand hatte von Geburt an einen Klumpfuß als echter diable boiteux. Schon mit 16 Jahren verführte er drei schöne Töchter einer armen Wittwe zugleich, wurde in einer Spielhölle aufgegriffen und ein Jahr lang im Schloß Vincennes gefangen gehalten. Da heuchelte er die tiefste Frömmigkeit und that, als ob er Trappist werden wollte. Man machte ihn zum Abbé. Da hofirte er der Dubary, wurde durch sie mit zwei reichen Abteien dotirt, hielt Maitressen und schwelgte. Um nun noch mehr Geld zu seinen Verschwendungen zu gewinnen, hofirte er Calonne, und machte ihm Finanzpläne. Zum Bischof ernannt, kam er zu den Notabeln. Von Calonne ging er zu Necker über, um auch diesen zu verlassen, sobald derselbe nichts mehr galt. In der Nationalversammlung warf er sich zum Chef des liberalen Klerus auf und affectirte die wärmste Schwärmerei für Humanität, Freiheit und Gleichheit, weshalb er auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen beantragte und durchsetzte.

zu stellen, für 400 Mill. Livres davon zu verkaufen und eben so viele Millionen Assignaten auszugeben, deren Pfand sie darstellen sollten (19. December). Der heftige Widerstand der Geistlichkeit in und außer der Versammlung führte zu noch weiteren Schritten. Am 5. Febr. 1790 wurden alle Klöster in Frankreich aufgehoben. Die vorher trefflich verwalteten Kirchengüter kamen nun, nachdem man die immer gut von der Kirche behandelten Pächter ausgetrieben, in die Hände von speculativen Käufern, welche sich nur durch Verkauf der Gebäude auf Abbruch, Ausholzen der Wälder &c. bereicherten und einen landverderblichen Güterschacher anfingen, der den Ertrag der Güter minderte, ohne dem kleinen Ackerbauer zu Gute zu kommen.

Mirabeau hoffte, wenn er an die Spitze des Ministeriums träte, ein festes constitutionelles Königthum zu gründen und der Anarchie Meister zu werden, aber Lafayette's Eifersucht bewirkte am 7. Nov. 1789 die Verwerfung eines Antrags in der Nationalversammlung, dessen Annahme Mirabeau in's Ministerium geführt haben würde. Fortan bitterster Groll zwischen Mirabeau und Lafayette, wodurch jede Kräftigung der gemäßigten und loyalen Partei unmöglich wurde.

Ein unglücklicher Plan, während des Winters den König zu entführen, regte die Volksmassen von neuem auf. Marquis von Favras, ein junger feuriger Anhänger des Königs, hatte den Plan mit Personen des Hofes verabredet, ohne Wissen des Königs selbst, den man zur Flucht zwingen wollte, die er nie gebilligt hatte. Es wurde verrathen, Favras verhaftet. Einen Volksauflauf unterdrückte Lafayette und nahm 200 Meuterer gefangen, aber Favras hatte sich zu sehr compromittirt, das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Er starb, ohne einen einzigen Namen seiner Mitschuldigen verrathen zu haben, mit ritterlichem Muthe am Galgen, umheult von der wahnsinnigen Lust des Pöbels, 19. Febr. 1790. Dagegen gelang es dem Ansehen der Gemäßigten, die Freilassung Besenvals durchzusetzen.

Während in diesem verhältnißmäßig ruhigen Winter die Straßenaufläufe abnahmen, zog sich der Aufruhr zur Vorbereitung neuer Schrecken in die Klubs zurück. Diese begannen eine große Rolle zu spielen. Jede Partei hatte den ihrigen, aber wenn die rechte Seite in der Nationalversammlung selbst die Oberhand behauptete, so gewann dagegen die linke sie in den Klubs. Der Klub Breton suchte, als er von Versailles nach Paris übersiedelte, ein neues und um den Zulauf der Pariser aufnehmen zu können, geräumigeres Lokal und fand es in der Jakobinerkirche. Davon bekam er den so berühmt gewordenen Namen des Jakobinerklubs. Mirabeau gehörte ihm an, ohne sich ihm hinzugeben, mehr um ihn zu benutzen. Die eigentlichen Häupter desselben waren damals immer noch Duport, Barnave, die Brüder Karl und Alexander Lameth, aber da sie in Versailles die äußerste Linke eingenommen, schlossen sich in Paris die bisherigen Lenker des Palais Royal an sie an und brachten noch viel revolutionärere Elemente unter sie, unter denen neben Danton vorzüglich Brissot, Herausgeber des vielgelesenen patriote français, hervorzuragen anfing. Der Klub wurde so zahlreich, daß er eine Rednerbühne, Secretäre, Tribune annahm wie die Nationalversammlung, deren Nebenbuhler er werden sollte. Hier wurden alle die Umsturzreden gehalten und beklatscht, die man in der Nationalversammlung nicht halten konnte. Im Sinne dieses Klubs wirkte auch die Pariser Presse, ja einzelne Winkelblätter gingen noch viel weiter und drangen unaufhörlich auf Erneuerung der Blutscenen, um alle Royalisten und Aristokraten zu vertilgen. — Indignirt durch dieses Treiben bildeten Lafayette und Bailly mit Sièyes, Talleyrand, Chapelier und den gemäßigten Constitutionellen einen besondern Klub „die patriotische Gesellschaft von 1789" im Palais Royal, an den auch Mirabeau sich unparteiisch anschloß, der aber gerade, je mehr er aus honetten Leuten bestand, dem Pöbel zu vornehm und reactionär erschien. Ein dritter, s. g. Klub der Unparteiischen wurde von denen gestiftet, die am weite-

sten rechts saßen, Malouet an der Spitze. Da sie aber nicht einmal den Muth hatten, sich zu einer Partei zu bekennen, und aus derselben Furcht Maury und d'Espremenil ausschlossen, konnten sie auf keine Achtung Anspruch machen und wurden schon im Mai durch den Pöbel auseinandergejagt und an jeder weiteren Zusammenkunft verhindert. Nicht besser erging es dem Klub der Volksfreunde, in welchem die Geistlichkeit einen letzten Versuch machte, der immer mehr verschwindenden Religiosität der Hauptstadt zur Stütze zu dienen.

In der Nationalversammlung herrschte im Frühjahr und Sommer viele Bitterkeit. Mirabeau begann verdächtigt zu werden, schlug aber seine jakobinischen Ankläger mit dem ganzen Gewicht seiner alten Popularität und persönlichen Ueberlegenheit nieder. Robespierre, Advokat aus Arras, begann sich durch seine langweilige Zähigkeit im Verdächtigen bemerklich zu machen, wurde aber noch wegen seines mittelmäßigen Talentes verachtet. Ihm waren die Jakobiner, die doch schon Mirabeau angriffen und mit Lafayette zerfallen waren, noch viel zu gemäßigt, er nahm aber nichts von dem Cynismus Dantons, Camille Desmoulins und Marats an, sondern gefiel sich in einem zierlichen Anzug, sorgfältiger Frisur und in einer orakelnden und systematischen Sprache, wodurch er dem Pöbel, dessen Sache er führte, unendlich imponirte. Maury und seine wenigen Anhänger rächten sich für die ihnen ungünstigen Abstimmungen durch die beißendsten Sarkasmen in der Debatte. Alle diese Persönlichkeiten aber hielten das Constitutionswerk nur wenig auf. Um den Widerstand des Klerus zu brechen, wurden am 16. Juni alle Geistlichen verpflichtet, der Nation Treue zu schwören und denselben am 12. Juli eine Civilconstitution gegeben, wofür der Abgeordnete Camus, ein seichter Schwärmer für Aufklärung, besonders thätig war. Damals brachte auch (am 19. Juni) der preußische Baron Klotz, der sich Anacharsis Cloots nannte und dessen Hirn verbrannt war, ein zum Theil aus der Theatergarderobe in die Costüme aller Nationen verkleidetes

Gesindel vor die Schranken der Nationalversammlung, angeblich als eine Deputation des gesammten Menschengeschlechts, und fand mit dieser Comödie einen lauten, vorher verabredeten Beifall. Bei dieser Gelegenheit trug ein gewisser Lambel darauf an, um die Gleichheit aller Menschen zunächst in Frankreich zu bethätigen, sollten alle Erb- und Adelstitel und Standesunterschiede verschwinden. Lafayette, der sich längst nur als Bürger ansah, unterstützte den Antrag und so verlor der Adel alle seine äußeren Vorrechte, Namen, Wappen und Livreen, was den größten Theil der noch in der Versammlung sitzenden Edelleute nun ebenfalls zum Austritt bewog. Während auf diese Weise das aufgeklärte Bügerthum die Kirche und den Adel tief erniedrigte, bewies es sich im Sinne der constitutionellen Monarchie dem König günstig. Derselbe erhielt 25 Millionen Livres Civilliste und die Initiative in Bezug auf Krieg und Frieden, was durch Mirabeau's Redekraft ertrotzt wurde.

Ohne Zweifel mißkannten diese philosophischen Gesetzgeber das Wesen der katholischen Kirche und die Natur des französischen Volks. Sie durften in einer Nothzeit vom übermäßigen Reichthum der Kirche, was zu viel war, wegnehmen. Sie durften, wo die Geistlichkeit demoralisirt war, auf reinere und einfachere Sitten dringen. Aber sie durften dem Priester nicht befehlen, seinen Kircheneid zu brechen, um sofort Staatsdiener zu werden. Sie konnten, wie später folgerecht geschah, die ganze Kirche aufheben, aber nicht die römische Kirche in eine Staatskirche verwandeln. Vor allem mußten sie dem gläubigen Landvolk Rechnung tragen, dem sie doch niemals ihre Philosophie beibringen konnten. Es war möglich, die alte Kirche umzuschaffen durch eine Reformation; durch eine blos politische Revolution dagegen konnte diese alte Kirche nur vorübergehend unterdrückt werden, um dann ganz als die alte und mächtiger als je wieder aufzustehen. Nicht minder täuschten sich die Philosophen im Naturell der Franzosen, indem sie alle Rangunterschiede, Titel und Auszeichnungen aufhoben. Die Franzosen sind

viel zu eitel, um dieselben auf die Dauer entbehren zu können. Endlich war es ein Irrthum, indem man die Gleichheit und Einfachheit nordamerikanischer Bürger auf französischen Boden verpflanzte, doch noch einen König beizubehalten. Von diesem Standpunkte der Freiheit und Gleichheit aus schien der König in Paris eben so überflüssig, wie in Philadelphia, was Robespierre am richtigsten erkannte. Maury lachte über die Decrete und sagte voraus, die sich überstürzende Revolution werde nichts Dauerhaftes gründen, sondern nur die Reaction beschleunigen. Talleyrand übernahm es, als bereits geweihter Bischof von Autun, alle die neuen s. g. constitutionellen oder eidleistenden Bischöfe zu weihen, welche an die Stelle der eidweigernden und deßhalb abgesetzten Bischöfe traten. Der Papst excommunicirte ihn, aber das genirte weder Talleyrand, noch die Nationalversammlung.

Die Presse wetteiferte, alles Kirchliche in den Koth zu ziehen. Schon Ende 1789 war ein catéchisme du genre humain erschienen, worin die Religion als Betrug, die Ehe als ein Attentat gegen die menschliche Freiheit bezeichnet wurde. Camille Desmoulins ließ seiner Zeitschrift Holzschnitte beidrucken, welche Geistliche und Nonnen in den obscönsten Situationen darstellten. Auf den Pariser Theatern wurde le mariage du pape (der Papst heirathet die Frau von Polignac), l'audience du Grand Lama (worin der Papst als tibetanischer Dalai Lama verspottet wird) 2c. aufgeführt. Das Buch extrait des minutes du Vatican enthielt die abscheulichsten Blasphemien. Auch die Rührung durfte nicht fehlen. Man stellte auf den Theatern les victimes cloitries 2c. dar.

In den Provinzen dauerten inzwischen die Unruhen fort. Hier raubte der Pöbel, wurden verhaßte Beamte mißhandelt oder ermordet, stürmten Nationalgarden die Castelle aus Argwohn gegen die Linie (so in Marseille, Grenoble, Montpellier), wurden die Garnisonen meuterisch. Dort suchten sich die alten Parlamente und Provinzialstände zu halten und stand das altgläubige Volk für seine Priester auf; z. B. in Nismes, wo die katholische Partei mit den

Neuerern zu offenem Kampfe kam und 130 Menschen fielen. In dieser allgemeinen Verwirrung föderirten sich häufig die Nationalgarden benachbarter Orte und bildeten sich Klubs, die mit dem Jakobinerklub in Paris in enge Verbindung traten. In Lyon versammelten sich 50,000 Nationalgarden und schwuren sich Eintracht. Das führte zur Idee einer allgemeinen Föderation der neuen Departements und deren Vertretung bei einem am 14. Juli, als am Jahrestage des Bastillesturmes in Paris abzuhaltenden großen Nationalfest. Bailly und Lafayette wirkten eifrig dazu mit, in der Hoffnung, die Haltung bei dem Feste werde eine constitutionelle seyn und die Autorität sich dadurch im ganzen Lande befestigen.

Paris traf colossale Anstalten für das Fest. Man machte aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater und die halbe Bevölkerung arbeitete an den Terrassen desselben. Man sah Vornehm und Gering, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Soldaten und Nonnen, Mönche und Freudenmädchen durcheinander in fröhlichem Getümmel schaufeln und karren. Die amphitheatralischen Sitze faßten 300,000 Zuschauer. In der Mitte war ein großer und hoher „Altar des Vaterlandes" errichtet, davor die Loge des Königs und der Nationalversammlung. Alles wimmelte von Fahnen, allegorischen Vorstellungen und Inschriften. Am 14. regnete es, man ließ sich aber nicht dadurch stören. Das Amphitheater war vom frühen Morgen an mit Zuschauern überfüllt. Um 9 Uhr setzte sich der Zug aus der Stadt in Bewegung. Lafayette auf weißem Roß commandirte an diesem Tage sämmtliche Nationalgarden. Ein Theil der Garde von Paris eröffnete den Zug, dann folgten die Behörden der Hauptstadt, ein Zug von Kindern, die Nationalversammlung, ein Zug von Greisen, hierauf 40,000 Föderirte aus den Departements mit ihren Fahnen, endlich der Rest der Pariser Nationalgarde. Auf dem Altar hielt Talleyrand die Messe, unterstützt von 200 Priestern, die den Civileid geleistet, in weißen Kleidern mit der dreifarbigen Schärpe, und von 1200 Musikern; 300 Trommlern und dem Kanonendonner übertönt. Der

König, der Hof, die Minister hatten sich rechtzeitig eingefunden, jedoch auf besonderem Wege, die Natinalversammlung nahm neben ihnen Platz. Nach der Messe stieg Lafayette auf den Altar und sprach den Eid der Treue für Nation, Gesetz und König, unter unermeßlichem Jubel. Erst nach ihm leistete den Eid von seinem Sitz aus der König und der Präsident der Nationalversammlung. Gerade als der König sprach, hörte der lange Regen auf und die Sonne beschien sein Gesicht, was einen für ihn sehr günstigen Eindruck machte. Um sich rascher zu trocknen, begann die Menge um den Altar zu tanzen, was auch auf dem zu diesem Zweck planirten Bastillenplatz geschah. Alles berauschte sich in Frohsinn.

Nur die äußerste Umsturzpartei war mit dieser Einigkeit unzufrieden. Marat im Ami du peuple und C. Desmoulins in den révolutions de France et de Brabant schrieben der eine ingrimmige, der andere spöttische Artikel darüber. Malouet versuchte den ersteren anzuklagen, aber ohne Erfolg. Marat hielt sich versteckt.

Im August trugen sich wichtige Dinge in Nancy zu. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux und zwei französische Regimenter empörten sich, vom Volk unterstützt, gegen ihre Offiziere und preßten denselben große Geldsummen ab. General Bouillé, der in den östlichen Departements commandirte, zog mit geringer Macht im Namen des Gesetzes und des Königs gegen die Stadt. Ein muthiger junger Offizier, Desilles, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, welche die Aufrührer gegen Bouillé's Truppen abfeuern wollten, opferte sich aber nutzlos, denn man schoß. Bouillé drang inzwischen dennoch in die Stadt und blieb Sieger (31. Aug.). Der Kriegsminister wagte nicht, die französischen Meuterer zu bestrafen, nur die Schweizer Cantone befahlen gemäß ihrer besondern Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter strenge Bestrafung des Regiments Chateauvieur, von dem 23 Mann hingerichtet und 42 auf die Galeeren nach Brest geschickt wurden, wo gleichzeitig ein großer Aufstand der Matrosen ausgebrochen war.

Am 4. September legte Necker, der ganz unnütz geworden war, seine Stelle nieder, aus Verdruß, weil abermals 800 Millionen Assignaten gemacht wurden. Er reiste nach Genf ab, niemand bedauerte ihn. Weil aber die Assignaten auf Nationalgüter lauteten, d. h. hauptsächlich auf Kirchengüter (denn die Güter des emigrirten Adels waren damals noch nicht confiscirt), protestirten am 30. October dreißig französische Bischöfe gegen alle Eingriffe der Nationalversammlung in die Rechte der Kirche, unterstützt vom Papste. Die Versammlung fürchtete die Aufstände des den Priestern treuen Landvolks und verstand sich dazu, daß auch nicht vereidigten Priestern gestattet seyn solle, Gottesdienst für die zu halten, die es wünschten.

Damals gründete Abbé Fauchet mit dem Philosophen Condorcet in Paris einen cercle social oder la confédération générale des amis de la verité, worin er die alte wankende Kirche überhaupt durch eine neue wenigstens versuchsweise zu ersetzen unternahm. Es war eine Mischung von Freimaurerei und Christenthum, Vernunftreligion mit evangelischen Formen. *) Diese Alfanzerei wurde von Camille Desmoulins verspottet und nicht lange geduldet, der Klub geschlossen, aber der hier zuerst geltend gemachte Grundsatz „Verbrüderung des ganzen Menschengeschlechts" erhielt doch noch eine praktische Bedeutung, als der Krieg die Franzosen über die Grenzen führte und die Propaganda der Freiheit ihnen als nützliche Waffe gegen das Ausland diente. — Im Jakobinerklub entstand eine starke Spaltung zwischen den gemäßigten Mitgliedern des alten Klub Breton (Duport, Lameth, Barnave ꝛc.) und den neuen Demokraten (Brissot, Robespierre, Petion, Freron, Carra, Gregoire, Buzot ꝛc.). Die letztern drängten zu Erweiterungen der Freiheit und zu Beglückung des Volks. Nach Rousseau's Begriffen, welche besonders Robespierre geltend machte, sollte die ganze höhere

*) Alles lief im Prinzip auf die Ausbildung des „Gottes in uns" hinaus: deviens Dieu! l'homme est Dieu, connois toi!

Gesellschaft verderbt und Unschuld und Tugend nur noch bei den Armen, dem eigentlichen Volke zu finden seyn. Daher sollte alles für das Volk geschehen. Der Staat bewilligte der Stadt Paris ungeheure Summen, um Brod für das Volk anzuschaffen, so daß man es in der Hauptstadt wirklich halb so wohlfeil kaufte, als in den Provinzen. Die Zahl der in die Nationalwerkstätten am Montmartre aufgenommenen Arbeiter stieg auf 31,000, die alle der Staat bezahlen mußte. Viele Städte im Lande ahmten dieses Beispiel nach, um den Pöbel zu füttern und dadurch von weiteren Excessen abzuhalten.

Man half sich im Herbst und Winter leidlich durch. Lafayette war wachsam und die Jakobiner wagten nichts Ernstliches, der König hatte einen Theil des Sommers in St. Cloud zubringen dürfen. Er hätte leicht entfliehen können. Sein Bruder Artois wollte von Savoyen aus nach Lyon vordringen, wo die königliche Sache viele Freunde hatte; nachher von Coblenz aus, wo der siegreiche und sehr gefürchtete Bouillé ihm die Hand reichen konnte. In dessen Lager schien der König sicher. Mirabeau dagegen wollte ihn von den Emigrirten trennen und rieth zu einer Flucht nach der treuen Bretagne, wo er im Volk selbst eine Stütze gefunden hätte. Aber der König wies alle diese Vorschläge ab, weil er sich weder von seinem Bruder Artois abhängig machen, noch dem Ehrgeiz Orleans freien Spielraum lassen wollte, wenn er Paris verließe. Er verhielt sich merkwürdig träge und unentschlossen, worüber Mirabeau bitter klagte. Aber Mirabeau selbst war nicht ohne Schuld, indem er allein den König retten wollte und sowohl Bouillé, als Lafayette mied. Hätten sich diese drei Männer zur rechten Zeit geeinigt, so würden sie dem König ein achtunggebietendes Ansehen zurückgegeben haben. Indeß war der Hof selber so verblendet, gegen Lafayette, daß er eine Schmähschrift gegen denselben bezahlte.

Die Jakobiner nahmen die Versammlung des emigrirten Adels in Coblenz und die Reclamationen der deutschen Reichsfürsten,

welche namentlich im Elsaß begütert und durch die Abschaffung der Feudalrechte beeinträchtigt waren, zum erwünschten Vorwand, einen geheimen Verkehr des Königs mit dem Auslande, ein s. g. österreichisches Comité, dem die Königin vorstehen solle, vorauszusetzen. Sie verbreiteten die Meinung, der König stelle sich nur constitutionell und wolle die Nation einschläfern, um dann mit Hülfe ausländischer Armeen über sie herzufallen. Sie drangen aber damals mit ihrem Mißtrauen noch nicht durch, die Nationalversammlung arbeitete an der Constitution fort und Mirabeau schlug noch immer siegreich alle Angriffe der jakobinischen Partei nieder, Lafayette handhabte immer noch die Ordnung in der Stadt, nur in einzelnen Excessen verrieth sich die geheime Wuth des lauernden Pöbels. Als der Herzog von Castries den Jakobiner Karl Lameth im Duell verwundete, wurde ihm am 12. November das Haus gestürmt und geplündert. Ein neuer Klub der äußersten Rechten unter Clermont-Tonnêre wurde am 25. Januar 1791 durch Pöbelaufläufe an seiner Constituirung gehindert, während dagegen Danton und Camille Desmoulins zu derselben Zeit ungehindert in der Kirche der Cordeliers einen Klub eröffneten, der noch kühner redete und wildere Dinge vorbereitete, als der Klub der Jakobiner. Damals reisten zwei alte Tanten des Königs nach Rom, um dort das Ende ihrer Tage in Ruhe und an Altären der rechtmäßigen Kirche zu beschließen. Sie wurden unterwegs arretirt und weil man damit ein mögliches Nachreisen der ganzen königlichen Familie in Verbindung brachte, rathschlagte sogar die Nationalversammlung lang und heftig darüber, bis Maury rief, man solle sich schämen, wegen ein paar alter Frauen so viel Aufhebens zu machen. Sie erhielten nun Erlaubniß zur Weiterreise. Am 28. Februar wollte der Pöbel das nahe Schloß von Vincennes stürmen, weil es zu einem Gefängniß bestimmt war, wurde jedoch von Lafayette zurückgetrieben. Damals liefen viele treue Royalisten in die Tuilerien, dem König beizustehen, wenn etwa auch er angegriffen würde.

Weil einige darunter nur Dolche hatten, nannte das Volk seitdem diese Klasse die „Dolchritter".

Am 2. April 1791 starb Mirabeau nach kurzer Krankheit.*) Er imponirte den Gegnern auch noch im Tode. Man bestattete ihn auf wahrhaft königliche Art und verwandelte die Kirche der h. Genoveva (der Schutzheiligen von Paris) in ein antikes Pantheon, um zuerst Mirabeau's irdische Reste, dann die anderer unsterblicher Franzosen in dasselbe aufzunehmen.

In Wahrheit war Niemand über diesen Todesfall bestürzter als der König. Von nun an war Keiner mehr in der Nationalversammlung, der ihn hinreichend hätte schützen können. Er erfuhr es nur zu bald. Als er am 18. April nach St. Cloud fahren wollte, hielt der Pöbel seinen Wagen auf. Lafayette wollte ihm Raum verschaffen, aber der König wollte nicht Gewalt anwenden lassen und blieb in Paris. Von diesem Augenblick an aber gab er dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum. Am 23. erließ er durch den Minister des Auswärtigen, Montmartin, ein Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er mit Ostentation erklärte, er werde die Constitution halten. Damit aber sollte nur seine geheime Absicht maskirt werden. Sehr viel scheint zu dem Fluchtgedanken auch der Umstand beigetragen zu haben, daß man ihn drängte, seinen unbeeidigten Beichtvater zu verabschieden und sich eines beeidigten zu bedienen. Je länger er blieb, je mehr kam er in Gefahr, in den Augen des Papstes und des frommen Volks als Mitschuldiger der Revolution zu erscheinen. Auch rückten nach Mirabeau's Tode dessen bisherige Gegner Duport, Barnave 2c. in die Lücke ein, die er gelassen, damals schon gedrängt, gestoßen und verdächtigt von denen, die im Jakobinerklub noch revolutionärer waren, als sie selbst. Die linke Seite machte eine starke und rasche

*) Ein dunkles Gerücht beschuldigte Talleyrand, ihn durch Gift beseitigt zu haben. Sie waren ehemals Vertraute gewesen, Mirabeau hatte aber in Talleyrands Seele geblickt und ihm seitdem die tiefste Verachtung bezeugt.

Bewegung vorwärts. Duport weissagte am 17. Mai in der Versammlung mit Schmerz, die Revolution werde sich in Uebertreibungen erschöpfen und das ermattete Volk werde endlich den Despotismus wieder willkommen heißen. Drei Tage später hielten Artois und Calonne eine Zusammenkunft mit Kaiser Leopold II. zu Mantua, der auch der geheime Agent Ludwigs XVI., Graf Durfort, beiwohnte. Der Kaiser hatte seine Schwester Karoline auf ihrer Rückkehr nach Neapel begleitet und zugleich seinen Sohn Ferdinand in Toscana als künftigen Herrscher eingesetzt. Er theilte aber weder die Meinung von Artois und Calonne, welche von ihm verlangten, er solle im Verein mit allen gekrönten Häuptern Frankreich mit Heeresmacht überziehen, noch auch die Meinung Duports, welcher die Flucht des Königs empfahl. Er urtheilte ganz richtig, ein Einmarsch fremder Truppen werde die Pariser wüthend machen und der königlichen Familie zum Verderben gereichen; das wäre vielleicht für die Brüder des Königs ein Vortheil gewesen, die alsdann die Krone geerbt hätten, diesem Plane aber wollte Leopold seine Schwester nicht zum Opfer bringen. Vor der Flucht aber warnte er ebenfalls, weil sie zu gefährlich war und wenn sie mißlang, den Bruch zwischen König und Nation vollenden mußte. Er rieth dem König auszudauern und auf der constitutionellen Bahn ruhig vorzuschreiten, das werde die Nation versöhnen. Mit diesem Rath aber war seiner Schwester Marie Antoinette nicht gedient, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und ihn in einem Schreiben vom 1. Juni nur bat, die französische Nation durch keinen Angriff zu reizen.*) Sie hoffte, je ruhiger

*) In diesem Briefe schrieb Marie Antoinette: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind. Auch würde dies Project den König in Schatten stellen.“ Sie erwog ihre eigne Lage eben so richtig, wie das ehrgeizige Vorgehen ihres Schwagers. Dieser Brief allein beweist, wie weit entfernt sie war, mit Artois im Complott zu handeln,

das Ausland bleibe, um so sicherer entfliehen zu können. Ihr Günstling, der schwedische Graf Fersen, betrieb die Flucht und sein ritterlicher König Gustav III. harrte schon in Aachen, um das gerettete Königspaar zu empfangen. Es verstand sich von selbst, daß es für Ludwig das Räthlichste war, sich in Bouillé's Lager zu flüchten und an der Spitze eines treuen Heeres selbst zu handeln, nicht als Gefangener in Paris zu bleiben, während das Ausland einen Angriff machte. Das Ausland sollte nur drohend hinter Bouillé stehen. Der König hätte diesen ihm schon längst vorgeschlagenen Plan ein Jahr früher ausführen sollen, jetzt war es schon zu spät.

Man ahnte, was geschehen sollte. Lafayette bewachte das Schloß mit seiner Nationalgarde auf's schärfste und haftete der Versammlung für den König. Dieser aber, seine Gemahlin, Kinder und Schwester entkamen in der Nacht auf den 21. Juni verkleidet mit Hülfe des Grafen Fersen. In derselben Nacht entfloh auch Monsieur, Bruder des Königs und kam glücklich nach Belgien. Die königliche Familie reiste in Bouillé's Lager mit dem Paß eines Frankfurter Bankiers. Bouillé hatte jenseits Compiègne Truppenabtheilungen bestellt, welche die hohen Flüchtlinge aufnehmen sollten, die aber den Argwohn des Volks erregten und überall sich wieder entfernten, weil der König einen Tag später kam, als verabredet worden war. In St. Menehould ließ sich der König eine noch größere Achtlosigkeit zu Schulden kommen, indem er neugierig aus dem Wagen hinaussah. Der Postmeister Drouet aber, ein fanatischer Jakobiner, erkannte ihn, jagte auf einem raschen Pferde voraus nach Varennes und ließ dort den königlichen Wagen anhalten. Ehe die einzelnen Abtheilungen Reiterei, die Bouillé in die Nähe gesandt hatte, herbei kamen, war die königliche Familie schon gefangen. Als Bouillé selbst neun Stunden weit mit uner-

---

wessen man sie damals beschuldigte. Derselbe, den man für ihren Mitverschwörer hielt, war ihr gefährlichster Nebenbuhler.

hörter Anstrengung herbei kam, war sie schon auf dem Rückweg nach Paris, das ganze Land stand unter Waffen, seine müden Reiter weigerten sich, weiter zu ziehen, und so war der ganze Plan mißlungen.

Als die Flucht des Königs am 22. in Paris bekannt wurde, zeigte die Nationalversammlung, daß alle Macht bei ihr und nicht mehr bei dem König war, denn sie blieb ganz ruhig, nahm die Minister in Pflicht, empfahl und sicherte durch Lafayette und Bailly die Handhabung der Ordnung in der Stadt. Ein Schreiben des Königs, worin dieser seine Flucht mit der Unfreiheit entschuldigte, in der man ihn gehalten und der Versammlung nur zu gerechte Vorwürfe machte, ließ die Zuhörer kalt. Als man die Gefangennehmung des Königs erfuhr, schickte die Versammlung drei ihrer Mitglieder eilends ab, ihn zu schützen. Wäre der König entkommen, so hätte die Versammlung ohne ihn in seinem Namen regiert, bis die Republik fertig gewesen wäre. Da er gefangen wurde, beschloß sie, ihn noch ferner als ihr Werkzeug zu gebrauchen, denn jetzt schien er abhängiger als je von ihr, indem er ihrer Gnade allein seine Schonung zu danken hatte. Aber die Hoffnung der Constitutionellen, mit einem gefangenen und entehrten Könige fortregieren zu können, war eine für sie selbst verderbliche Täuschung. Die Jakobiner, welche die Absetzung des Königs verlangten, mußten sie nothwendig zuletzt durchsetzen. Sie fühlten sich in ihrer ganzen Stärke und nicht nur die Lameth mit 200 gemäßigten Deputirten der Nationalversammlung, sondern auch Lafayette erschien damals im Jakobinerklub, um dort zu versöhnen. Man beschuldigte Lafayette, er habe, Washington nachahmend, gern Präsident der neuen französischen Republik werden wollen. Die Jakobiner hörten die vornehmen Gäste an, ließen sich aber nicht beugen, noch überreden. Sie verfolgten das Königthum mit tödtlichem Hasse. *)

*) Ein Anschlag der Cordeliers lautete: „Ein dickes Schwein ist aus den Tuilerien entlaufen; wer es wiederbringt, erhält eine mäßige Belohnung.“ In Frerons Journal hieß es: „Er ist entflohen, der einfältige

Die drei Deputirten kamen zur rechten Zeit, um die königliche Familie wenigstens einigermaßen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Der Wagen fuhr bei unerträglicher Sommerhitze sehr langsam und war ganz in Staub gehüllt, weil Nationalgarde und Pöbel aller Art zu Fuß ihn escortirte. Man rief den königlichen Opfern nicht nur die frechsten Schmähungen in den Wagen hinein, sondern mordete auch vor ihren Augen einen Edelmann, der ihnen seine Erfurcht bewies, und verwundete einen Priester aus demselben Grunde. Die drei Commissäre waren Latour-Mauburg von der constitutionellen, Barnave von der gemäßigten, Petion von der wilden Jakobinerpartei. Der erstere überließ den beiden andern die Ehre, im königlichen Wagen zu sitzen, um ihr Mitleid anzuregen. Das gelang bei Barnave, der zwischen dem König und der Königin sitzend, bald durch seine rücksichtsvolle Höflichkeit und durch seinen Geist das lebhafte Interesse dieses hohen Paares erregte. Petion saß ihm gegenüber, zwischen der Schwester und Tochter des Königs und benahm sich ungeschliffen, schon als Republikaner. Die Reise dauerte der Langsamkeit wegen zehn Tage und war eine fortwährende Marter. Die unglückliche Königin soll damals vor Angst und Kummer grau geworden seyn. Ihr Einzug in Paris ging ohne Unfall vorüber, obgleich man den mörderischen Pöbel fürchtete. Dagegen wartete der königlichen Familie eine neue bittere Demüthigung, indem Lafayette selbst, gekränkt durch die geringe Dankbarkeit, die ihm der Hof für seinen bisherigen Schutz erwiesen hatte, und gereizt durch die Vorwürfe, als habe er die Flucht verhindern können und nicht wollen, die peinlichsten Vorsichtsmaaßregeln verfügte, um eine neue Flucht zu hindern. Andere glauben, Lafayette habe um die Flucht gewußt, sie aber nicht gehindert aus Gefälligkeit für Bouillé, seinen Vetter. Seine Schildwachen standen vor den Zimmern des Königs und der Kö-

König mit seiner lüderlichen Messalina," und: „wenn die Oesterreicher die Maaß überschreiten, müssen wir die Königin wie einst die Brunhild an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen schleifen."

nigin, deren Thüren offen bleiben mußten, damit man jeden Augenblick von ihrer Anwesenheit überzeugt war. Sogar das Bett der Königin war den Blicken der Schildwachen ausgesetzt und eine Kammerfrau mußte ihr Bett vor die offene Thüre schieben, um sie nur einigermaßen zu decken.

Die Lage des Königs war schrecklich. Die Jakobiner verlangten laut seine Absetzung und das Ausrufen der Republik. Eigenmächtig riß der Pöbel alle königlichen Zeichen nieder. Die rechte Seite der Nationalversammlung trat in Masse aus, unter ihnen Cazalès, den kurz vorher der Pöbel arg mißhandelt hatte, Maury und alle, die bisher muthig ausgehalten, jetzt aber die letzte Hoffnung aufgaben, 290 an der Zahl. Bouillé hatte sich zu sehr compromittirt, seine Soldaten wurden vom Volk bearbeitet, es blieb ihm nichts übrig als über die Grenze zu fliehen. So brachen alle Stützen des Thrones ein. Nur Lafayette, der den König im Namen der Constitution mißhandelte, war eben so bereit, ihn im Namen der Constitution zu retten und Barnave und dessen ganze Partei unterstützte ihn hiebei. Die nämlichen Männer, die kurz vorher noch Mirabeau verdächtigt und auf's leidenschaftlichste angegriffen hatten, weil er den König zu schützen schien, wurden jetzt selbst die Beschützer des Königs und seine letzten unter den größten Gefahren; Barnave aus Mitleid, die andern aus Unwillen über die Jakobiner. Trotz des Austritts der rechten Seite fanden sie eine neue Mehrheit von Gemäßigten, die noch einmal, zum letztenmal, das Gesetz gegen den Pöbel zu behaupten wagten.

Aber sie konnten schon nicht mehr die offene Sprache der Wahrheit reden. Um die Wiederherstellung des constitutionellen Königs zu ermöglichen, mußten sie ihn als unschuldig darstellen, der nur von der aristokratischen Partei gegen seinen Willen entführt worden sey. Barnave übertraf sich selbst an Geist, indem er in einer herrlichen Rede dem französischen Volke empfahl, sich mit der errungenen Freiheit unter einem so gutmüthigen constitutionellen

Könige zu begnügen und die Revolution nicht auf eine Spitze zu treiben, von der sie zum Despotismus umkehren müsse. Euer wahnsinniger Haß gegen den König, rief er aus, ist nur die Kehrseite einer eben so wahnsinnigen Liebe, mit der ihr euch einmal einem Andern hingeben werdet! Aber die Pariser begriffen damals die tiefe Wahrheit dieser napoleonischen Prophezeihung nicht. Sie hielten vielmehr jene Gemäßigten für wahnsinnig, die einen König erhalten wollten, der thatsächlich nicht mehr regierte, nicht mehr regieren konnte. Brissot im Jakobinerklub, Desmoulins in der Presse sprachen sich entschieden, der letztere mit gräßlichem Hohn aus. Nachdem man dem Geiste der Verneinung, der die ganze Revolution vorbereitet, eine öffentliche Huldigung gebracht hatte, durch Versetzung der Ueberreste Voltaire's in's Pantheon (11. Juli), sammelte sich die republikanische Partei auf dem Marsfelde. Danton und Desmoulins hielten hier vom Altare des Vaterlandes herab Reden und ließen eine Petition an die Nationalversammlung unterzeichnen, welche die Republik verlangte. Da entschloß sich die constitutionelle Partei zum Aeußersten und ließ das Martialgesetz durch Lafayette und Bailly, als die zuständigen höchsten Militär- und Civilbeamten der Hauptstadt, vollziehen. Die Masse wurde aufgefordert, auseinanderzugehen, und als sie Widerstand leistete, durch Schüsse auseinandergetrieben, wobei etwa 600 Menschen fielen (17. Juli). Aber dieser Sieg wurde nicht weiter verfolgt. Nur wenn man den Jakobinerklub geschlossen und die wüthendsten Libellisten füsilirt hätte, wäre vielleicht Ruhe geworden. Da man es nicht that, setzten die letzteren ihre Wühlereien fort und überhäuften Lafayette mit eben so viel Schmach als den König. Sämmtliche Constitutionelle und Gemäßigte einigten sich damals in der Kirche der Feuillants zu einem neuen Klub, der das Uebergewicht in der Versammlung, aber nicht in der Stadt besaß, und das unheilvolle Wirken des Jakobinerklubs um so weniger hemmte, als die Nationalversammlung den halb großmüthigen, halb perfiden Beschluß gefaßt hatte, keines ihrer Mitglieder solle nach Verkün-

digung der endlich fertig gewordenen Constitution in die neue gesetzgebende Versammlung eintreten dürfen. Die Feuillans verloren also, nachdem sie sich kaum geeinigt hatten, alle ihre Stimmen im höchsten Rathe der Nation.

Die letzten Berathungen der Nationalversammlung betrafen die wichtige Frage der Colonien. Am 15. Mai hatte man im Freiheitsrausche die Mulatten emancipirt, als nun aber auch die Neger frei seyn wollten, klagten die Weißen auf der großen Insel St. Domingo, das müsse zum Ruin und Verlust der ganzen Colonie führen, die schwarze Race sey zur Freiheit nicht reif ꝛc. Die Feuillants begriffen das und setzten unter dem heftigsten Widerspruch der Jakobiner am 24. September die Zurücknahme jenes früheren Beschlusses durch. Aber es war zu spät. Mulatten und Neger standen auf, die Weißen zu ermorden. — Am 27. August bewilligte die Versammlung den Ueberresten Rousseau's die Ehre des Pantheons.

Die Constitution war nun endlich fertig (3. September). Der König behielt darin noch immer schöne Rechte, von denen er nur bei der damaligen Stimmung keinen Gebrauch machen konnte. Die gegen ihn verhängte Suspension wurde feierlich aufgehoben und er trat wieder in den Besitz der vollziehenden Gewalt. Die Wahlen zu der neuen gesetzgebenden Versammlung waren vollzogen und schon am 1. October trat sie mit dem Könige in ihre neue verfassungsmäßige Wirksamkeit ein.

Zweites Buch.

Umsturz des französischen Throns.

Der Buchstaben der Verfassung von 1791 sicherte dem Könige wohlabgewogene Rechte, wie sie in einer constitutionellen Monarchie als Attribut der Krone unerläßlich sind; aber der Geist des französischen Volks in jener stürmischen Zeit war nicht gemeint, sich an diesen Buchstaben zu halten. Die gesetzgebende Versammlung hielt nicht, wie beabsichtigt war, der Krone das Gleichgewicht, sondern in ihr lag ein schweres Uebergewicht, an dem noch überdies die Anarchie mit Millionen Händen zog.

Die Versammlung zählte 747 Mitglieder, darunter keines aus der früheren, doch noch in demselben Parteiverhältniß, indem 260 Feuillants 200 Jakobinern gegenüberstanden, der Rest war neutral. Unter den Männern der Feuillants glänzten Vaublanc, Girardin, Ramond, Dumas, die aber nicht so viel bedeuteten, als die gesetzlich von der Nationalversammlung ausgeschlossenen älteren Feuillants. Die Jakobinerpartei hatte durch den Ausschluß keinen bedeutenderen Mann als Robespierre in der Nationalversammlung verloren, dafür aber eine Menge neuer Kräfte gewonnen, welche sich bald in zwei Gruppen trennten. Das waren einerseits die Girondins, so genannt, weil die Deputirten der Gironde (Vergniaud, Guadet, Gensonné) unter ihnen hervorragten, aber

auch Brissotins genannt, weil der viel redende und viel schreibende Brissot eine große Rolle unter ihnen spielte. Zu ihnen gehörten die Stadtvorsteher von Paris, Petion und Manuel, der Abbé Claude-Fouchet, Condorcet, Buzot, Isnard, Louvet, Carra ꝛc. Die zweite Gruppe bildeten die Montagnards oder die Bergpartei, so genannt, weil sie die höchsten Sitze in der Nationalversammlung einnahm. Ihre Häupter waren Danton, Camille Desmoulins, der schmutzige Capuziner Chabot, Collot d'Herbois, Merlin von Thionville, Couthon. Außerhalb der Versammlung wurden die Klubs jetzt um so lebendiger, als sich die Mitglieder der ersten Nationalversammlung in sie zurückzogen. Man bemerkte namentlich, daß Robespierre mit derselben Zähigkeit und mit mehr Glück sich an die Rednerbühne bei den Jakobinern klammerte, wie früher an die in der Nationalversammlung. Die Lehren, welche dort noch verachtet und verhaßt gewesen, wurden hier mit Verehrung aufgenommen. Der vorher unbedeutende, ja langweilige Redner wurde ein Orakel des gemeinen Volks. Schon am 1. October nach der Eröffnung der neuen Versammlung wurde Robespierre mit Petion vom Volke bekränzt.

Der König beging einen kaum begreiflichen Fehler, indem er die neue Versammlung reizte. Er ließ nämlich ihre erste Deputation nicht vor und hieß sie warten. Indeß vertrug man sich wieder. Der arme unbehülfliche König wurde ein Spielzeug der Intrigue. Kaiser Leopold hatte, sobald er von der Flucht des Königs und ihrem Mißlingen hörte, von Padua aus ein Umlaufsschreiben an alle Mächte erlassen, worin er sie aufforderte, die Sache des gefangenen Königs zu unterstützen. Am 27. August kam er zu Pillnitz, einem Lustschlosse des sächsischen Kurfürsten Friedrich August, mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammen, wobei sich außer Artois und Calonne auch Bouillé einfand. Auch Katharina II. und Gustav III. ließen es an Aufreizungen zum Kriege gegen Frankreich nicht fehlen. Aber die beiden Monarchen von Oesterreich und Preußen erließen eine beruhigende Erklärung,

worin sie das Vertrauen aussprachen, Frankreich werde als constitutionelle Monarchie mit den übrigen Mächten in Frieden leben können. Leopold II. war der erste, der die Tricolore anerkannte. Auch befahl er, alle bewaffneten Zusammenrottungen von Emigrirten in Vorderösterreich und in den Niederlanden zu verhüten. Nur in Coblenz duldete der Kurfürst von Trier eine solche Zusammenrottung unter dem Prinzen von Condé. Diese Vorgänge im Ausland wurden von dem neuen constitutionellen Ministerium nicht so aufgefaßt, wie sie es hätten werden sollen. Der neue Kriegsminister, der junge Herr von Narbonne, war durch Weiber (die Gattin des Philosophen Condorcet, eines Freundes der Gironde, und die Frau von Staël) auf seinen wichtigen Posten gelangt und benutzte die drohende Erklärung von Padua, um Oesterreich zum Kriege herauszufordern. Durch einen ruhmvollen Krieg nach außen hoffte er am sichersten die Revolution im Innern zu ersticken und die Jakobiner zu beseitigen. Er unterhandelte sogar hinter des Königs Rücken mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der größten kriegerischen Notabilität jener Zeit, um ihn aus dem preußischen in den französischen Dienst herüber zu locken und ihm die Heere Frankreichs anzuvertrauen. Der König erfuhr erst davon, als ihm der Herzog seine ablehnende Antwort direct zuschickte. Narbonne's College, der Minister Bertrand de Molleville, billigte den Kriegsplan und rieth dem König, unterdeß „den Geist der Verfassung durch den Buchstaben zu tödten“ und unter erheucheltem Eifer für dieselbe sich möglichst passiv zu verhalten und Zeit zu gewinnen, bis die Uebertreibungen der Jakobiner und der Krieg ihm Luft verschaffen würden. In diesem Sinne erließ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delessart, ein übermüthiges Schreiben an den Kaiser Leopold und verlangte im Befehlshaberton, derselbe solle jeder Verbindung mit andern Mächten gegen Frankreich entsagen. Leopold ließ sich aber dadurch nicht reizen, sondern antwortete äußerst mild und versöhnend, die frühere Erklärung von Padua sey schon durch die spätere von Pillnitz

zurückgenommen, und er habe lediglich nichts Feindliches im Sinn, sondern setze Vertrauen in die verfassungsmäßigen Zustände Frankreichs. Ganz eben so erklärte sich Preußen.

Dadurch wurde der Plan Narbonne's durchkreuzt, der, obgleich er die Grenzen bereiste und ganz Frankreich allarmirte, doch den Krieg gegen das so friedlich gesinnte Oesterreich nicht erklären konnte. Nun wurde zunächst Bertrand de Molleville's Plan verfolgt, und als ein neuer Maire für Paris gewählt werden und Bailly abtreten mußte, ließ das Ministerium alle seine Stimmen Petion, dem damaligen Abgott des Volkes, zuwenden und nicht dem General Lafayette, dem die Gemäßigten diese Stelle zudachten, sofern auch er seine Stelle als Chef der Nationalgarde niederlegen mußte. Durch diese verkehrte Politik stärkte der König selbst die Partei seiner grimmigsten Feinde, während Narbonne beschämt, sein Feuereifer erloschen war und Delessart sich durch einlenkende, noch dazu geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Auslande nur verdächtig machte. Kaiser Leopold war indessen gestorben, sein junger Sohn und Nachfolger Franz noch nicht zum Kaiser gewählt, die Politik des Auslandes in Hinsicht auf Frankreich noch nicht festgestellt.

Lafayette's Stelle wurde nicht ersetzt, indem die Obersten der Nationalgarde abwechselnd den Oberbefehl übernahmen. Er zog sich aufs Land zurück, unfähig, die Parteien noch zu beherrschen, und müde des Undanks. Ein neuer Freund bot sich dem König an. Der Herzog von Orleans kehrte nämlich aus England zurück und hatte dort ruhiger in die Revolution seines Vaterlandes hineinblicken gelernt. Sollte die Anarchie nicht zuletzt ihn selbst verschlingen, mußte er sich zum Könige halten. Die Versöhnung fand statt, aber ohne Wissen der Höflinge, die den Herzog, als er zur Tafel kam, aufs raffinirteste verhöhnten, sogar bespuckten. Er glaubte, das sey eine Rache der Königin, und warf sich nun ganz den Jakobinern in die Arme.

Die Erbitterung der Parteien wuchs während des Winters, so wie der Argwohn gegen den Hof. Gironde und Berg wett-

eiferten in verschärften Maßregeln gegen den ausgewanderten Adel und gegen den renitenten Klerus. Am 29. November wurde beschlossen, den nicht beeidigten Priestern auch den bisher gestatteten Gottesdienst zu verbieten. Die revolutionäre Presse erschöpfte sich in den wüthendsten und schamlosesten Angriffen auf die Priester und auch schon auf das Königthum.*)

Im Dezember begannen die Jakobiner den Klub der Feuillants zu sprengen. Zuerst nöthigten sie die Feuillants, ihre Sitzungen öffentlich zu halten, wie alle andern Klubs. Dann schickten sie ihre wildesten Schreier hinein, um die Berathungen zu stören 2c. Als der arme Klub gesetzlichen Schutz verlangte, bekam er eine Wache, die sich auf Anstiften des Maire so brutal benehmen mußte, daß Klage dagegen erhoben wurde und man sofort den Klub als angeblich ruhestörend aufhob. Die Gironde beging einen ungeheuren Fehler, indem sie die Feuillants preisgab, denn diese hatten als ehrliche Constitutionelle die Bürger oder den dritten Stand zur gereinigten Aristokratie heranziehen wollen, indeß die Bergpartei denselben Bürgerstand dem schmutzigen Sansculottenthum des vierten Standes oder Pöbels zum Opfer bringen wollte.

Nach dem Neujahr 1792 war die Ungeduld der vorwärts strebenden Revolutionspartei nicht mehr zu zügeln. Die Bewegung begann außerhalb Paris. Durch die im ganzen Lande verbreiteten Jakobinerklubs wurden die Garnisonen immer meuterischer. Die

---

*) Auf dem Theater erndtete Marie Joseph Chenier unermeßlichen Beifall durch das Trauerspiel Karl IX., worin dieser König als ein Scheusal und von einem Priester verführt erscheint, der ihn verleitet, sein Volk zu morden (in der Pariser Bluthochzeit). Das ganze katholische Paris beweinte damals den tragischen Untergang der Hugenotten. — Reißt den Pfaffen die Zungen und den Aristokraten die Daumen aus, schrieb Marat im ami du peuple — Damals begannen auch die revolutionären Tragödien im classischen Style (Brutus, Lucretia, Cäsars Tod, Timoleon, Virginia, Grachus, Spartacus, Nero, Jean Calas, Wilhelm Tell 2c.) die Pariser Bühne zu überschwemmen.

Offiziere flohen in Masse über die Grenze, um ihr Leben zu retten und um dem geheimen Ruf Condé's nach Coblenz zu folgen. Damals circulirte ein Brief von Monsieur und Artois, worin diese erklärten, ihr Bruder, der König, verabscheue die ihm aufgedrungene Verfassung und werde sie nicht halten, weshalb die Emigrirten durch seinen Scheinconstitutionalismus sich nicht gebunden erachten sollten. Dieser Brief, der das Emigrantencorps entschuldigen sollte, schadete dem König unendlich, weil man ihn im Complott wähnte. Inzwischen mehrte sich die Emigration. Man zählte schon 1900 geflüchtete Offiziere. Das treugebliebene Schweizerregiment Ernst zu Aix wurde von bewaffneten Volksmassen aus Marseille entwaffnet. Die wegen ihres Frevels in Nancy zu den Galeeren verurtheilten Schweizer (42 an der Zahl) wurden nicht nur freigesprochen, sondern von Brest feierlich abgeholt, um in Paris Triumphe zu feiern. Vergebens sträubten sich die Feuillants, die Jakobiner setzten es doch durch, daß diese Helden der straflosen Anarchie unter Trommelschlag und umringt von jauchzendem Gesindel in den Saal der Nationalversammlung eingeführt wurden (15. April). Im Klub der Jakobiner*) hing man feierlich ihre Ketten als Festons rings an den Wänden auf, wo sie belassen wurden. Diese Menschen brachten aus Brest die rothe Mütze der Galeerensträflinge mit, die fortan alle Jakobiner trugen. Schon einige Wochen vorher (19. März) hatte dieselbe Versammlung den gräßlichen Jourdan und seine Gesellen freigesprochen, welche am 16. October zu Avignon 53 Männer und Frauen (nach vorangegangener Schändung) abgeschlachtet und in einen Eiskeller geworfen

*) In der Mitte der Langseite der ehemaligen Kirche der Jakobiner befand sich ein Altar mit der Tafel der Menschenrechte, den Büsten des Rousseau, Helvetius und Mirabeau, und einem Bündel Piken, auf der Spitze die rothe Mütze der befreiten Galeerensklaven als Symbol der Freiheit. Gegenüber die Rednerbühne. Ringsumher amphitheatralisch erhabene Sitze, die unteren Sitze ausschließlich den Frauen bestimmt, unter denen die Fischweiber sich durch ihre Frechheit hervorthaten.

hatten. Man weiß nicht, ob es derselbe Jourdan war, der in Paris der Kopfabhauer hieß. Avignon war Eigenthum des Papstes, aber die Jakobiner hatten bereits seine Vereinigung mit Frankreich durchgesetzt. In Arles hatte sich damals das Volk gegen die Jakobiner erhoben, aber von Marseille aus, wo Barbaroux, ein schöner junger Mann und Anhänger der Girondins, das meiste Ansehen hatte, begann alsbald ein Freischaarenzug gegen Arles. In der Normandie zog eine Bande von 6—8000 Mann umher und nahm gewaltsam die Waaren um einen von ihr selbst gesetzten niedern Werth weg.

Die Jakobiner triumphirten. Schon am 12. Februar hatte Petion als Maire durchgesetzt, daß den rechtlichen Bürgern, aus denen bisher die Nationalgarde bestand, Bataillone von Pikenmännern aus dem Pöbel zugesellt wurden, die bald darauf die rothen Mützen als Parteizeichen annahmen. Sie waren es, die lärmend in den Saal der Feuillants eindrangen und diese auseinanderjagten. Die Tyrannei der Gallerie wurde auch in der Nationalversammlung immer unerträglicher. Jeder Gemäßigte wurde verhöhnt, nur die Enragés, wie man sie nannte, mit Beifall bedeckt. Auch die Sprache wurde cynischer. Man bemerkte in diesem Winter zum erstenmal den Einfluß der Revolution auf die Trachten. Die Jakobiner puderten ihre Haare nicht mehr und trugen statt der dreieckigen Hüte runde. Auch die Zöpfe fingen schon an sich aufzulösen.

Das Ministerium war unhaltbar geworden. Brissot klagte Delessart an, der am 10. März dem Gerichtshofe in Orleans ausgeliefert wurde. Die übrigen blieben wenigstens straflos. Der König zauderte nicht, mit Uebergehung der Feuillants ein girondistisches Ministerium zu ernennen, in Erwartung, diese Neulinge würden unfähig seyn, alles übertreiben und dadurch eine ihm günstige Krisis beschleunigen. Aber er täuschte sich. Unter den neuen Ministern ragte Roland hervor, der alte Gatte einer jungen und schönen Frau, die in ihrem geistreichen Zirkel die ganze Gironde

beherrschte. War nun Roland auch nur ein fleißiger Arbeiter ohne höheren Geist, so doch ein sehr systematischer, zur Republik geneigter Schwärmer für Freiheit und unterstützt von jüngeren glänzenderen Talenten. Neben Roland (Minister des Innern) übte den größten Einfluß Dumouriez (Minister des Auswärtigen). Dieser etwas über fünfzig Jahre alte Abenteurer und Projectmacher, der sich als Soldat und in vielen andern Rollen, auch in Polen, versucht, war zu einer Sendung des Girondisten Gensonné in die für ihre Priester aufgestandene Vendée zugezogen worden. Gensonné stattete der Nationalversammlung nicht nur einen höchst verständigen Bericht über das wackere, sittenreine, patriarchalische Landvolk der Vendée ab, das er nicht zu beunruhigen dringend empfahl, sondern nützte ihr auch durch das Talent Dumouriez, den er in die großen Geschäfte einführte. Als Roland das erstemal zum König ging, ohne Schnallen auf den Schuhen, und der Obercerenonienmeister ihn anfangs nicht einlassen wollte und dann ganz entsetzt ausrief: „Ohne Schnallen!“ sagte Dumouriez lachend zu ihm: „Alles ist verloren.“ Dieser Dumouriez riß bald die erste Stelle an sich. Nie verlegen, nie durch eine Ueberzeugung oder durch einen Gewissensscrupel beengt, bezauberte er den König und den Berg, wie er die Gironde bezaubert hatte. Den König lehrte er, nur keine Angst zu haben, nur muthig durch den Strom zu waten und dabei das Banner der Revolution recht hoch zu tragen; zugleich aber die Kriegserklärung zu beschleunigen, alsdann würde er, Dumouriez, das Heer befehligen und stark genug werden, den König zu befreien. Bei den Jakobinern setzte derselbe Dumouriez die rothe Mütze auf und umarmte Robespierre. Das erregte natürlich bald das Mißfallen der Frau Roland. Im Grunde wollte er nichts anderes als Narbonne (und später Napoleon), nämlich die Revolution durch den Krieg ersticken. Das spürte Robespierre wohl, der sich nicht bereden ließ, den Krieg zu bevorworten, und in den bittersten Zank mit Brissot gerieth, als dieser, der immer gerne große Politik trieb, den Krieg empfahl. Im Sinne Robes-

pierre's schrieb damals Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen Brissot.

Die Kriegslust der Gironde bedrohte Europa mit einem allgemeinen Kriege, welcher die Freiheitsidee der nordamerikanischen Revolution durch alle Länder tragen sollte. Allein Europa rührte sich nicht und ließ sich erst durch Frankreichs Kriegserklärungen aufrütteln. Das deutsche Reich hatte gerechte Ursache, über Frankreich zu klagen. Durch das Gesetz vom 4. August 1789 und durch die Säcularisation war eine Menge deutscher Bischöfe, Fürsten und Herren, die im Elsaß begütert waren,*) ihrer Rechte und zum Theil auch ihrer Güter beraubt worden. Der Reichstag reclamirte nur langsam und schwerfällig. Ohne den Kaiser konnte er seinen Forderungen keinen Nachdruck geben, aber der Kaiser hielt an sich. Katharina II. von Rußland munterte nämlich Preußen und Schweden zum Kriege gegen Frankreich auf, um sich unterdeß Polens zu bemeistern. Das wollte Oesterreich um jeden Preis hindern, und auch Preußen ließ sich nicht so blind gegen Frankreich fortreißen, um nicht argwöhnisch nach Polen zurückzublicken. Daher das Zaudern der deutschen Mächte. Die Gironde glaubte nun um so kühner vorschreiten zu dürfen, und Dumouriez wünschte den Krieg, um als Feldherr zu glänzen und an der Spitze einer siegreichen Armee Frankreich zur Ordnung zurückzuführen. Daher schrieb Dumouriez an die auswärtigen Mächte in einem viel festeren, herausfordernderen Tone, als Delessart, und beeilte sich, als die Antworten nicht genügten, durch den König schon am 20. April Oesterreich den

*) Die meisten rheinischen Erzbischöfe und Bischöfe von Basel bis Trier und Cöln, der Herzog von Württemberg (wegen Mümpelgard), der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen, Löwenstein 2c. Herzog Karl von Württemberg, der das Schlimmste kommen sah, reiste 1791 nach Paris, um Mümpelgard an Frankreich zu verkaufen. Die Antwort war abschlägig, man hoffe Mümpelgard umsonst haben zu können.

Krieg erklären zu lassen. Die Güter der Ausgewanderten wurden sequestrirt.

Die Kluft zwischen der Gironde und dem Berge wurde erweitert, als die erstere durch Petion nicht nur die Stadt Paris, sondern nun auch durch Roland das Ministerium leitete. Jede höher gestellte Partei wird von der unten zurückgebliebenen beneidet. Der Haß gegen die Feuillants ging also damals schon bei den Jakobinern auf die Girondisten über. Von diesen wurden Guadet, Vergniaud, Gensonné heimlich vom König zu Rathe gezogen, aber sie konnten sich mit dem Könige doch nicht verständigen, so wenig wie Roland, weil sie zu systematisch dachten und zu sehr von ihrer Freiheitsidee eingenommen waren. Dumouriez selbst erkannte, daß diese systematischen Denker aus Rousseau's Schule zum Handeln nicht gemacht seyen, und hielt sich lieber an die Jakobiner. Unter diesen war Robespierre mit dem Krieg überhaupt nicht einverstanden, weil er instinktartig fühlte, der Krieg werde die Freiheit verschlingen. Dagegen fand Dumouriez an Danton einen Mann, ganz wie er ihn brauchte. Danton nahm Geld vom Hofe und war doch der Abgott der Jakobiner. Er nahm die Stellung ein, die früher Mirabeau gehabt. Petion schwankte und suchte Gironde und Berg zu versöhnen. Vergebens, diese beiden Parteien bekämpften sich aufs erbittertste.

Der Ausbruch des Krieges rief Dumouriez zum Heere, wohin auch Lafayette zum großen Aerger der Jakobiner berufen wurde, die ihn heftig anklagten und im Voraus als Verräther bezeichneten. Ohne Dumouriez wollte sich der König den groben Roland nicht mehr gefallen lassen. Roland war ein kleinlicher Fanatiker. Schon vor der Revolution hatte er einmal öffentlich vorgeschlagen, die menschlichen Leichen nicht unnütz zu vergraben, sondern ein nutzbares Fett aus ihnen zu ziehen. Kaum war er Minister, so verbot er allen Geistlichen, in ihrer Amtstracht zu erscheinen, nicht um sie den Insulten des Pöbels zu entziehen, sondern aus philosophischem Haß gegen die Kirche. Als constitutioneller Minister

eines Königs predigte er in seinem Blatte offen republikanische Grundsätze. Um sich aber auf alle Fälle den Rücken zu decken, damit man ihn nicht als Königsfreund verdächtigen könne, veröffentlichte er einen langen Brief, den er (oder vielmehr für ihn seine Frau) an den König geschrieben hatte und demselben auf die gröbste Art den Text las und belehrte, wie ein wahrer Bürgerkönig sich zu verhalten habe. Das war dem König denn doch zu viel, und er hoffte wohl überhaupt auf eine rasche Entscheidung des Krieges, nahm also ein neues Ministerium aus Feuillants, unbedeutende Namen. Die Gironde zog sich nun erbittert von ihm zurück und neigte seitdem entschieden zur Republik. Ihr Journalist Carra beschuldigte die Königin, am Hofe einen „österreichischen Ausschuß" zu leiten, der Frankreich verrathe, mit dem Ausland conspirire und den schwachen König im volksfeindlichen Sinne lenke. Die Gironde schien mit dem Berge nur zu wetteifern im Königshaß, und diese Uebereinstimmung der Parteien erhöhte die Fieberhitze in den Massen. Schon rief eine Wache am Schlosse der Königin ins Fenster, er wünschte ihren Kopf auf seinem Bajonnet aufpflanzen zu können, und Sänger stellten sich auf, ihr die unzüchtigsten Satiren auf sie selber zuzusingen. Lafayette schrieb von seinem Lager aus einen Brief an die Versammlung, worin er ihr dringend constitutionelle Gesinnungen empfahl. Allein er wurde verhöhnt und konnte die Strömung zur Republik nicht aufhalten.

Dumouriez ließ die Revolution hinter sich, um durch Siege und Eroberungen die Armee für sich zu gewinnen und dann das entscheidende Wort zu reden. Aber sein Plan, die österreichischen Niederlande wegzunehmen, scheiterte schon im Beginne. Die unter Byron bei Mons und unter Dillon bei Lille vorgeschobenen Truppen liefen beim ersten Anblick nur weniger Oesterreicher davon unter dem Schreckensrufe: sauve qui peut! es ist nicht ausgemacht, ob aus Feigheit oder Verrath (30. April). Arthur Dillon wurde völlig unschuldig von seinen wüthenden Soldaten ermordet. Diese

Vorfälle und der Einmarsch der Preußen vom Rhein her nöthigten Dumouriez, die Niederlande einstweilen aufzugeben.

Auch in Paris schrie man natürlich über Verrath der Generale und beschloß ein neues sicheres Revolutionsheer in einem Lager bei Paris zu versammeln. Schon früher hatte man die Föderirten beim Julifest in Paris gesehen, man lud sie also wieder ein, jenes Lager zu bilden. Die Gironde hatte dabei den Nebenzweck, eine Armee aus den Provinzen in der Nähe zu haben, um damit die Pariser zu zügeln. Der junge, schöne, heldenmäßige Barbaroux aus Marseille ließ von dort die enragirtesten Matrosen und andere Kraftmenschen kommen, deren wildes Feuer ein durch sie zuerst berühmt gewordener und nach ihnen benannter Gesang nährte, die Marseillaise: Aux armes, citoyens, le jour de la gloire est arrivé! Dieses schöne Lied war von Rouget Delisle im Hause des Maire Dietrich in Straßburg gedichtet und von dessen Töchtern zuerst gesungen worden. Dieselbe Melodie spielte bald darauf bei Dietrichs Hinrichtung, und Delisle selbst hörte sie zitternd von den Banden spielen, vor denen er aus dem Vaterlande floh.

Die Pariser kamen den Föderirten zuvor und trachteten dem Königthum ein Ende zu machen, ehe ihm etwa neue Kräfte zuwüchsen. Es verlor aber in diesen Tagen seine letzte Stütze. Ein grober Brief Lafayette's an die Versammlung drohte unvorsichtig den Jakobinern und klagte Dumouriez an. Dumouriez selbst wollte den König schützen, glaubte es aber nicht mehr zu können, weil der König sich hartnäckig weigerte, gegen die strenge Priesterverfolgung kein Veto einzulegen, und ging wieder zur Armee. Die wüthenden Jakobiner, denen die fernen Generale keinen Widerstand leisten konnten, schritten jetzt zur That. Das Veto, das der König am 19. Juni gegen die Deportirung der eidweigernden Priester und gegen das Lager der Föderirten einlegte, diente zum Vorwand. Schon am 20. stand das Volk auf, geleitet von den Männern des Berges. Die Gironde und insbesondere Petion zogen sich in eine sträfliche Passivität zurück, in der Hoffnung, der eingeschüchterte

König werde Roland ins Ministerium zurückrufen. Die von dem Bierbrauer Santerre befehligte Masse, in der 70,000 Nationalgarden, Pikenmänner, Pöbel und Weiber sich mischten und unter denen wieder die schöne Lüttícherin (die auch begeisterte Reden bei den Cordeliers zu halten pflegte und von C. Desmoulins der Judith verglichen wurde) und der Kopfabhacker Jourdan eine Hauptrolle spielten, verlangte Entfernung der unpopulären Minister und des Veto, ließ aber durchblicken, daß sie unter dem Veto den König selber verstände. Die Versammlung schämte sich nicht, diesem Haufen den Durchzug durch den Saal zu gestatten. Drei Stunden lang mußten die Deputirten demselben zusehen, betäubt von Geschrei und erstickt von dem Dunstkreise dieses Pöbels. Unter den Sinnbildern, die man im Zuge trug, bemerkte man ein blutendes Herz mit der Inschrift: „Aristokratenherz", einen Galgen, woran eine Puppe der Königin hing, ein paar zerrissene Hosen auf einer Stange als Ehrenzeichen der Sansculottes, welchen von Maury zuerst gebrauchten Spottnamen der Pöbel zu seinem Ehrennamen machte. Aus der Versammlung begab sich der Haufe in die Tuilerien, drängte die Wache zurück und brach mit wildem Geheul in die Zimmer des Königs ein. Dieser unglückliche Monarch mußte von einem Stuhle aus, den man auf einen Tisch gesetzt hatte, fünf Stunden lang die Grobheiten des Pöbels anhören. Obgleich Piken und Säbel gegen ihn geschwungen wurden, wagte es doch keiner, ihn zu tödten. Er behauptete eine merkwürdige Festigkeit, protestirte gegen die unmittelbare Einmischung des Volks, berief sich auf sein constitutionelles Recht und bewilligte nichts von allen den Forderungen, die man an ihn stellte. Als ein Nationalgardist ihm zurief: „Fürchten Sie nichts!" nahm er dessen Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: „Fühlen Sie, ob mein Herz schneller schlägt als gewöhnlich?" Der Fleischer Legendre nannte ihn ins Gesicht einen Verräther des Volks; man zwang ihn, eine rothe Mütze aufzusetzen, fügte jedoch dem Schimpf keine thätliche Mißhandlung hinzu. Als er aus der Flasche eines zerlumpten

Kerles trank, um bei der erstickenden Hitze seinen Durst zu löschen, schrie man sogar wieder: vive le roi! Santerre erlöste ihn vollends. Unterdessen war die Königin noch schlimmer bedroht. Prinzeß Elisabeth, des Königs Schwester, die man mit ihr verwechselte, wurde vom Pöbel mit gräßlichen Drohungen verfolgt, rief aber, als man den Irrthum aufklärte, sie wolle gerne für die Königin sterben. Der Haufe drang endlich auch bis zu dieser selbst durch, stutzte aber vor der hohen Frau, die ihre beiden Kinder in den Armen hielt, und begnügte sich auch hier mit Beschimpfungen. Besonders riefen die Damen der Halle der Königin die unflätigsten Dinge zu. Man setzte auch dem Dauphin eine rothe Mütze auf, die ihn fast erstickte, bis Santerre sie ihm abnahm. Ganz spät erschien Petion und bewog die Menge, das Schloß zu räumen.

Die Erfolglosigkeit dieses rohen Ueberfalls machte den Constitutionellen Muth, die Urheber desselben anzuklagen. Auch Lafayette kam in höchster Entrüstung herbei, um mit seinem ganzen Ansehen das des constitutionellen Königs aufrecht zu erhalten. Aber der Hof selbst empfing ihn kalt und lehnte seine Hülfe ab aus unbezwinglichem Widerwillen gegen diesen ersten Apostel der Freiheit, oder durch die falschen Rathschläge Dantons mißleitet, oder in Erwartung einer baldigen Befreiung durch die Preußen. Die Gironde gab sich ganz der Umsturzpartei hin, um die Herrschaft in ihr zu behaupten, und aus Haß gegen den König, der ihren Roland zurückgewiesen hatte. Frau Roland äußerte ihr innigstes Vergnügen über den 20. Juni: „Wie gerne wäre ich dabei gewesen, um die lange Demüthigung der hochmüthigen Königin mitanzusehen.“ Die Constitutionellen wagten Petion anzuklagen, den seine Freunde von der Gironde schützen mußten. Das Volksgeschrei, das durch ganz Paris wiederhallte: „Petion oder der Tod!“ schmeichelte der Gironde. Man setzte der Anklage Petions eine des Generals Lafayette entgegen, weil derselbe eigenmächtig das Lager verlassen hatte. Er wurde zwar noch freigesprochen, aber mit Recht spottete man über ihn, wie er hatte drohen wollen, ohne seine

Armee mitzubringen. Danton nannte ihn verächtlich „den Eunuchen der Revolution", weil er immer befehlen wollte und nie etwas ausführte. Man stritt in der Versammlung mit der giftigsten Erbitterung, welche zuletzt immer auf den König gelenkt wurde Vergniaud, der größte Redner der Gironde, erhob sich am 3. Juli, um zu beweisen, daß die Entthronung des Königs unvermeidlich sey, ein König könne nicht Freund der Freiheit seyn, ein gedemüthigter König könne die nicht lieben, die ihn so tief erniedrigten, er müsse sich mit dem Ausland gegen sein eigenes Volk verschwören, er müsse die Vertheidigungsanstalten gegen das Ausland im Innern so lange hemmen und vereiteln, als ihm dazu noch Macht gelassen werde; das sey natürlich, eben so unumgänglich sey es aber auch für eine Nation, die frei seyn wolle, sich eines solchen Königs zu entledigen. — Dennoch behaupteten die Constitutionellen noch das Feld und hielten das Ansehen des Königs wenigstens äußerlich noch aufrecht, ja am 7. Juli ließen sich die Parteien in der Nationalversammlung durch eine rührende Rede des Bischofs Lamourette sogar zu einer Versöhnungsscene mit allgemeiner Umarmung und Küssung hinreißen, worauf auch der König schnell herbeigerufen und zum letztenmal freudig begrüßt wurde. So geschah es, daß er, nachdem Petion freigesprochen worden war, am 14. Juli dem Bundesfest auf dem Marsfelde noch wie vor zwei Jahren als Oberhaupt der Nation anwohnen durfte und ungekränkt blieb, außer daß man ihn nöthigen wollte, einen großen, ganz mit Sinnbildern der alten Zeit behangenen, sogenannten Baum des Feudalismus anzuzünden, was er ablehnte. Er vertraute zu viel. Nicht er, sondern Petion war der Held des Tages, „Petion oder der Tod!" das Feldgeschrei. Vergebens erbot sich damals Lafayette, den König zu seiner Armee zu entführen. Ludwig XVI. blieb unter seinen Feinden, deren ganzer Grimm nun erwachte.

Schon am 15. Juli befahl die Versammlung die Entfernung der königlichen Garde, mit einziger Ausnahme der Schweizer. An demselben Tage wurde d'Espremenil auf der Terrasse der Feuil-

lants zu Boden geschlagen und bei den Haaren zu einer Kloake geschleppt, in der man ihn ersticken wollte. Nationalgarden retteten ihn. Als er blutend und schwerverwundet in die Mairie gebracht wurde, fiel Petion bei seinem Anblick in Ohnmacht. Die Gironde, heimlich bange vor dem Berge, wollte sich noch einmal des Königs annehmen, um ihn als Werkzeug zu brauchen und ihre Partei allein bei der Gewalt zu erhalten. Aber der König wollte nichts mehr von Roland wissen. Nun stimmte die Gironde wieder mit dem Berge und beschloß die Permanenz der Sectionen und die Einreihung des Proletariats in die Nationalgarde, eine revolutionäre Maßregel, die den vierten Stand in den dritten einschob. Damals hatte man in der Gironde den Plan, den König abzusetzen, aber den Dauphin, dessen Erzieher der Philosoph und Girondist Condorcet werden sollte, dem Namen nach unter der Aufsicht der Gironde fortregieren zu lassen, und diesen Plan hoffte man gegen den Berg und die Pariser mittelst der tapfern und damals sehr gefürchteten Marseiller durchzusetzen.

Die Marseiller, nur 1500 Mann, aber von der entschlossensten Race, kamen erst am 29. Juli nach Paris, an dem Tage, an dem das vom 25. datirte Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde.

Die Coalition gegen Frankreich war endlich zu Stande gekommen. Nach seiner Kaiserkrönung in Frankfurt a. M. (14. Juli, die letzte im h. römischen Reiche) war der junge Franz II. mit dem König von Preußen in Gegenwart von 50 Fürsten und 100 andern großen Herren in Mainz zusammengekommen und hatte den Einmarsch in Frankreich verabredet. Oesterreich sollte 100,000 Mann stellen, brachte aber nur 71,000 auf. Der feurige Preußenkönig, bisher im Sinne des verstorbenen Kaisers Leopold gegen Frankreich gemäßigt geblieben, jetzt aber voll ritterlicher Entrüstung über die Mißhandlung des französischen Königspaares,*) sollte die

*) In seinem Harem war Zwietracht. Die Lichtenau feuerte ihn zum

schwerste Arbeit übernehmen, und Oesterreich wollte dann erndten. Mallet du Pan, heimlich von Ludwig XVI. entsendet, hoffte, Kaiser Franz werde noch so billig denken, wie sein Vater Leopold, und beschwor die Monarchen, in ihrem Kriegsmanifest die Stellung Ludwigs als eines constitutionellen Königs zu achten. Franz aber wollte auf Kosten Frankreichs Eroberungen machen, ließ sich daher auf keine Anerkennungen ein, schob aber Preußen vor, um ihm alles Gehässige aufzuladen. Friedrich Wilhelm II. begleitete in eigener Person seine Armee über den Rhein, welche der unvermeidliche Herzog Ferdinand von Braunschweig commandirte. Dieser mißbilligte das Bündniß Preußens mit Oesterreich, hätte eine Verständigung mit Frankreich vorgezogen und ahnte, wie mächtig die Revolution werden würde. Und doch mußte er jetzt ein Manifest unterzeichnen, welches, von Limon, einem Emigrirten, verfaßt, dem französischen Volk drohte, er werde alle Städte und Dörfer in Brand stecken, wenn sie nicht zum Gehorsam unter ihrem König zurückkehrten. Eine so inhumane Drohung schien Vielen damals zweckmäßig. Man war durch die Leichtigkeit, mit der früher Holland und Brabant unterworfen worden waren, durch die feige Flucht der französischen Truppen bei Mons und durch die Prahlerei der Emigrirten getäuscht worden. Im preußischen Lager redete man nicht von einem Feldzug, sondern nur von einem Spaziergang nach Paris. Aber die Emigrirten ließ man nicht in einer Masse beisammen, sondern vertheilte sie unter die Oesterreicher und Preußen, um sie zu schwächen und ihren Widerspruch leichter zu brechen, wenn sie sich etwa gegen die Eroberungen sträuben wollten, welche Kaiser Franz bezweckte.

Das Manifest, welches mehr im Auslande als in Frankreich selbst Aufsehen machte, wurde in Paris kaum beachtet. Manso berichtet als Zeitgenosse, welchen Unwillen und welche Besorgniß

Kriege an, die Dönhoff suchte ihn vergebens zurückzuhalten und sagte ihm nichts Gutes voraus. Diese Dame, welche dem König den heldenkräftigen Grafen von Brandenburg gebar, hat es am besten mit ihm gemeint.

das Manifest in Deutschland hervorgerufen habe.*) In Paris wurde es nur benutzt, um den Sturz des Thrones zu beschleunigen, mit dem man damals im Innern beschäftigt war und darüber das Aeußere fast vergaß. Petion, als Maire von Paris, forderte Absetzung des Königs, Jean Debry von der Bergpartei klagte Lafayette an. Als dieser dennoch von der Versammlung freigesprochen wurde, mißhandelte der Pöbel mehrere Abgeordnete, die für ihn gestimmt hatten (29. Juli). Unterdeß wurden die Marseiller von Danton bearbeitet und fraternisirten mit den Parisern, anstatt der Gironde gegen dieselben zu dienen. Man schickte die Linientruppen aus der Stadt gegen den Feind und löste die royalistischen oder constitutionell gesinnten, aus den bessern Bürgern zusammengesetzten Compagnien der Nationalgarde auf, damit den Tuilerien möglichst wenig Vertheidiger übrig blieben. Danton leitete alles mit seinen Getreuen.

Der Angriff auf die Tuilerien war auf den 10. August bestimmt. Man wußte es, der König umringte sich mit seinen Freunden und der damalige Commandant der Nationalgarde, Mandat, traf gute Vertheidigungsanstalten des Schlosses. Auf der andern Seite hatte sich in einer kleinen Schenke ein Aufruhrcomité gebildet, das mit Danton in Verbindung stand und dem die Ausführung oblag. Um Mitternacht zwischen dem 9. und 10. wurde Sturm geläutet, sammelten sich die bestellten Volksmassen und wurde durch einen ersten Gewaltstreich der Municipalrath von Paris abgesetzt und durch einen neuen, durchaus revolutionären ersetzt, in welchem nur Petion, Danton und Manuel zurückblieben, dagegen Fabre d'Eglantine, Bourdon, Billaud-Varennes, der junge energische Tallien, Huguenin, Chaumette, Hebert und andere Enragirte ein-

*) Siegten die Preußen, so fürchtete man die Unterdrückung aller bürgerlichen Freiheit, würden sie besiegt, so müßten die Deutschen sich schämen. Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen jetzt hintangesetzter Bruder, warf der preußischen Politik in den bittersten Worten ihre damalige Abhängigkeit von Oesterreich vor.

traten. Die bewaffnete Masse theilte sich in verschiedene Colonnen, die sämmtlich und zwar zum erstenmal mit der rothen Fahne gegen das Schloß rückten, die eine unter Santerre, die andere unter dem jungen Westermann, einem Preußen, die dritte unter Fournier, dem s. g. Amerikaner. Um sich den Angriff zu erleichtern, lud man Mandat vor die Municipalität. Er kam aus dem Schlosse in der Meinung, es sey noch die alte Behörde, als er aber ganz neue Gesichter auf dem Stadthause sah, erbleichte er. Man warf ihm vor, daß er gegen das Volk kämpfen wolle, und entfernte ihn nur, um ihn draußen niederzuschießen.*) Nun fehlte im Schlosse die Einheit des Befehls. Der König hatte nur noch 1330 treue Schweizer bei sich unter Bachmanns Commando, 600 berittene Gensdarmen und einen Haufen schlecht bewaffneter Edelleute und alter Diener (die s. g. Dolchritter). Alles hing davon ab, ob ihn die Nationalgarde beschützen würde, aber diese hatte ihren Befehlshaber verloren und die Pikenmänner waren schon den loyal Gesinnten über den Kopf gewachsen. Besonders ihre Artillerie, aus Feuerarbeitern, Schlossern, Schmieden rc. bestehend, war republikanisch. Als daher im Laufe des Vormittags die revolutionären Massen sich rings um das Schloß anhäuften und der König unter ihren Augen die kleine Schaar der Vertheidiger musterte, blieb ein großer Theil der Nationalgarde stumm, oder ging zum Volk über. Die Kanoniere kehrten ihre Kanonen um und richteten sie gegen das Schloß. Dazu tönten dem König Verwünschungen in die Ohren. Sein kraftloser Umgang zu Fuß in Schuhen und Strümpfen und im Hofkleide schadete ihm außerordentlich. Wenn er zu Roß mit bloßem Degen seine Getreuen in Sieg oder Tod geführt hätte, würde ihm vielleicht der erstere geworden seyn.

*) Mandat hatte einen Befehl Petions bei sich, wonach die Tuilerien kräftig geschützt und vertheidigt werden sollten. Es heißt, man habe ihn ermordet nur um ihm diesen Befehl zu entreißen, sey es, um dem König Petions Schutz zu entziehen, sey es, um Petion zu schonen und bei den Anarchisten nicht in Verdacht zu bringen.

Die viel muthigere Königin war trostlos bei seiner Rückkehr ins Schloß. Sie zog einen Kampf auf Leben und Tod vor, aber der König, allem Blutvergießen abgeneigt, ließ sich bereden, die nutzlose Vertheidigung aufzugeben und in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten. Der Weg dahin wurde ihm zwar durch die Volksmassen gebahnt, aber hunderttausend Stimmen brüllten ihm Tod zu. Seine Gemahlin, Schwester und Kinder begleiteten ihn. Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer und Edelleute waren nun allein der Wuth des bewaffneten Pöbels blosgestellt. Die tapfern Schweizer erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn man sie nicht angriffe. Aber man schoß auf sie und nun erwiderten sie nicht nur das Feuer, sondern machten auch einen Ausfall und schlugen das Gesindel weit zurück. Erst als sie gemessenen Befehl vom König erhielten, nicht mehr zu feuern, gehorchten sie. Nun aber fiel der Pöbel heimtückisch über sie her. In der Noth mußten sie, dem Befehl zuwider, ihre Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens brauchen und wehrten sich als echte Schweizer, aber nur wenige von ihnen entgingen dem Tode, denn die kühner gewordene, von Westermann und den Marseillern geführte Masse erdrückte das Schloß. Auch der größte Theil der Dolchritter kam hier ums Leben. Indem der Pöbel durch die Säle und Zimmer des Schlosses stürmte, alles darin zerstörend, schonte er nur der Damen, die knieend um ihr Leben baten. An den Leichen aber übte der Pöbel, sonderlich der weibliche, noch lange eine gräßliche Schadenfreude und trieb schändlichen Muthwillen im Schlafgemach der Königin. Auch in der Stadt wüthete der Pöbel gegen die Verdächtigen. Die Amazone Théroigne ließ abgeschlagene Köpfe auf Piken durch die Straßen tragen. Man stürmte das Haus des Herrn von Clermont-Tonnère, eines der edelsten Constitutionellen, und als er zum Volk reden wollte, traf ihn ein Schuß ins Gesicht, er wollte noch fliehen, wurde aber in Stücke zerhauen. Eben so ging es dem royalistischen Journalisten Suleau, den die schöne Lüttichferin zusammenhauen ließ.

Mittlerweile war die königliche Familie in der Nationalversammlung, der gerade Vergniaud präsidirte, zugelassen und in die Loge eines Journalisten hinter dem Präsidentenstuhl gewiesen worden. Von hier aus mußte sie, selber allen Blicken blosgestellt, alle die Verwünschungen anhören, die man auf sie häufte, indem jeden Augenblick neue Deputationen ankamen, den König als Volksmörder anklagten, Trophäen aus dem Schlosse brachten rc. Mitten in diesem Getümmel hatte der immer sehr ruhig gebliebene König die Schwachheit sich Essen bringen zu lassen und vor den Augen des Volks, das über seine Absetzung berieth, mit gutem Appetit zu speisen, wobei er das Geflügel mit derselben Sorgfalt zerlegte, wie in den friedlichsten Tagen. Das machte einen für ihn sehr ungünstigen Eindruck und die Königin suchte ihr Gesicht im Schatten eines Winkels zu verbergen. Dann hörte Ludwig der Debatte ruhig zu und unterhielt sich zuweilen mit Abgeordneten, die in seiner Nähe waren. Als er den berühmten Maler David frug, ob er sein Portrait bald fertig habe, antwortete dieser: ich male keinen Tyrannenkopf mehr, außer wenn er vom Schaffot fällt. Sechszehn Stunden lang mußte die königliche Familie in der engen schwülen Loge und unter dieser Umgebung aushalten. Furcht hatte die meisten Constitutionellen aus der Versammlung ferne gehalten. Die übrigen, Gironde und Berg, decretirten die Absetzung des Königs und Einberufung eines Convents. Ludwig sollte Anfangs in den Pallast Luxemburg gebracht werden, der tyrannische Gemeinderath von Paris setzte aber durch, daß er mit seiner Familie in den Thurm des Temple, ein ärmliches und enges Gefängniß, gebracht wurde, wo er unter der ausschließlichen Bewachung des Gemeinderaths kleinlichen Plackereien und Beschimpfungen ausgesetzt wurde. Der Gemeinderath war es auch, der die Tuilerien und alles königliche Eigenthum plünderte, ohne der Staatsgewalt etwas davon mitzutheilen. Alle diese Schätze verschwanden in den Taschen der Räuber und der Staat mußte noch fortwährend der Stadt Paris große Summen zahlen.

Die ausübende Staatsgewalt ging in die Hände der nur der Nationalversammlung verantwortlichen Minister über. Noch hatte die Gironde im Ministerium das Uebergewicht, indem Roland, Servan und Clavière in dasselbe zurückgerufen und ihnen Monge und Lebrun als Gleichgesinnte beigesellt wurden, sie mußten aber Danton als Justizminister unter sich aufnehmen. Roland hoffte durch den Departementsrath des Seinedepartements den übermächtig gewordenen Gemeinderath von Paris einzuschränken, wurde aber durch drohende Deputationen gezwungen, davon abzustehen. Der Gemeinderath hatte sich am 11. August noch mit Robespierre verstärkt, der sich am 10. verborgen gehalten hatte, jetzt aber als Meister des Platzes auftrat. In der Hauptstadt von der Bergpartei überholt suchte die Gironde desto festern Fuß in den Provinzen zu fassen und der Philosoph Condorcet gab sich dazu her, im Namen der Versammlung einen Bericht an die Departements zu verfassen, in dem der 10. August beschönigt, gepriesen und als ein Sieg der Gironde eben so wie des Berges bezeichnet wurde (13. August). Auch lieh die Gironde ihre Stimmen zu einer Menge neuer Decrete, durch welche die Einkerkerung, oder Verbannung und Güterconfiscation ꝛc. des renitenten Klerus, des emigrirten Adels und der s. g. Conspiranten, d. h. aller der neuen demokratischen Tyrannei Widerstrebenden verfügt wurde. Auf Jean Debrys Antrag beschloß man, die neuzuwählende Nationalversammlung (der Convent) in welchem die volle Souverainetät der Nation ruhen sollte, solle aus Urwahlen des Volkes hervorgehen, und jeder Franzose von 25 Jahren ohne Unterschied des Vermögens solle Wähler und wählbar seyn. Das verschaffte dem Pöbel die Mehrheit der Stimmen. Zu den minder einflußreichen, aber sehr charakteristischen Decreten des August gehörte die Erleichterung der Ehescheidung (eine Concession an die Lüderlichkeit) und die Errichtung eines Denkmals für die am 10. August Gefallenen. Dieses übereilte Denkmalerrichten kehrt in allen revolutionären Zeiten wieder.

Eine Hauptmaaßregel war die Absetzung Lafayettes. Er hatte eben noch seine Armee für Rettung des Königs und der Constitution zu begeistern gesucht, aber die schon von den Jakobinern bearbeiteten Truppen schwankten und verließen ihn. Der alte Marschall Lukner, der ihm gerne gefolgt hätte, widerrief weinend die schon erlassenen Befehle und konnte sich dadurch doch nicht schützen vor Verhaftung. Lafayette floh über die Grenze (20. August), fiel den Oesterreichern in die Hände und wurde, da er als Mann der Freiheit den Stabilen tödtlich verhaßt war und weil er nicht einmal den Bestand der französ. Armee und den bisherigen Kriegsplan verrathen wollte, mit seinen Begleitern, den Generalen Alexander Lameth und Latour Maubourg erst in preußische, dann in österreichische Kerker geschleppt und zuletzt in Olmütz Jahre lang in harter und unwürdiger Gefangenschaft gehalten.*)

Die Preußen erfuhren Lafayettes Flucht vor Longwy und jubelten um so mehr, als diese Festung sich schon am dritten Tage ergab (23. August). Sie zweifelten also nicht, daß sie ganz Frankreich mühelos erobern würden. Aber König Friedrich Wilhelm II. war in hohem Grade unruhig und ungehalten über seinen Feldherrn, Ferdinand von Braunschweig, der schon die kostbare Zeit versäumt hatte, in welcher König Ludwig hätte können gerettet werden. Der ritterliche König glühte, den Dank desselben und den der schönen Tochter Maria Theresias entgegenzunehmen. In denselben Tagen, in denen das königliche Paar in den Tuilerien voll Sehnsucht der Preußen harrte, machte der Herzog von Braunschweig

*) Seine Gemahlin, die ihm ein ungeheures Vermögen zugebracht hatte, folgte ihm und ließ sich mit ihm in Olmütz einsperren, wo man so grausam war, ihr nicht einmal eine weibliche Bedienung zu lassen. Fox brachte die Sache im Parlament zur Sprache und warf dem englischen Ministerium vor: „Ihr habt die französische Verfassung von 1791 anerkannt. Lafayette ist derselben treu geblieben. Ihr aber, die ihr Oesterreich 3 Mill. Pfund Sterling gegeben habt, durftet dafür wohl auch um die Loslassung eines Gefangenen anhalten.“

fast nichts als Ruhetage und hatte sich binnen 20 Tagen erst 40 Stunden weit vorwärts bewegt.

In Paris war man so sehr mit der innern Parteiung beschäftigt, daß man vor dem Fortschritt der Preußen nicht sowohl erschrack, als sich desselben nur wieder als Agitationsmittel bediente. Den Jakobinern kam alles darauf an, auf die Wahlen zum Convent, der anstatt der bisherigen Versammlung die oberste Leitung der Republik übernehmen sollte, einzuwirken. Sie wollten in denselben die Mehrheit haben, und hofften durch Schrecken die Wahl von Gemäßigten zu verhindern. Die Vertheidigung des Vaterlands nach Außen diente ihnen nur zum Vorwande. Danton forderte und erhielt von der Nationalversammlung Vollmacht, die Feinde der Revolution unschädlich machen zu dürfen. Was er darunter verstand, wurde nicht ausgesprochen. Alle Macht war damals bei ihm. Der ganz von ihm abhängige Gemeinderath war stärker, als die an Gesetz und Humanität sich klammernde Partei der Gemäßigten im Ministerium und in der Versammlung. Dazu war Santerre Obercommandant der gesammten, jakobinisch reorganisirten Nationalgarde geworden. Im Besitz dieser Gewalten sperrte Danton am 28. August Paris von allen Seiten ab, ließ alle Häuser untersuchen, alle Waffen wegnehmen und alle Verdächtigen, Herren und Damen des vormaligen Hofes, Adel, Geistliche, ehemalige Deputirte der Rechten, Beamte, Gelehrte, conservative Kaufleute 2c. einkerkern. Da die Untersuchenden meist gemeine Sansculotten waren, so schleppten sie auch eine Menge Leute in die Gefängnisse, an denen sie nur irgend eine Privatrache üben wollten, so daß Danton in der Eile noch eine Sichtung vornahm und ihrer viele entließ. Danton war dabei so großmüthig, auch einige alte Feinde, wie Barnave, Duport und Karl Lameth, heimlich frei zu lassen.

Die Gironde wurde doch unruhig. Aus ihrer Mitte ging der unvorsichtige Vorschlag hervor, wenn die Preußen näher kämen, Paris zu verlassen und hinter der Loire den Widerstand zu con-

centriren. Da erhob sich Danton gegen so feige Maaßregeln und donnerte der Gironde dreimal das Wort Kühnheit! in die Ohren. „Man muß den Feinden Schrecken einjagen.“ Er deutete nur an, was er damit meine. Niemand hatte das Herz, ihn zu einer bestimmten Erklärung zu nöthigen. Man schauderte, zu erfahren, was man nicht mehr hindern konnte. Man glaubte sein Gewissen besser zu bewahren, wenn man auch nicht einmal etwas davon zu ahnen schien. Die in ihrer falschen Stellung zitternde Gironde blieb stummer Zeuge des Gräßlichen, was sie verdammte.

Auf Dantons Antrieb durch den Gemeinderath von Paris bestellt und reich bezahlt sammelte sich am 2. September eine von Maillard befehligte Rotte von Mördern, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Hemdärmel zurückgestreift, bewaffnet mit Piken, Beilen, Säbeln, Flinten. Zu ihrem Dienst waren Karren bereit und auf einem Kirchhof eine tiefe und weite Grube gegraben. Man trieb die Voraussicht so weit, daß man ungelöschten Kalk und wollene Decken parat hatte, um das Blut, das man vergießen wollte, aufzusaugen, damit der Boden nicht zu schlüpfrig würde, und Essig, um den Blutgeruch zu dämpfen. Gemeindebeamte in ihrer Schärpe gingen ab und zu, brachten der Rotte Befehl und berichteten dem Gemeinderath. Im Uebrigen sorgte Santerre dafür, daß die Arbeit nirgends gestört würde. Die ganze Stadt war von Schrecken gelähmt, als die Lärmkanone das Signal gab. Alles flüchtete in die Häuser. Es galt, die Verdächtigen in allen Gefängnissen von Paris in Masse zu ermorden, damit sie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee conspiriren, sich befreien und eine Contrerevolution bewirken könnten. Aus einer dunkeln Aeußerung Dantons scheint hervorzugehen, er habe an einem Sieg über die Preußen gezweifelt und die besiegte Revolution im Voraus durch ein colossales Opfer rächen wollen. „Wir weichen nicht, wir begraben uns unter den Trümmern von Paris, aber unsere Feinde sollen vor uns untergehen.“ Doch machte er mit dem Temple eine Ausnahme und behielt sich

wahrscheinlich vor, den König als Geißel aufzubewahren, wenn die Preußen näher kämen.

Das systematische Morden begann am 2. September auf offener Straße, indem fünf Wagen voll gefangener Priester aus dem Stadthause nach der Abtei transportirt wurden. Die Rotte stach im Fahren mit Säbel und Piken in die Wagen hinein, riß dann die schon verwundeten Priester heraus und schlachtete sie vollends auf dem Pflaster ab. Wie durch ein Wunder blieb der als Taubstummenlehrer berühmte Abbé Sicard verschont. Dann setzte sich Maillard im großen Gefängnisse der sogenannten Abtei als Präsident eines aus dem Mörderpöbel zusammengesetzten Gerichtes nieder, ließ die Gefangenen vor sich kommen und sprach nur zweierlei Urtheil aus „laßt den Herrn los" und „nach la Force". Im ersten seltenen Falle wurde der Gefangene frei, im andern ging er in der Meinung nach dem Gefängniß la Force übersiedelt zu werden, durch eine Thüre, die in den Hof führte und wurde hier sogleich abgeschlachtet. Je vornehmer der Stand des Opfers, desto wilder äußerte sich die Freude der Rotte, der sich Weiber beigesellt hatten. In der Abtei befanden sich unter andern 150 Schweizer, die dem Blutbad des 10. August entgangen waren. Sie schauderten vor der verhängnißvollen Thüre zurück, bis ein großer schöner Offizier kühn voranging. Sein Name ist vergessen. Alle wurden ermordet, zum Theil mit ausgesuchter Grausamkeit. Ein Major aus dem edeln Geschlechte der Reding, dem so viele Helden entstammt sind, war am 10. August schwer verwundet worden. Seine Gattin pflegte ihn im Kerker. Da ihm ein Bein und die Schulter zerschmettert war, konnte er von seinem Lager nicht aufstehen, aber trotz der flehentlichen Bitte seiner Frau riß einer der Mörder ihn bei den Beinen empor und hing sich ihn über die Schulter, während ein Anderer ihm mit dem Säbel den Kopf absägte. Glücklicher war die Tochter des alten Gouverneurs der Invaliden, Herrn von Sombreuil, die ihrem Vater das Leben erkaufte, indem sie aus einem mit Blut besudelten Glase Branntwein auf das Wohl

der Nation trank. Eben so rettete dem Dichter Cazotte seine Tochter das Leben, doch nur auf eine kurze Zeit, er wurde später doch noch geköpft. Dieser träumerische Dichter hatte lange vor der Revolution einmal an einer herzoglichen Tafel in einer schauerlichen Vision alle Gäste kopflos mit blutendem Halse gesehen, so wie nachher alle wirklich in der Revolution starben. In derselben Abtei fiel der vormalige Minister Montmorin mit einer Menge der ausgezeichnetsten Personen des alten Hofes unter den Streichen der Henker. Unter den Opfern, die am grausamsten behandelt wurden, war der Cavallerieoberst St. Marc, dem man eine Pike durch den Leib stieß, an welcher er auf den Knieen fortrutschen mußte, bis er zusammensank. Jourgniac de St. Méard, der gerettet wurde, hat seine 38stündige Todesangst in der Abtei beschrieben. Die Gefangenen sahen aus den Fenstern die Schlächtereien und hörten den Todesschrei jedes Sterbenden, bis an sie selbst die Reihe kam. Man brachte ihnen nichts mehr und sie verschmachteten mitten in der Angst noch vor Durst. Manche tödteten sich selbst. Einer stieß sich den Kopf an einem Thürschlosse ein; ein anderer wollte sich durch den Schornstein retten, konnte aber nicht und wurde wahnsinnig. Man studirte die Stellung, in der man am leichtesten sterben könne und fand, es sey am besten, die Hände auf den Rücken zu legen, dann träfen die Schläge den Kopf und das Leben am schnellsten. Zwei greise Priester segneten die ringsum knieenden Gefangenen bei tiefer Stille in dem schauerlichen Dämmerlicht des Kerkers und wurden unmittelbar darauf vor der Thüre erschlagen.

Im vormaligen Kloster der Carmeliter hatte man viele Priester eingesperrt. Man ließ sie in den Garten, um sie wie gescheuchtes Wild aus der Ferne zu erschießen. Ueberall von Kugeln verfolgt drängte sich der Rest in die Kirche hinein, wo man sie vollends am Altare mit Säbeln niederhieb, unter ihnen den Erzbischof von Arles, die Bischöfe von Beauvais und Saintes. — Im Gefängnisse la Force richtete der scheußliche Hebert, der

schmutzigste Journalist von Paris. Zehn Frauen der Königin erkauften von dem Wüstling ihr Leben mit ihrer Ehre. Nicht aber die unglückliche Prinzessin von Lamballe, die größte Schönheit des vormaligen Hofes, die treueste Freundin der Königin, aus deren Armen sie erst im Temple gerissen worden war. Man hackte sie in Stücken, man trieb den schändlichsten Unfug mit allen Gliedern ihres Leibes, man stellte ihren Kopf noch blutend auf den Tisch einer Schenke unter Flaschen und Gläser und feierte ihren Tod in viehischer Trunkenheit. Endlich steckte man diesen schönen Kopf mit dem langherabwallenden Haar auf eine Pike, um die sich die Locken rankten, schaarte sich vor dem Temple, weckte den König und die Königin und zwang sie durch das Fenster den hoch empor gehaltenen Kopf anzusehen. Derselbe Anblick wurde aber auch dem Herzog von Orleans nicht erspart, der ein Schwager der Ermordeten war. — Im Gefängnisse des Chatelet hatte d'Espremenil die Geistesgegenwart, sich wie ein Sansculotte zu kleiden, eines blutigen Säbels zu bemächtigen und durch Blut unkenntlich unter den Mördern, als gehöre er zu ihnen, zu verschwinden. Er entkam glücklich. Dagegen wurde hier eine berühmte Schönheit der Pariser Straßen „das schöne Blumenmädchen" auf Befehl der Amazone Theroigne, wahrscheinlich aus persönlicher Eifersucht, nackt ausgekleidet, an einen Pfahl gebunden und auf die raffinirteste Art halb mit Fackeln und glühend gemachten Piken gebrannt, halb mit Säbeln verstümmelt. — Im Gefängnisse St. Firmin leitete der später noch eine Rolle spielende niederträchtige Henriot die Hinrichtungen und ließ auch hier eine Menge Priester treibjagen, zum Theil lebendig aus den Fenstern auf die unten vorgereckten Piken stürzen. Eben so im Kloster der Bernhardiner. — In der Conciergerie fiel Bachmann, der Anführer der Schweizer am 10. Aug. Hier ermüdeten die Arme der Henker und sie schenkten einigen Opfern das Leben unter der Bedingung, am Morden der andern mitzuhelfen. — Im Bicêtre befanden sich 5000 Gefangene, worunter viele Wahnsinnige und Invaliden. Müde des Mordens mit

dem Säbel schoß man unter sie mit Kanonen. — Das Gefängniß der Salpetrière war nur eine Correctionsanstalt für Weiber und Mädchen und hatte nichts mit der Revolution zu thun, aber auch hier drangen die Mörder ein, um erst ihre Lust zu sättigen, dann alles zu morden.

Von den Kerkern aus führten bestellte Karren die Leichen zum Kirchhofe, das Blut rieselte auf die Straße, aber der Pöbel, Weiber und Kinder jubelten umher, stiegen auf die Karren und trieben Muthwillen mit den Leichen. Da das Morden bis zum 6. fortdauerte, hielten die Henker in Pausen fröhliche Gelage, denen auch aufmunternde Gemeindebeamte beiwohnten. Am hartherzigsten unter diesen zeigte sich Billaud Varennes, der mit Behagen dem Schlachten zusah. Unter den Mördern zeichnete sich ein Neger aus, der allein 200 Menschen umbrachte. Die Gesammtzahl der Todten ist nie ermittelt worden. Die Vermuthungen gehen von 2—12,000 hinauf.

Zum Nachspiel wurde der Herzog de la Rochefoucauld, ein freisinniger und einst sehr populärer Herr, der aber als Präsident des Departementalraths verhaßt geworden war, im Wagen mit einem Pflasterstein todt geworfen, und wurden die von Orleans herbeigeschleppten Gefangenen unterwegs in Versailles durch Fournier und Lazuski, die ihnen mit einer Mörderbande entgegen gegangen waren, abgeschlachtet, unter ihnen der vormalige Minister Delessart. In Rheims errichtete ein von Paris ausmarschirtes Bataillon Freiwilliger vor der Kathedrale einen Scheiterhaufen und warf alle Priester der Stadt lebendig hinein.

Erst als die Metzelei in Paris schon in vollem Gange war, that die Nationalversammlung die Augen auf, aber nur um sie wieder zu verschließen. Roland und Petion allein hatten den Muth, der erstere in einem kühnen Schreiben auf's dringendste die Versammlung aufzufordern, Einhalt zu thun; der andere, persönlich in die Gefängnisse zu gehen und, obwohl vergeblich, zu wehren. Nachher sagte Petion, es seyen zu viele gewesen, welche das

Verbrechen vom Standpunkt der Moral aus verabscheut, aber von dem der Politik aus gebilligt hätten. Auch Robespierre sagte: ihr müßt darüber urtheilen nicht wie Friedensrichter, sondern wie Staatsmänner. Die Nationalversammlung begnügte sich, den Pariser Gemeinderath blos nach dem Zustand von Paris zu fragen. Paris ist ganz ruhig, war die Antwort, und die Versammlung war es auch. Als alles vorüber war, kündigte ein stolzes Schreiben aus dem Schooße des Gemeinderaths von Marat, der in diese Behörde aufgenommen worden war, unterzeichnet, den Departements an, was geschehen sey und wie auf diese Art allein Frankreich von seinen Feinden habe befreit werden können. Die meisten französischen Geschichtschreiber haben später, als längst die Leidenschaften sich beruhigt hatten, unter der humansten Verwahrung gegen die begangenen Greuel doch Dantons Praxis Lob gespendet. „Frankreich konnte nur durch den Schrecken gerettet werden", wird beständig wiederholt. Das ist aber nicht wahr. Die Preußen sind durch Dumouriez's List entfernt worden, die mit den Septembermorden nichts zu schaffen hatte. Als Frankreich durch neue Feinde bedroht wurde, hätte sich die Million begeisterter Republikaner in Waffen erheben können, auch ohne die Septembermorde, die im Gegentheil in den Provinzen verabscheut wurden und die ganze Vendée veranlaßte, ihre junge Mannschaft nicht gegen die äußern Feinde, sondern gegen die Jakobiner zu führen. Wenn die Republik dennoch siegte, so geschah es nicht mit Hülfe, sondern trotz der Septembermorde. Diese Morde lassen sich weder aus einem Gesichtspunkte des Rechts noch des Nutzens beurtheilen, es waren nur Ausbrüche der in der Tiefe des französischen Nationalcharakters schlummernden Wildheit, die jeder Leidenschaft eine anderwärts unbekannte Energie verleiht. Keine liebenswürdige Convenienz, auch keine höhere Bildung und Philosophie erspart den Nationen den Moment, in dem sie irgend einmal die innerste Bösartigkeit schamlos hervorkehren müssen. Zudem kann eine Nation nicht ein Extrem erreicht haben, ohne in das andere zu fallen.

Die höfische Verweichlichung, Wollüstelei und affectirte Sentimentalität, in welche die Franzosen unter Ludwig XV. verfallen waren, mußte ihre naturnothwendige Ergänzung finden in dem Blutdurst und der raffinirten Grausamkeit der Sansculotten. Weit entfernt, eine zufällige Nebensache, ein Auswuchs, eine Ausnahme von der Regel zu seyn, waren die Septembermorde vielmehr die Culmination des nationalen Thermometers, die schärfste Zuspitzung der Regel. Wenn Danton und Marat die Energie des Mordens natürlich fanden und als nationales Recht ansprachen, blieben sie der Wahrheit viel treuer, als die Girondisten, die damals schon, und als die Geschichtsschreiber, welche später den französischen Volkscharakter lieber mißkannten, als durch ein Zugeständniß an Marat entehren lassen wollten. Man hatte nur hitzige Franzosen vor sich und log sich doch immer und immer wieder in die Voraussetzung hinein, es sollten gesetzte nordamerikanische Puritaner seyn.

Dem Morde folgte der Raub. Die so rücksichtslos gegen das Leben waren, konnten es nicht weniger gegen den Besitz seyn. Der Gemeinderath von Paris bemächtigte sich der ganzen Beute, die er bei den Gemordeten fand, raubte dazu noch ihre und der Ausgewanderten Häuser und die Kirchen aus, ja er stahl auch den Kronschatz im Garde-Meuble, der offenbar Eigenthum des Staats und nicht der Stadt war (14. Sept.). Der Pöbel ahmte das Beispiel seiner Führer nach und nöthigte jedem, der ein wohlhabendes Aussehen hatte, auf der Straße Uhren, Ringe rc. angeblich als „patriotische Gaben" ab. Nicht minder griffen unreine Hände in alle öffentlichen Depots. Das war der Anfang jener Tendenz der Revolution, die später unter dem Directorium die herrschende wurde. Wie im Kleinen der 14. Septbr. auf den 2., so folgte auch im Großen auf die Mordperiode des Convents die Raubperiode des Directoriums.

Um auch in den Provinzen die Wahlen zum Convent zu beherrschen, wurden 24 Deputirte mit unumschränkter Vollmacht aus-

geschickt, überall gleichen Schrecken zu verbreiten, wie in Paris. In Lyon warf man über 400 Personen in die Kerker und vollbrachte mehrere Priestermorde. In Rheims ließ man am Wahltage Priester und Beamte in einem großen Feuer lebendig verbrennen. Unter solchen Eindrücken erfolgten die Wahlen zum Convent. Schrecken hielt die Gemäßigten ferne. In großer Menge wurden Jakobiner vom rohesten Schlage gewählt. Am 21. September trat dieser neue Convent zum erstenmal in Paris zusammen und proklamirte schon am folgenden Tage auf Callot d'Herbois Antrag die Republik.

Der Preußenschrecken, der zu allen Ungeheuerlichkeiten in Paris den Vorwand gegeben, verlor sich, wie von einem Winde von Paris weggeweht. Nach Longwys Eroberung nahm der Herzog von Braunschweig am 2. September auch noch die Festung Verdun ein. Der König von Preußen, der sein Heer begleitete, wurde hier von weißgekleideten Mädchen empfangen, die ihm Blumen streuten. Der tapfere Commandant Beaurepaire war durch Feigheit und Verrath im Kriegsrath überstimmt worden, hatte gegen die Capitulation protestirt und sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Man setzte sein Herz später in's Pantheon. Die Armee Lafayette's war damals noch ohne Führer, Dumouriez mußte erst aus den Niederlanden herbeieilen und war auch dann viel zu schwach, um einen kräftigen Angriff der Preußen auszuhalten, wenn diese rasch vorgedrungen wären. Aber der Herzog von Braunschweig hatte kein rechtes Herz zu diesem Kriege und die erstaunliche Langsamkeit seiner Bewegungen, über die selbst der König oft in Zorn gerieth, schien gerechtfertigt durch die geringe Theilnahme der Oesterreicher. Diese hatten nur ein schwaches Corps unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in den Niederlanden stehen und wenn sie von Dumouriez geschlagen wurden, konnte derselbe den zu weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen. Das waren schwache Vorwände, Dumouriez selbst hatte nicht halb so viel Streitkräfte als die Preußen, und es galt die höchste Eile, in Paris wenn nicht

mehr den König, doch, wie Friedrich Wilhelm II. sehr richtig sagte, das Königthum zu retten und eher vor Paris zu stehen, bevor das Massenaufgebot die schwachen französischen Regimenter ergänzte. Endlich rückten die Preußen durch den großen Wald der Argonne, welcher Lothringen von der Champagne trennt.

Dumouriez gab nun einstweilen die von ihm so sehnlich gewünschte Eroberung der Niederlande auf und eilte sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die unter Lafayette auf dem nächsten Wege zwischen Paris und den Preußen standen. Er zog Westermann an sich und machte ihn zu seinem Adjutanten und zugleich zu seinem Vermittler mit Danton. Die Preußen ließen ihm Zeit, eine sehr feste Stellung bei St. Menehould zu nehmen und Verstärkungen unter Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen. Noch einmal wiederholte sich auch hier die feige oder verrätherische Flucht vor den ersten preußischen Husaren, die herankamen, und das Geschrei sauve qui peut, aber Dumouriez stellte kräftigst die Ordnung her. Bei Valmy standen sich am 20. September die Heere gegenüber. Man kanonirte sich aus der Ferne. Die Preußen griffen endlich an, hielten aber auf des Herzogs Befehl inne und gingen wieder zurück, als die ganze Linie unter Kellermann durch ein lautes vive la Nation! ihren Muth beurkundete. Der König von Preußen gerieth in heftigen Zorn, wagte aber doch nicht, gegen den Willen seines Feldherrn den Befehl zum Angriff zu geben. Man zog sich vom Schlachtfelde zurück, man beschloß auch den Rückzug aus dem Lande. Der Herzog wagte nicht, mit 90,000 Mann den nur 50,000 Mann starken Dumouriez anzugreifen. Die Franzosen verstärkten sich mit jedem Tage, während er durch Nässe, Hunger und Ruhr in der unfruchtbaren Champagne jeden Tag viel Leute verlor. Das Landvolk war keineswegs, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, der Reaction geneigt, sondern benahm sich feindlich. Den revolutionären Geist zu unterdrücken, Paris und das ganze Land zu besetzen, fühlte sich der Herzog zu schwach. Zudem ließ Dumouriez, mit dem man fleißig durch den preußischen

geheimen Cabinetssecretair Lombard, welcher zufällig gefangen worden war, unterhandelte, durchblicken, Ludwig XVI. werde sogleich hingerichtet werden, wenn die Preußen einrückten, sein Leben ließe sich dagegen retten, wenn sie zurückgingen. Wichtiger war aber für den König von Preußen die Besorgniß, daß, wenn er etwa in nutzlosen Anstrengungen in Frankreich sein schönes Heer aufopferte, es dann in der Macht Rußlands und Oesterreichs allein stehn würde, über Polen zu verfügen. Rußland hatte Polen schon umgarnt, Oesterreich die preußischen Waffen bisher schlecht unterstützt. Alle diese Gründe zusammengenommen, hauptsächlich aber die letzteren bestimmten den König von Preußen, im Lager seinem vorsichtigen Feldherrn nachzugeben, um seine Armee zu retten. Der Rückzug begann, von Dumouriez, wie geheim verabredet war, unbehindert. Damals schon ließ Dumouriez in die Besprechungen einfließen, es würde einer klugen Politik Preußens mehr entsprechen, sich mit Frankreich zu verbinden oder wenigstens neutral zu verhalten, als sich von Rußland und Oesterreich brauchen, vorschieben und abnützen zu lassen. Die Preußen gaben auch Verdun und Longwy wieder zurück. Diese Umkehr gereichte Preußen zu unberechenbarem Nachtheil in der öffentlichen Meinung. Es erregte Staunen, daß die unüberwindlichen Preußen zurückgingen, man ahnte, welche Rache das gährende Frankreich nehmen würde, und Schrecken bemächtigte sich aller Fürsten, Städte und Bevölkerungen am Rhein.

Die Oesterreicher erfochten in den Niederlanden nach Dumouriez Entfernung einige Erfolge über die wenigen dort zurückgebliebenen französischen Truppen. Am 13. September nahm der österreichische General Clerfayt den Paß Croix aux Bois, wo die Franzosen wieder unter dem Rufe sauve qui peut! davonliefen. Dagegen belagerte Herzog Albert die Stadt Lille vergebens. Auf der andern Seite benützte der französische General Custine den Rückzug der Preußen, um im Süden derselben vorzubringen. In Trier verlor alles den Kopf, der Kurfürst floh von Coblenz weg

und befahl, den Franzosen die preußischen Magazine und sogar den Ehrenbreitstein auszuliefern, wenn sie kämen. Kurpfalz ließ an die Grenze große Tafeln stellen mit französischer Inschrift „kurpfälzisch neutrales Gebiet" und gab französischen Spionen Pässe als pfälzische Offiziere. Custine aber nahm erst Speier und zog dann nach Mainz. Friedrich Karl von Erthal, der üppige Kurfürst von Mainz, den wir im vorigen Bande schon kennen gelernt haben, floh mit seinem ganzen Hofe und allen Räthen eilig davon und nahm sogar die Waisengelder mit. Die aufgeklärten Universitätslehrer aber, z. B. Georg Forster, blieben zurück, zettelten mit einem großen illuminatistischen Anhang in der Stadt eine Verschwörung zu Gunsten der französischen Republik an und brachten den schwachen Commandanten von Gymnich dahin, die Festung zu übergeben, nur der tapfere Hauptmann Andujar mit 800 Oesterreichern schlug sich durch und entkam. Custine wurde am 21. October in Mainz mit Jubel aufgenommen und besetzte hierauf auch Frankfurt a. M., wagte sich aber nicht weiter in's deutsche Reich. Die Mainzer bildeten sogleich einen Jakobinerklub, organisirten das Kurfürstenthum republikanisch und fraternisirten mit den Franzosen. Die Altbürger der Stadt und das Landvolk sahen betrübt zu und widersetzten sich, so weit es anging, den neuen französischen Einrichtungen. Nur die unteren Klassen bewahrten noch Nationalgefühl. Die s. g. Gebildeten waren im Banne der Zeitideen, deren Impuls von Frankreich kam. Württemberg und Baden erklärten sich neutral, wie die Pfalz. In Bonn und Kassel floh man schon. In Würzburg, Bamberg, Nürnberg zitterte alles. In Regensburg miethete der Reichstag bereits Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.

Dumouriez eilte wieder von Paris herbei, um die Oesterreicher zurückzuschlagen und seinen früheren Plan gegen die Niederlande auszuführen. In seiner Umgebung befanden sich Orleans beide Söhne, der Herzog von Chartres, Ludwig Philipp Egalité (der im Jahre 1830 König der Franzosen wurde) und sein jüngerer

Bruder, der Herzog von Montpensier. Er griff Clerfayt am 6. November bei Jemappes an, war anfangs im Nachtheil, siegte aber durch ein neues muthiges Vordringen unter dem Gesang der Marseillaise, wobei sich der junge Ludwig Philipp rühmlich hervorthat. Schon am 14. zog Dumouriez in Brüssel ein und nahm nach dem völligen Rückzug der Oesterreicher Winterquartier in den Niederlanden. Auch Danton kam dahin und organisirte das eroberte Land jakobinisch. Die vormaligen Insurgenten gegen Joseph II. begrüßten anfangs die Franzosen als Befreier, faßten aber bald eine andere Meinung von ihnen, als ihr unglückliches Land nur ausgeplündert, die einheimischen Sitten verhöhnt, die uralten Privilegien der Städte und Stände mit Füßen getreten und die Kirchen geplündert wurden. Dieselbe klerikale Partei, welche früher gegen Josephs II. Reformen sich in Waffen erhoben hatte, sah jetzt mit Schaudern ihre Altäre beraubt, ihre Priester mißhandelt und proscribirt. Die Schätze des gesegneten und in langem Frieden reich gewordenen Landes kamen Danton trefflich zu statten, um die Rüstungen in Frankreich zu bezahlen, die mit den entwertheten Assignaten nicht bestritten werden konnten. Aber wie die Beamten der Republik, so stahlen auch die hungernden Soldaten, namentlich die neuen Freiwilligen. Vergebens klagten die Einwohner, vergebens wehrte sich Dumouriez selbst gegen den Unfug der Commissäre. Die Jakobiner mißtrauten Dumouriez und ließen sein Heer absichtlich ohne Geld, Kleider und Lebensmittel, um ihm die Siege zu erschweren und die Disciplin der Truppen aufzulösen. Unter dem Vorwand, nur Franzosen dürften die Lieferungen besorgen, wurden Korn, Leder, Tücher aus Belgien nach Paris geführt, um von dort als Mehl oder Brod, als Uniformen, Schuhe ꝛc. dem französischen Heere in Belgien zugeführt zu werden. Aber mit Wissen der jakobinischen Behörden in Paris durften zwei mit den Lieferungen ausschließlich beauftragte Juden Biedermann und Hirsch Beer, die Schuhe (das Paar zu 8—12

Franken) mit Pappendeckel sohlen. Dumouriez gerieth in gerechte Wuth.

Kühn gemacht durch die Einnahme von Mainz und durch den Sieg bei Jemappes, hauptsächlich aber um Dantons Raubsystem zu beschönigen, setzte am 10. November der Convent ein Decret durch, welches allen Völkern Hülfe versprach, die sich gegen ihre Tyrannen erheben würden. Jean Debry wollte sogar eine heilige Schaar von Königsmördern errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichst schnell durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen. Man machte übrigens noch einen merkwürdigen Unterschied. Belgien und Mainz wurden noch nicht der französischen Republik einverleibt, weil man die Deutschen noch fürchtete. Weniger Bedenken hatte man in Bezug auf den schwachen italienischen Nachbar. General Montesquieu eroberte Savoyen zur Strafe dafür, daß in Turin Semonville, der französische Gesandte, wegen demokratischer Wühlereien verhaftet worden war, und einverleibte es Frankreich als Departement Montblanc, 27. November. General Anselme eroberte Nizza als Departement der Seealpen. — Ueberall, wohin die Franzosen kamen, pflanzten sie s. g. Freiheitsbäume, um die man tanzte. Diese abgehauenen und bald welkenden Bäume versprachen weder Früchte noch Dauer, wurden aber das Symbol der republikanischen Eroberungen. Sie waren offenbar von den alten Mai- und Pfingstbäumen (Symbolen des wiederkehrenden Frühlings) entlehnt. Uebrigens war es nur der Gironde um eine Befreiung der Völker zu deren eigenem Heil und mit deren Zustimmung zu thun. Die Jakobiner haben überall nur zerstört und geraubt.

Somit schloß das Jahr mit Siegen der Republik an allen Grenzen. Oesterreichs geringe Energie und Preußens Argwohn gegen Oesterreich und Rußland erklären den erbärmlichen Ausgang der Coalitionsfeldzüge von 1792. Man verlor eine unersetzliche Zeit, während die französische Republik erstarkte. Aber für das kommende Jahr bereitete die Coalition einen viel kräftigeren An-

griff vor. Rußland nämlich hetzte Oesterreich gegen Frankreich und sicherte ihm zum Lohne Bayern zu, dessen Kurfürst Karl Theodor Belgien erhalten sollte. Eben so hetzte es Preußen gegen Frankreich und sicherte ihm eine Entschädigung in Polen zu, aber nur trügerisch, denn es hoffte Preußen immer noch darum betrügen zu können. Friedrich Wilhelm II. nahm, aus der Champagne glücklich entronnen, im October sein Hauptquartier in Coblenz und bedrohte von hier aus Custine, dessen Franzosen dennoch ungestört von Frankfurt aus kleine Raubzüge in die Wetterau und an die Lahn machten, ohne daß die tapfern Hessen in der Nähe sich gerührt hätten. Erst am 2. Dez. nahmen Hessen und Preußen Frankfurt mit Sturm, wobei die Franzosen 200 Todte und Verwundete und 1800 Gefangene verloren.

In Paris hatte inzwischen der Convent die Alleinherrschaft. Die ausübende Gewalt blieb bei dem Ministerium, das der Convent wählte und von sich abhängig hielt und dem er je mehr und mehr durch Ausschüsse und Commissionen nachhalf. Wie in der ersten Nationalversammlung die Royalisten, Aristokraten und Priester durch die Constitutionellen und in der zweiten gesetzgebenden Versammlung diese Constitutionellen durch die Gironde verdrängt worden, so wurde es im Convent die Gironde selbst wieder durch den Berg. In jeder dieser auf einander folgenden Versammlungen schlug eine neue Welle von der linken Seite her die über Bord, die rechts gesessen. Die Bewegung stürzte alle an Rang und Bildung höher Stehenden zum Vortheil der niederen. In den Convent wurden eine Menge Deputirte gewählt, deren man sich früher geschämt hätte, die aber jetzt den mächtigen Berg verstärkten, der scheußliche Marat, der Fleischer Legendre, der Comödiant Collot d'Herbois, der Comödienverfertiger Fabre d'Eglantine, der Kapuziner Chabot, der freche Journalist Fréron, der grausame Billaud-Varennes. Alle diese wurden von der Stadt Paris in den Convent geschickt. Mit ihnen Danton, Robespierre, der Herzog von Orleans (jetzt unter dem Namen Egalité), der Maler David, der

Gemeindeanwalt Manuel, Camille Desmoulins rc. Aehnliche Wahlen kamen auch vielfach in den Provinzen vor. Den honetten Leuten, den wohlredenden Advocaten, die in der Gironde nur den republikanischen Geist, wie sie ihn in Büchern gefunden, frei von allen Schlacken der gemeinen Wirklichkeit, athmeten, traten rohe Schreier aus den niedern Klassen und verdorbene Subjecte gegenüber, welche Sprache und Sitten des Pöbels als Beweis der Gleichheit in die Republik einführten. Doch behauptete die Gironde mit der s. g. Ebene oder dem Sumpfe, den unten sitzenden Resten der Constitutionellen und den Indifferenten der Zahl nach noch das Uebergewicht über den Berg. Petion wurde der erste Präsident des Convents, Roland blieb Minister. Die ganze Gironde war wieder gewählt worden, hatte sich aber nicht in dem Maaße neu verstärkt, wie der Berg, und verlor ihren Einfluß im Jakobinerklub, wo nach langem erbittertem Kampfe um den Vorrang der Beredsamkeit Brissot von Robespierre verdrängt wurde. Der Sammelplatz der Gironde wurde mehr als je das Haus der Madame Roland.

Danton folgte damals wie der großartigsten, so der richtigsten Politik. Indem er Dumouriez unterstützte und die Aushebung neuer Streitmassen betrieb, schützte er die Republik nach außen. Im Innern aber wollte er jetzt Einigkeit und Ruhe haben, da ja die eigentlichen Feinde der Republik durch die Septembermorde massacrirt oder hinlänglich eingeschüchtert waren. Er hielt die Girondins und Montagnards für gleich gute Republikaner und erzürnte sich über ihren Hader. Mehr als einmal stiftete er eine vorübergehende Versöhnung und reichte der Gironde selbst dann immer noch die Hand, als sie ihn schon angriff.

Die Girondins, die bei der Verfolgung des Königs im grausamen Hohn und in der sophistischen Verdrehung aller constitutionellen Rechtsbegriffe mit dem Berge gewetteifert, die dessen Schuld in vollem Maaße getheilt und selbst bei den Septembermorden sich unentschieden benommen hatten, rafften sich jetzt erst zusammen, um

eine Republik, die mit so viel unreinen Mitteln aufgerichtet worden war, wenigstens vom Augenblick ihres Bestandes an zu einem reinen Tempel der Freiheit zu machen. Aber es war zu spät, sie selbst waren schon zu sehr befleckt. Sie forderten Bestrafung der Septembermörder, Herstellung der gesetzlichen Ordnung, Beendigung der Anarchie; aber sie griffen Danton eben so heftig an, wie Robespierre und Marat, und verloren dadurch den mächtigen Bundesgenossen, mit dessen Hülfe allein sie die Ordnung wirklich hätten handhaben können. Der frühere unvorsichtige Vorschlag, sich hinter die Loire zurückzuziehen, und ihre immer wiederholte, nur zu gerechte Klage über den Terrorismus, den der Gemeinderath von Paris und die Gallerien gegen die Deputirten aus den Provinzen übten, zogen ihnen die Verdächtigung zu, als wollten sie das Land gegen Paris aufhetzen und waffnen und Frankreich zu einer lockern Föderation von unabhängigen Departements machen.

Ein erster, von Danton eingeleiteter Sühneversuch mißlang. Barbaroux rief stolz „zwischen dem Verbrechen und der Tugend gibt es keinen Bund". Vergniaud sagte von den Septembriseurs, „in Zeiten des öffentlichen Unglücks zeigen sich Menschen, wie böses Gewürm nur bei Ungewitter aus der Erde hervorkriecht. Ihr ganzes Trachten geht dahin, die schönste Sache zu entehren." Die Erscheinung Marats auf der Tribüne erregte den ersten Sturm. Der große häßliche Kopf mit dem fletschenden Maul, die giftigen Augen, das struppige mit einem schmutzigen Tuch umbundene Haar, die kleine cynische Gestalt dazu zum erstenmal auf der Rednerbühne zu sehen, machte den Eindruck, wie wenn ein böser Dämon aus der Tiefe der Erde plötzlich aufgetaucht wäre. „Herunter, herunter!" rief es von allen Seiten, aber er blieb, sah frech um sich und hielt eine bewunderungswürdige, wahrhaft diabolische Rede, worin er dem Convente auf eine unwiderlegliche Weise bewies, daß dessen Mitglieder sämmtlich doch eigentlich seines Geistes Kinder seyen und nur in dummer Verblendung oder aus Feigheit es verneinten. Der Sinn war: ihr habt die Revolution mit den Mit-

teln gemacht, die ich immer gewollt, ihr könnt sie auch nur durch dieselben Mittel durchführen. Ich bin die Revolution, spiegelt euch nun in meiner Häßlichkeit, aber wagt es nicht, mich zu verleugnen!

Dumouriez kam im October nach Paris, um die Gironde noch einmal mit Danton und sich zu vereinigen. Aber die Gironde blieb spröde. Als Madame Roland geputzt in die Loge trat, in der Dumouriez dem Schauspiel anwohnte, erblickte sie Danton an seiner Seite und ging voll Unwillen zurück. Dumouriez gab die Girondins auf. Zu Westermann sagte er: „sie sind eine schlechte Uebersetzung der Römer, ihre Republik ist nur ein Frauenroman. Sie berauschen sich in Worten, die Jakobiner in Blut. Nur ein Mann ist hier — Danton.“ Er ging unzufrieden zur Armee zurück.

Die Gironde machte einen zweiten sehr ungeschickten Angriff auf Robespierre. Louvet klagte ihn an, als trachte er nach der Dictatur. Diese Beschuldigung war übertrieben und wurde siegreich zurückgewiesen. Brissot, der heftige Gegner Robespierres im Jakobinerklub, wurde aus diesem förmlich ausgestoßen. Die Gironde gewann keinen Fußbreit. Der Gemeinderath stellte sich anfangs, als wolle er dem Convent gehorchen, hintertrieb aber oder hemmte dessen Beschlüsse. Der Berg erwiderte die Beschuldigungen der Gironde mit Gegenbeschuldigungen und setzte durch, daß die Einheit und Untheilbarkeit der Republik decretirt wurde, um den Föderalismus niederzuschlagen und außerhalb Paris keinen Centralpunkt zu dulden.

Hauptsächlich aber kam es dem Gemeinderath, dem Jakobinerklub und dem Berge darauf an, die ihnen lästige Gironde, die durch ihre moralischen Bedenklichkeiten den raschen Gang der Revolution hemmte, der Contrerevolution verdächtigen zu können. Sie beeilten sich daher, den unglücklichen König zu richten, in der Hoffnung, die Girondins würden aus Gesetzlichkeit oder Mitleid nicht für seinen Tod stimmen wollen, sich also als Königsfreunde, Reactio-

näre und mit dem Ausland Verschworene blosstellen. Thaten sie dies nicht, stimmten sie mit für den Tod des Königs, so luden auch sie eine schwere Blutschuld auf sich, so mordeten auch sie einen wehrlosen Gefangenen und hatten nicht mehr das Recht, sich über die Septembermorde zu beklagen.

Die königliche Familie befand sich im Temple unter der strengen Hut des unbarmherzigen Gemeinderaths. Eine Zeitlang wurde der König sogar von der Königin getrennt, nachher aber wieder mit ihr vereinigt. Die Aufsicht über ihre Personen war höchst lästig. Der Schließer Rocher, ein großer, bärtiger und schmutziger Geselle, legte es darauf an, die Majestäten zu beleidigen, blies ihnen seinen Tabaksqualm in's Gesicht, führte grobe Reden, lehrte den kleinen Dauphin unflätige Spottverse auf seine Mutter ꝛc. Auch die Beamten trugen ihren Sansculottismus zur Schau und ließen die königlichen Personen fühlen, daß es jetzt keinen Rangunterschied mehr gebe. Die Schildwachen kratzten mit dem Bajonet Karrikaturen auf den dicken König, Flüche und unzüchtige Verse in die Wände, in denen die Königin immer namentlich bezeichnet war. Auch die Mitleidigen, die heimlich kleine Aufträge für die Gefangenen übernahmen, mußten sich rauh und unhöflich stellen. Den treuen Kammerdiener Clery ließ man nur deßhalb beim König, weil er sich als guter Republikaner gezeigt hatte. Der König behauptete übrigens seinen Gleichmuth, unterrichtete den Dauphin als väterlicher Lehrer, vertiefte sich zuweilen in die Geschichte Karls I. von England, den sein Volk hatte enthaupten lassen, und pflegte Abends mit seiner Gemahlin und Schwester Lhombre zu spielen.

Die Jakobiner trugen im Convent auf Verurtheilung des Königs an und forderten die Gironde lauernd heraus. Die letztere konnte sich dem Antrag nicht widersetzen, weil sie sonst als heimliche Freundin des Königthums selbst erschienen wäre; sie hätte aber den König gerne gerettet und wäre zugleich gerne der Schlinge entgangen, die ihr durch die Jakobiner gelegt wurde. Sie suchte

daher allerlei Auskunftmittel. Zuerst eine Appellation an das Volk, die Urversammlungen sollten die Frage entscheiden. Dadurch würde Zeit gewonnen und wahrscheinlich sprächen sich die Departements milder aus, als die Pariser. Aber die Jakobiner vereitelten diese Bemühungen der gemäßigten Partei, verdächtigten ihre Absicht und erhitzten die Volksmassen. Die Republik war in den Flitterwochen, der republikanische Stolz litt nicht, daß man auf die Person des Königs viel Werth legte; die Leiden, welche das Volk durchgemacht, bis es so weit gekommen war, erheischten Rache an dem „Tyrannen", der die Freiheit so lange auf ihrem Wege zur Geburt aufgehalten hatte. St. Just, ein kaum zwanzigjähriger Jünger Robespierres und durchdrungen vom republikanischen Princip, rief dem Convent zu: „ein Volk, welches die Bestrafung eines Königs als etwas ansieht, worüber man sich bedenken müsse, wird niemals eine Republik gründen." Robespierre selbst setzte klar und scharf auseinander, daß es sich von keinem gerichtlichen Prozesse, sondern von einer Maaßregel des öffentlichen Wohles, von einem Act nationaler Providenz handle. Ein Prozeß setze die Möglichkeit der Freisprechung voraus, die Republik aber könne den König nicht freisprechen, weil sie Republik und weil er König sey. So gewiß die Republik vernichtet seyn würde, wenn der König wieder zur Gewalt gelangen könnte, so gewiß müsse der König vernichtet werden, sobald die Republik fertig sey. Ein Princip müsse hier nothwendig dem andern zum Opfer fallen. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, faßte mit viel Gewandtheit diese Nützlichkeitstheorie Robespierres auf, um sie gegen ihn selbst zu kehren, indem er nachwies, daß der König, wenn er am Leben gelassen werde und gefangen bleibe, viel zu ohnmächtig und verachtet sey, um der Republik Gefahr zu drohen, daß aber im Gegentheil sein Tod alle Feinde Frankreichs zu gedoppelten Kriegsrüstungen veranlassen und überdieß im Innern den in der Vendée schon begonnenen Bürgerkrieg noch gefährlicher ent-

flammen werde. Es sey mithin klug, den König zu schonen und als Geißel zu behalten.

So weit begegneten sich in der Debatte Gedanke und Gedanke in anständiger Form. Aber die Erörterung wurde durch die Leidenschaften getrübt und verwildert. Minister Roland pflegte Correspondenzen mit allen Departements und hielt dadurch die jakobinischen vom Mutterklub in Paris aus geleiteten Filialgesellschaften in den Provinzen im Schach. Ein Schlosser hatte den versteckten eisernen Wandschrank in den Tuilerien verrathen, in dem der König angeblich seine geheimsten Correspondenzen verborgen hatte. Roland nahm sie in Beschlag und las sie zuerst allein. Natürlich beschuldigte man ihn nun, vieles unterschlagen zu haben. Chabot klagte ihn und seine Frau an, sie seyen vom Ausland bezahlt und wollten die Republik verrathen. Madame Roland mußte selbst vor den Schranken des Convents erscheinen, vertheidigte sich aber edel und siegreich. Chabots Angriff war fehlgeschlagen, wie der frühere, den die Gironde selbst auf Robespierre gemacht hatte. So hielten sich die Parteien die Waage. Aber je weniger sie sich noch tödtliche Schläge versetzten, um so giftiger wurden ihre Red.n. Die republikanische Gleichheit und der Einfluß des Sansculottismus verrieth sich bereits darin, daß man sich zu duzen anfing, daß man mit Affectation die schmutzige Kleidung und Sprache des Pöbels nachahmte. Die Girondins waren zum Theil zu jung und hitzig, um die groben Schimpfwörter des Berges nicht gelegentlich zu erwiedern. Noch schamloser schweifte die Presse aus.

Der König wurde unter dem Namen Ludwig Capet (weil sein Geschlecht, obgleich nur in weiblicher Nachfolge, doch noch auf die alten Capetinger zurückging) am 11. Dezember vor die Schranken des Convents geladen und verhört. Er verzichtete auf alle göttlichen Rechte der Könige und vertheidigte sich nur als constitutioneller König, als welcher er dem Volke hinlänglich seine Liebe und Nachgiebigkeit bewiesen habe. Trotz dieser Bescheidenheit behauptete er im Unglück eine viel edlere Würde, als in den Zeiten

seiner Macht. Aber die Jakobiner hatten kein Mitleid und die Gironde zagte, es zu äußern. Der aufgehetzte Pöbel belagerte täglich den Sitzungssaal und stieß gräßliche Drohungen gegen die Gemäßigten aus. Der Gemeinderath verfügte eine Menge neuer Verhaftungen und 14,000 gemäßigt Gesinnte flohen heimlich aus Paris. Die Presse wurde immer wüthender in Anklagen gegen den „Tyrannen“ und in Verdächtigungen des Mitleids. Der Convent bewilligte dem König, der schon wieder von seiner Familie getrennt worden war, bis zur Verurtheilung die Wiedervereinigung mit derselben, aber der Gemeinderath gehorchte nicht. Tallien hatte die Frechheit, im Convent zu rufen: verordnet, was ihr wollt, wenn der Gemeinderath nicht will, so unterbleibt es! Trotz aller Entrüstung konnte der vom Pöbel eingeschüchterte Convent nichts mehr durchsetzen, als daß dem Könige seine Kinder, nicht die Königin zugeführt werden sollten. Da der König aber glaubte, die Mutter sey ihnen unentbehrlicher als der Vater, lehnte er es ab und blieb in seinem letzten Kummer allein. Man hatte ihm zwei Vertheidiger bewilligt, Target, der aus Angst ablehnte, Tronchet, der das schwere Amt übernahm. Für Target trat der junge muthige Deséze ein und der greise Malesherbes, früher Minister, bat den Convent in einem rührenden Schreiben, seinem Herrn, dem er im Glück gedient, auch im Unglück dienen zu dürfen. Wirklich ließ man ihn als dritten Vertheidiger zu.

Nach den erbittertsten Kämpfen im Convent und nachdem man die schönen Vertheidigungsreden nur grollend angehört hatte, kam man endlich am 14. Januar 1793 zur Abstimmung über drei Fragen: ist Ludwig Capet des Verbrechens gegen die Freiheit des Volks und gegen die Sicherheit des Staates schuldig? soll das Urtheil des Convents erst den Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden? welche Strafe hat er verdient? Die erste Frage wurde mit 683 Stimmen bejaht. Die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verneint, womit die Hoffnung der Gironde vereitelt war. Die dritte Frage wurde in langer namentlicher und motivirter Ab-

stimmung, die bis zum 16. dauerte, dahin entschieden, daß 361 Stimmen unbedingt den Tod des Königs, 46 den Tod mit Aufschub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufschub berathen werde, 286 nur Gefangenschaft, 2 Galeerenstrafe verlangten. Der Aufschub der Strafe wurde am 19. berathen, aber mit 383 Stimmen verworfen.

Die Abstimmung erfolgte unter dem drohenden Andrange des Pöbels, der den Convent Tag und Nacht umlagerte. Daher so viele Mitglieder selbst gegen alle Erwartung aus bloßer besinnungsloser Angst für Tod stimmten. Das that nicht nur der Herzog von Orleans, sondern sogar auch Vergniaud und die Häupter der Girondepartei. Man hatte von einem so festen Charakter und großen Rednertalent, wie sie Vergniaud auszeichneten, etwas ganz anderes erwartet. Als er aber an die Reihe kam, redete er confuses Zeug und stimmte für Tod. Nicht die Furcht vor dem Pöbel brachte ihn dazu, aber die Furcht, daß man seine republikanische Gesinnung verdächtigen könne, wenn er den König schonte. Am muthigsten blieb Manuel, der seine frühere Rolle tief bereute und gegen den Tod des Königs stimmte. „Ihr, wie ihr da seyd, rief er der Versammlung zu, könnt Frankreich nicht retten. Dem Rechtschaffenen bleibt nichts übrig, als sich in seine Toga zu hüllen."

Der König war also rettungslos verloren. Man erlaubte ihm noch einmal seine Familie zu umarmen, am 20. Als er sich von dieser herzzerreißenden Scene losgerissen, betete er mit dem irischen Geistlichen Edgeworth de Firmont, den er sich als Beichtvater erbeten hatte, schlief die Nacht ruhig wie gewöhnlich und verließ am 21. Januar den Temple zu Wagen, unter starker Wache und unter dem Zuströmen der ganzen Bevölkerung von Paris. Der Geistliche begleitete ihn. Auf dem s. g. Revolutionsplatz war das Schaffot mit dem Fallbeil errichtet, eine im Mittelalter nicht unbekannte, aber von dem Arzt Guillotin erst kürzlich wieder erfundene Hinrichtungsmaschine. Die ganze Waffenmacht von Paris unter Santerres Befehl war um dieselbe versammelt, im Hintergrunde stand

Kopf an Kopf das Volk. Mit fester Ruhe bestieg der König das Gerüst, und legte den Rock ab.*) Als die Henker ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatten, rief er mit starker Stimme zum Volk: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme.“ Er wollte noch mehr reden, aber die Trommler wirbelten und übertönten seine Stimme. Die Henker rissen ihn hinweg und in wenig Augenblicken fiel sein Kopf unter dem allgemeinen Rufe: vive la république!

Noch an demselben Tage wurde Lepelletier, Mitglied des Convents, ein reicher Kaufmann, der nur aus Feigheit für des Königs Tod mitgestimmt hatte, von einem Soldaten der früheren königlichen Garde aus Zorn erstochen. Man veranstaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße des Mordes nach seinem Namen. Dagegen trat der bisher immer muthvolle Girondist Kersaint und der plötzlich von tiefer Reue ergriffene Manuel aus dem Convent aus. Auch Roland gab jetzt sein Ministerium auf.

*) Der Geistliche Edgeworth rühmte sich, noch auf dem Schaffot dem König damit geschmeichelt zu haben, daß er das Leiden desselben mit dem des Heilandes verglich, worauf der König die edle Antwort gab: er fühle sich nur getröstet und gestärkt durch das Beispiel des Heilands. Zuletzt will der eitle Beichtvater dem Sterbenden noch nachgerufen haben: Enkel des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!

Drittes Buch.

Schreckenszeit des Convents.

Mit dem Königthum und König war das erste und letzte Hinderniß der Freiheit weggeräumt. Die goldene Zeit der Republik, von der die Philosophen geträumt hatten, schien nun zu beginnen und für das frei gewordene, mit der Weisheit seiner philanthropischen Rathgeber reichlich getränkte Volk der Himmel schon hier auf Erden fertig zu seyn. Aber die Freiheit wurde zur härtesten Sklaverei. Statt der Ruhe und des Glückes erwarteten das Volk nur neue Erschütterungen und namenloses Elend, statt des Himmels die Hölle auf Erden.

Ueber das frische Grab des Königs flog nicht die Taube mit dem Oelzweig, sondern der todkrächzende Rabe, eine immer finsterer sich aufthürmende Wetterwolke. Die französische Republik konnte nicht, wie die nordamerikanische, zum Frieden und Genuß der durch die Freiheit bedingten Wohlthaten gelangen, weil sie mit der Monarchie zugleich auch die Kirche zertrümmerte und sich vom Christenthum lossagte, um in alle Ausschweifungen des Unglaubens zu fallen. Sie konnte es ferner nicht, weil sie, um ihr fanatisches Princip der Gleichheit durchzuführen, zuletzt alle Bürger köpfen oder zum Pöbel erniedrigen mußte. Wo es keine religiöse Autorität mehr gibt und man die Menschen schwindeln macht durch den

Gleichheitsdünkel, der keinen an Rang und Amt, Geburt und Reichthum oder Geist und Sitte Höherstehenden mehr duldet, da ist nur noch Anarchie möglich, in der das Unterste fortwährend sich zu oberst kehrt, und Argwohn und Mord müssen alles verschlingen, was über dem Pöbel steht, dann noch einmal, zweimal, dreimal alles, was sich wieder über ihn erheben möchte, bis die unterirdische Feuerkraft des Vulkans erschöpft ist.

Dieser Typhon der Revolution hatte den Adel und Klerus schon vor der Monarchie verschlungen, es blieb ihm nur noch übrig, das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, die Mittelclasse, zu verschlingen, und da diese viel zahlreicher war, als Adel und Klerus und Hof zusammengenommen, so war auch ihr Todeskampf und Mord noch viel großartiger und entsetzlicher.

Die geistreichen und muthigen Vertreter des Mittelstandes konnten lange und immer wieder nicht begreifen, daß der von den Philosophen dieses Standes vorbereitete, von den Rednern desselben eingeleitete, von den Staatsmännern desselben vollendete Freistaat sich nicht sofort hatte consolidiren lassen, wie der nordamerikanische, sondern ein Tummelplatz der gräßlichsten Verbrechen und Laster, eine Beute des grausamsten und schmutzigsten Pöbels werden sollte. Die Constitutionellen waren schon aufs bitterste enttäuscht, als die Gironde immer noch hoffte, ihr werde, weil sie die Republik gewollt und die Republik der reine Vernunftstaat sey, das gelingen, was den Constitutionellen nicht habe gelingen können, weil diese den Vernunftstaat noch mit der Tyrannei hätten in der constitutionellen Monarchie vermitteln wollen. Auch die Gironde ließ sich noch nicht träumen, wie weit der republikanische Pöbel seine Frechheit treiben würde.

Sollte die Republik Bestand haben, so mußte sie allerdings vom Reden zum Handeln übergehn, der Convent mußte seine Regierungsgewalt in möglichst wenig Ausschüssen von wenigen Mitgliedern concentriren. Daß unter diesen Umständen die Gironde mit ihren ewigen Einwendungen und Bedenken, vor allem

aber Roland und der Cirkel seiner Frau, in welchem der Convent vornehm gehofmeistert wurde, den Männern der Praxis zum Aerger gereichte, ist begreiflich. Madame Roland, „die Circe der Gironde", hat ihrer Partei unendlich geschadet mit ihrer unproductiven Eitelkeit.

Sie verlor nach dem Proceß des Königs immer mehr Terrain. Am 14. Februar wurde Pache Maire von Paris, ein Schweizer aus Freiburg, anscheinend ruhiger Geschäftsmann, aber voll Pfiffigkeit, der den Pöbel gewähren ließ. Am 25. machten die Weiber einen Auflauf, plünderten 1200 Läden und Magazine aus, ohne daß eine Behörde sie gehindert hätte, und erzwangen von den Kaufleuten ein Minimum der Preise. Als man darüber klagte, äußerte Robespierre, das Volk habe nie Unrecht. Das Benehmen des Berges wurde immer gemeiner und niederträchtiger. Man beschuldigte Roland, ungeheure Summen gestohlen und nach England geschafft, ja die insurgirten Weiber selbst bezahlt zu haben, damit sie Unruhen erregten. Nichts war so widersinnig, was nicht geglaubt und vom Pöbel beklatscht wurde. Als Isnard im höchsten Zorn einmal über die Tyrannei der Gallerien klagte, rief man ihm spöttisch zu, er und die Gironde könnten ja fortgehen, wenn es ihnen nicht länger gefiele. Am 10. März wurde schon ein Complott gemacht, die Girondins alle zu ermorden, was ein heftiger Regen verhinderte. Sie waren in der Nacht bei Petion versammelt. Er öffnete das Fenster und schloß es wieder mit den beruhigenden Worten: „Es regnet, da thun die Pariser nichts, ihr könnt sicher schlafen."

Unterdeß erwog Danton die Gefahr des Vaterlandes im Innern, wie von außen, und drang auf eine im Convent concentrirte Centralgewalt der Bergpartei, wogegen die ohnmächtige Gironde nichts mehr, wohl aber der Pariser Gemeinderath, der sich selbst die höchste Gewalt aneignen wollte, sehr viel einwenden konnte. Um diesen Gemeinderath bei Seite zu schieben, besprach sich Danton mit Robespierre, der ihm zustimmte, um in

der Centralregierung selbst die erste Rolle spielen zu können. Da der Mordanschlag auf die Gironde von den Anarchisten ausgegangen war, trat ihm Danton in der Nacht des 10. entschieden entgegen und verhinderte ihn, da er sonst trotz des Regens doch vielleicht versucht worden wäre. Aus der Verabredung Dantons mit Robespierre ging nun eine Reihe von folgenreichen Conventsbeschlüssen hervor. Am 9. März wurden 82 Mitglieder des Convents als Commissäre mit unumschränkter Vollmacht in die Provinzen und zu den Armeen abgeschickt, um überall die Opposition der Gironde niederzuschlagen und die Alleinherrschaft des Berges zu handhaben. Am 10. decretirte der Convent die Errichtung eines Revolutionstribunals von 9 Richtern, die auf ausschließliche Anklage des Convents summarische Urtheile fällen sollten. Ehe Danton aber die eigentliche Regierungsgewalt schuf, tractirte er schon wieder mit der Gironde, deren Stimmen er gegen den Pariser Stadtrath brauchte und durch die er sich auch schon gegen Robespierre schützen wollte. Seine Schonung der Gemäßigten hing mit der Hoffnung auf die eben erwarteten Siege Dumouriez's zusammen. So setzte er im Convent am 25. März die Wahl eines Ausschusses von 25 Mitgliedern durch, welche die Minister überwachen, d. h. die eigentliche Regierung führen sollten. In diesen Ausschuß kamen viele von der Gironde. Aber sie blieben nicht darin, denn gerade damals wurde Dumouriez's Verrath bekannt.

Die äußeren Feinde Frankreichs hatten sich am Ende des vorigen Jahres wegen ihrer Lauigkeit und Uneinigkeit in schlechter Verfassung zurückgezogen und, anstatt dem Könige Hülfe zu bringen, seinen Tod herbeigeführt. Dieser Königsmord fachte nun aber ihren Eifer aufs neue an und verdreifachte ihre Streitkräfte. Denn alle Mächte in der Runde mißbilligten den Frevel, den die Nation an ihrem König begangen hatte. Alle Monarchen hielten und erklärten sich für solidarisch verbunden, diesen Frevel zu rächen. Bisher hatten nur Oesterreich und Preußen die Waffen ergriffen, jetzt sagte auch England, Holland, die Schweiz, das deutsche Reich,

Schweden, Dänemark und Rußland, Sardinien, Neapel und der Papst, Spanien und Portugal, sogar der türkische Sultan der französischen Republik den Frieden auf. Aber Preußen traute Oesterreich nicht, dessen General Wurmser im Elsaß als Eroberer auftrat, und auch Rußland nicht wegen Polens. Das preußische Heer verband sich daher nicht mit dem kaiserlichen zu einem raschen Marsch auf Paris, sondern focht getrennt und fing Mainz ganz langsam zu belagern an. Die Oesterreicher verstärkten ihr Heer in den Niederlanden und stellten es unter den Befehl des Herzogs Friedrich Josias von Sachsen-Coburg, dessen Rathgeber Oberst Mack, ein eingebildeter Schwätzer, war und unter dem der noch sehr junge Erzherzog Karl, Bruder des Kaisers, die ersten Lorbeern verdienen sollte.

Dumouriez griff schon am 17. Februar Holland an und nahm überraschend schnell die Festungen Breda und Gertruydenburg, denn wie überall, so war damals auch in Holland eine schlechte Kriegsverfassung. Aber er wurde schnell zur Umkehr gezwungen, denn Coburg war bereits über die 15,000 unter General Miranda Maestricht belagernden Franzosen hergefallen und hatte sie in wilde Flucht geschlagen, bei Aldenhoven am 1. März, wobei besonders Erzherzog Karl sich auszeichnete, der auch schon bei Jemappes mitgefochten hatte. Dumouriez bot ihm am 18. bei Neerwinden die Spitze, allein die Oesterreicher hatten die Uebermacht, und die Freiwilligen-Bataillone im französischen Heere liefen beim ersten Schuß davon. Die Schlacht ging für Dumouriez verloren, und da er der neuen Aushebung nicht mehr trauen konnte, besaß er keine Mittel mehr, die Oesterreicher zu schlagen. Sein alter Plan, an der Spitze eines siegreichen Heeres dem Convent Gesetze vorzuschreiben, war also gescheitert. Aber blitzschnell ersann er einen neuen, verständigte sich mit dem Obersten von Mack und schloß eine geheime enge Allianz mit Coburg. Er selbst wollte mit seinem Heere nach Paris und gegen den Convent marschiren, Coburg sollte ihm in einiger Entfernung folgen, um ihn zu unterstützen.

Aber auch dieser Plan mißlang. Die Festung Lille, die er Coburg in die Hände spielen wollte, hielt sich. Sein Benehmen erregte Verdacht. Vier Conventsdeputirte, Camus, Bancal, Quinette, Lamarque, und der Kriegsminister Beurnonville, sein Freund, eilten in sein Lager, streng zu prüfen und ihn nöthigenfalls zu verhaften. Camus befahl ihn wirklich zu verhaften, Dumouriez aber kam ihm zuvor und ließ alle fünf von deutschen Husaren festnehmen und den Oesterreichern als Geißeln überliefern, 2. April. „Ich rette Ihnen dadurch das Leben," sagte er zu Beurnonville, „denn ich entreiße Sie dem Revolutionsgericht." Als er sich aber der Festung Condé versichern wollte, weigerte sich die Besatzung, und sein Vorhaben war schon so weit bekannt worden, daß aus den Freiwilligen-Bataillonen, die ganz dem Convent anhingen, auf ihn Feuer gegeben wurde. Eines derselben war von dem jungen Davoust befehligt, der später Marschall wurde. Dumouriez mußte nun die Flucht ergreifen und ging mit einem einzigen ihm treu gebliebenen deutschen Regimente (in Sachsen geworben) am 4. April zu Coburg über. Ihm folgte der junge Herzog von Chartres, der aber als ein Sohn des Königsmörders Orleans keinen Schutz bei der Coalition der Monarchen finden konnte und seinen Weg nach der Schweiz nahm, wo er unter fremdem Namen zu Reichenau in Graubündten eine Lehrerstelle der Mathematik übernahm. Auch seine Schwester Adelaide, von ihres Vaters Maitresse, der berühmten Literatin Frau von Genlis, erzogen und mit dieser nach Dumouriez's Lager gerettet, fand jetzt nur in einem Kloster in der Schweiz eine Zuflucht. Dumouriez selbst erhielt eine Pension, machte noch viele nutzlose Projecte und starb in hohem Alter zu London, gänzlich vergessen. Mit Dumouriez stürzte auch Talleyrand, der mit ihm intriguirt hatte und damals nach Nordamerika entfloh, wo er ruhig die Schreckenszeit überlebte, um im Jahre 1795 wiederaufzutauchen. — Coburg erließ, als er noch hoffte, Dumouriez werde an der Spitze seines Heeres bleiben, eine den Absichten desselben entsprechende Proclamation in friedlichem und

constitutionellem Sinne an die Franzosen, um sie zu gewinnen, 5. April. Allein eine diplomatische Conferenz in Antwerpen zwang ihn, schon am 9. diese Proclamation durch eine andere vom Grafen Metternich (dem Vater) verfaßte zu ersetzen, worin wieder nur mit Gewalt gedroht wurde. Denn Kaiser Franz wollte den Thron der Bourbons nicht schützen, sondern auf Kosten der Bourbons Eroberungen machen. Vergebens rieth England, die Zerrüttung des französischen Heeres zu benutzen und in Eilmärschen gegen Paris vorzurücken.

Damals wurden eine Menge Umtriebe gemacht. Custine correspondirte heimlich mit dem Herzog von Braunschweig und beschwor ihn, sich an die Spitze der Franzosen zu stellen, um Frankreich zu pacificiren. Preußen, wenn es von der Coalition abfalle, solle Köln, Jülich, Berg und einen Theil von Trier bekommen. Preußen ließ sich nun zwar nicht darauf ein, brach aber auch nicht gänzlich die französische Unterhandlung ab und blieb gespannt mit Oesterreich. In Schweden war Gustav III. ermordet worden. Herzog Karl, Vormund seines unmündigen Sohnes und Nachfolgers Gustavs IV. Adolf, ließ durch seinen Gesandten v. Staël (der Neckers Tochter geheirathet hatte) der französischen Republik Schwedens Anerkennung um Geld anbieten, und der Cirkel der Madame de Staël blieb seitdem in Paris ein Heerd von Intriguen.

Als Dumouriez's Verrath bekannt worden war, brach der Convent in gerechte Wuth aus. Der Ausschuß der 25 wurde sogleich aufgelöst und am 5. April ein neuer Wohlfahrtsausschuß (comité de salut publique) von 9 Mitgliedern ernannt, in welchem Danton und der schönrednerische Barère die Häupter wurden, aber kein Girondin mehr saß. Daneben wählte man noch einen Sicherheitsausschuß (de surveillance). Zugleich wurde beschlossen, das Revolutionstribunal solle Minister, Feldherren und Beamte der Republik richten, sobald es der Convent haben wolle. An des gefangenen Beurnonville's Stelle wurde Bouchotte, eine gefällige Creatur des Berges, Kriegsminister. Auch Gohier,

der neue Minister der Justiz, und Garat, Minister des Innern, gehörten dem Berge an.

Das erste Opfer für Dumouriez wurde der Herzog von Orleans, den man sogleich in Verhaft nahm. Auch Talleyrand, der sich bei Zeiten, um dem Sturme der Revolution auszuweichen, bei der französischen Gesandtschaft in London hatte anstellen lassen und von dem man einen Brief an den König im eisernen Schranke gefunden hatte, wurde jetzt angeklagt und auf die Liste der Emigrirten gesetzt.*) Nichts hätte näher gelegen, als Danton zur Verantwortung zu ziehen, der am meisten mit Dumouriez zu thun gehabt; aber Danton war noch zu mächtig. Man richtete den ganzen Zorn des Volks auf die Gironde und Madame Roland, weil diese früher mit Dumouriez in Verbindung gestanden, weil der General eigentlich ein Geschöpf der Gironde gewesen war, sofern Gensonné ihn zuerst gehoben und Roland mit ihm das Ministerium gebildet hatte. Robespierre entwickelte am 10. April in einer heimtückischen Rede die Anklage. Man erkannte darin deutlich, daß ihm Dumouriez nur zum Vorwand diente, um die Gironde, von deren Unschuld an Dumouriez's Verrath er überzeugt seyn konnte, aus einer ganz andern Ursache des Hasses zu verderben. Die Gironde war ihm an Talent, Ruhm und Einfluß in den Provinzen, bis dahin selbst noch im Convent weit überlegen, er haßte sie aus Neid. Die Gironde vertrat ferner die reichen Handelsstädte Frankreichs, den gebildeten Mittelstand, also eine Aristokratie, die auf doppelte Weise durch ihre Anmaßung und durch ihren Luxus eine Protestation gegen die von Robespierre erträumte ideale Republik war, in der es nur einfache, nüchterne, bescheidene, von ihrer Handarbeit lebende Bürger geben sollte. Endlich hatte sich deutlich gezeigt, daß die Gironde mit dem König Mitleid gehabt, daß sie die volle Energie des Schreckens weder

*) Es lag in seiner Natur, mit allen Parteien zu intrigiren. Deshalb litt ihn auch Pitt in England nicht und Talleyrand entwich, wie schon bemerkt, hinüber nach Nordamerika.

theile noch billige, daß sie nur ungerne und mit einer gewissen Heuchelei der Bewegung folge, in die sie nur fortgerissen worden sey, daß sie durch ihre ewigen Reden am Handeln hindere und in der Stunde der Gefahr nicht geeignet sey, die Republik vor ihren äußeren und inneren Feinden zu retten. In allen diesen Beziehungen hatte Robespierre auf seinem Standpunkt allerdings nicht Unrecht, der Gironde bitter zu grollen, aber nach seiner Art sagte er nicht, was er meinte, sondern log sich und den Convent in eine falsche Anklage hinein, um die Girondins als vorgebliche Mitverschworene Dumouriez's dem Hasse des nie überlegenden Volkes desto gewisser bloszustellen. Man bezeichnete die Girondins als angebliche „Föderalisten“, welche einen lockeren Bund unabhängiger Provinzen und nicht die eine untheilbare Republik mit der Hauptstadt Paris wollten; ferner als „Staatsmänner“ und Intriganten, die nur Ränke machten, wo man Kraft zeigen sollte; als „Appellanten“, die den König durch Appellation ans Volk hätten retten wollen; als „Gemäßigte“, die Gnade wollten, mithin Contrerevolutionäre seyen. Aber das alles war Robespierre nicht genug, er machte sie noch zu „Conspiranten“.

Zwei Tage lang wurde aufs wüthendste gestritten, man wurde beinahe handgemein, der Girondin Duperret zog den Degen. Da Dumouriez am meisten mit Danton verkehrt hatte, wiesen die unschuldigen Girondins ihre Ankläger begreiflicher-, aber unklugerweise an Danton. „Wie?“ donnerte dieser, „ihr klagt mich an? ihr kennt meine Stärke nicht.“ Von diesem Tage an schonte Danton die Gironde, mit der er sich lieber versöhnt hätte, nicht mehr. Marat forderte zum Morden derselben auf. Da war sie so unklug, um Marats Bestrafung fordern zu können, ein Gesetz zu beantragen, wonach auch Conventsmitglieder sollten verhaftet werden dürfen (8. April). Der Berg stimmte zu, um später die Köpfe der Girondins selber fordern zu können. Diese setzten zwar durch, daß Marat vor das neue Revolutionstribunal gefordert wurde, nicht aber, daß es ihn gerichtet hätte. Er wurde freigesprochen,

und die Cordeliers trugen ihn mit Blumen bekränzt durch die Straßen von Paris mitten in den Convent, 24. April. Paris wiederhallte von dem Wuthgeschrei: Tod den Girondins! Camille Desmoulins schrieb ein monströses Libell, in dem er Brissot, Roland, Petion rc. als an das Ausland verkauft, als Verschwörer zur Wiederherstellung des Königthums, Frau Roland als eine Messalina verleumdete, eine Schrift, die in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde.

Noch viel gefährlicher wurde die Lage der Gironde, als ihr großer Redner Vergniaud die von Robespierre empfohlene Tugendrepublik angriff. Robespierre hatte sich einen Freistaat ausgedacht, in welchem nur einfache, bescheidene, tugendhafte Arbeiterfamilien leben sollten. Deswegen haßte er alles, was sich durch Ehrgeiz, Reichthum, Genußsucht oder Genie über diese republikanische Einfachheit hinaussetzte. Deswegen waren ihm die gemeinen Arbeiter in Paris lieber, als die reichen Bürger. Aber der männliche und weibliche Pöbel, von dem sich Robespierre vergöttern ließ, war in seiner Bluttrunkenheit und Unzucht gerade am weitesten entfernt von dem Ideal der Tugend, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, die ihr Abgott beständig im Munde führte. Vergniaud wies auf diesen Contrast hin, frug, wo denn die Tugend sey in diesem gräßlichen Schimpfen und Mordgeheul? „Ihr brandmarkt die alte spanische Inquisition,“ rief er, „die von der Religion der Liebe redete unter Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen; aber ihr thut nichts Besseres, indem ihr von Freiheit redet unter Dolchen und unter dem Henkerbeil.“ Am tiefsten verletzte er Robespierre, indem er dessen ideale Republik lächerlich machte, „die politischen Schäfereien William Penns“, die wohl in die Urwälder Nordamerika's, aber nicht nach Frankreich paßten. Vergniaud sagte bei demselben Anlaß das tief einschneidende Wort: „Die Gesetzgeber des Alterthums ließen dem Volke göttliche Gesetze geben. Wir haben keinen Gott mehr, uns bleibt nur die Vernunft, wohlan, so laßt uns auch vernünftig seyn, laßt uns nicht unsere heutigen Franzosen

verwechseln mit den alten Spartanern, sucht Utopien auf einer bisher unbewohnten Insel, aber nicht in Frankreich." Durch solche Reden wurde Robespierre's Eitelkeit eben so sehr als sein Fanatismus herausgefordert, und Robespierre war schon einflußreicher und mächtiger als Danton. Er herrschte im Jakobinerklub, und auch im Convent wurde damals schon jede seiner Reden wie ein heiliges Orakel mit der lautesten Bewunderung der Gallerien beschlossen, auf denen die sogenannten tricoteuses de Robespierre, ausdrücklich zu diesem Zwecke besoldete Weiber saßen, die nebenbei strickten und Kleider flickten.

Das war für den Convent die Periode der äußersten Frechheit, später folgte ihr die Periode der Angst. Die gefallene Monarchie war bereits moralisch gerächt durch den Mangel an aller Würde in der Demokratie. Isnard beschuldigte die Aufhetzer der Gallerien und des Pöbels geradezu, sie seyen vom englischen Minister Pitt und von Oesterreich bezahlt, um die junge Republik herabzuwürdigen. Aber das erbitterte nur noch mehr. Guadet setzte die Wahl einer Zwölfercommission durch, welche für die öffentliche Ruhe sorgen und namentlich den Gemeinderath von Paris beaufsichtigen sollte, und wirklich den schmutzigen Hebert, der zum Morden der Gironde aufgefordert, verhaften ließ. Das war aber nur das Signal zur offenen Empörung. Isnard, damals Präsident des Convents, trotzte der ganzen Bevölkerung von Paris und rief aus: wenn sie sich an den Abgeordneten vergreife, werde das ganze Land aufstehen, sie zu rächen, und man werde an den Ufern der Seine suchen, wo einst Paris gestanden sey. Diese unvorsichtigen Worte, die in Erfüllung zu bringen, nicht einmal in seiner Macht stand, reizte die Pariser zum Aeußersten. Marat forderte am 27. Mai die Auflösung der Zwölfercommission, von den aufrührerischen Sectionen der Hauptstadt unterstützt. Isnard und die Gironde wehrten sich und zogen die Debatte in die Länge. Da erhob sich Danton und schrie: so viel Unverschämtheit beginnt uns lästig zu werden. Man ließ den Pöbel, der die Verhaftung von

22 Girondins forderte, tumultuarisch in den Saal eindringen und mitstimmen. Die Girondins wichen und Berg und Pöbel gemeinschaftlich decretirten einstweilen die Auflösung der Zwölf. Zwar erklärte die Gironde am nächsten Tage diesen Beschluß für ungültig, allein das Toben gegen sie wurde nur um so ärger. Der Fleischer Legendre packte Lanjuinais, der nächst Isnard am meisten Energie zeigte, am Leibe. Die Girondins mußten sich des Nachts verbergen, um den Mördern zu entgehn, fanden sich aber Morgens immer wieder auf ihren Plätzen im Convent.

Der lange Kampf der Gironde mit dem Berge war einzig in der Weltgeschichte, ein Ringen der Todesangst mit der gräßlichsten Mordgier, und in Reden, alles mit Waffen des Geistes durchgefochten, jede Sitzung des Convents eine Schlacht der Geister, bis die Wuth keine Rede mehr duldete und die Körper zermalmte, um die verhaßten unüberwindlichen Geister auszutreiben. Gerne hätten selbst die Jakobiner die parlamentarische Form noch geachtet. Die Aufrührer zauderten, eine solche Menge berühmter Namen zu opfern, die großes Ansehen im Lande genossen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten zu mißachten, war auch für die Sieger gefährlich, wenn einmal die Reihe an sie kommen sollte. Aber da die Girondins sich durch bloßen Schrecken nicht aus Paris verjagen ließen, mußte man endlich Gewalt brauchen, um zum Zwecke zu kommen. Die Freiwilligen, die unter Santerre gegen die empörte Vendée ziehen sollten, wollten nicht eher gehen, bis die Gironde vernichtet wäre. Henriot, der an Santerres Stelle die Nationalgarde von Paris befehligte, ein ehemaliger Bedienter, Polizeispion und wegen Verbrechen im Kerker, aus dem ihn erst die Revolution befreit hatte, gab sich zu allem her. Nachdem die Gironde auch die Zumuthung, freiwillig auszutreten, abgewiesen hatte, umstellte Henriot die Tuilerien, in denen der Convent sich seit dem Tode des Königs versammelte, mit der bewaffneten Macht und ließ keinen Deputirten mehr heraus. Einzelne Girondins, die hinausgingen, wurden mißhandelt und kamen mit zerrissenen Kleidern wieder zurück. Lan-

juinais, der noch zuletzt unter dem Hohne der Sieger die Rednerbühne behauptete, endete mit dem stolzen Wort: Die Alten schlachteten ihre Opfer bekränzt und verhöhnten sie nicht! Als ob der Berg nicht mit Henriot einig gewesen wäre, wurde vorgeschlagen, der Convent solle sich in Masse hinausbegeben, um sich zu überzeugen, ob die Berathung wirklich durch Waffengewalt in ihrer Freiheit gehemmt werde. Herault de Sechelles, damals Präsident, führte die Mitglieder heraus und spielte eine Comödie mit Henriot, dem er sich zu entfernen gebot, der aber Kanonen und Flinten auf den Convent richten ließ und erklärte, er werde nicht eher gehen, bis die Gironde verhaftet sey. Der Convent kehrte nun zurück und decretirte die Verhaftung, 2. Juni.

Diese Verhaftung erfolgte aber nicht. Lanjuinais, Vergniaud, Barbaroux und einige andre blieben auf ihren Sitzen, um die Gensdarmen zu erwarten, aber niemand kam und so gingen sie ruhig heim. Man hatte sie nur los seyn wollen und wünschte, sie möchten draußen noch irgend eine Thorheit begehen, damit man sie als Verschwörer und Aufrührer, nicht als Conventsglieder richten könne. Die Pariser thaten sich außerordentlich viel darauf zu Gute, daß bei diesem Staatsstreich kein Tropfen Blut vergossen worden sey.*) Sie nannten denselben nur eine „moralische Insurrection". Inzwischen wurde Madame Roland schon am 2. Juni und diejenigen Girondins, die durchaus Paris nicht verlassen wollten, später verhaftet, namentlich Vergniaud, Gensonné, Valazé. Petion, Barbaroux, Guadet entwichen erst, nachdem sie sich hatten gefangen setzen lassen. Wahrscheinlich verdankten sie diese Schonung Danton, der ihr Verderben nicht wollte, ihre Anwesenheit aber nicht ganz mit Unrecht für einen Hemmschuh der revolutionären

*) Die Amazone Theroigne vertheidigte die Gironde und wurde dafür von der Weibergesellschaft de la fraternité, einem unter Heberts Einfluß stehenden Klub, überfallen, entkleidet und gepeitscht. Unter schrecklichen Mißhandlungen sollte sie ersäuft werden, wurde zwar gerettet, fiel aber in Wahnsinn und starb im Irrenhause.

Kraft hielt. Ihre sittliche Bedenklichkeit schien nicht für eine Zeit der Gefahr zu taugen, in der rasches und rücksichtsloses Handeln besser zum Ziele führte. Indem sie aber die Septembermörder anklagten und über das Vergangene keinen Schleier decken, keine Amnestie gewähren wollten, gefährdeten sie Danton selbst, der also mit Robespierre einverstanden war, sie zu beseitigen.

Aber Danton verhehlte sich die wahre Bedeutung des Kampfes mit der Gironde. Es galt nicht, in einer großen Zeit der Thaten einige unnütze Schwätzer auf die Seite zu schieben. Es handelte sich vielmehr um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem dritten und dem vierten Stande, dem Bourgeois und dem Sansculotten. Das Maximum und die gezwungenen Anleihen, hingen genau damit zusammen. Schon am 3. Mai war ein Maximum des Getreidepreises festgesetzt worden, man dehnte das Gesetz nach und nach auch auf andere Artikel aus, und zwang den Kaufmann und Krämer, seine Waaren um Spottpreise herzugeben. Wer sie verhehlen wollte, war verdächtig, wurde eingekerkert und sein ganzes Hab und Gut confiscirt. Dieser legalen Beraubung im Einzelnen gesellte sich die Erhebung eines gezwungenen Anleihens von einer Milliarde, die hauptsächlich den Kaufleuten und wohlbabenden Bürgern abgepreßt wurde, am 20. Mai. Der négociantisme wurde verdächtigt, wie der royalisme, und die aristocratie bourgeoise et mercantile trat an die Stelle des alten Adels und Klerus, um gleich diesen verfolgt zu werden. Jeder, der noch höher stand, als das gemeine Volk, galt als Feind des Volks.

Am heftigsten wüthete Marat gegen die rechtlichen und wohlhabenden Bürger. Schon im April hatte er für eine Section in Paris eine Bittschrift verfaßt, worin sich der Haß und die Habgier des Pöbels gegen die „Wucherer" Luft machte. Im Mai bezeichnete er alle „Herren Gewürzkrämer und Ladendiener" als Contrerevolutionäre. In den Sturmtagen vor dem 2. Juni bewilligte

der Gemeinderath von Paris bereits dem bewaffneten Pöbel einen täglichen Sold von 2 Francs auf Kosten der reichen Bürger.

In den Provinzen war weder die Philosophie noch die Corruption so tief eingedrungen, wie in der Hauptstadt. Der Bürgerstand hatte hier etwas vorzugsweise Honettes. In einigen Provinzen, wo es wenig und nur kleine Städte gab, war dieses honette Wesen bei dem wohlhäbigen und patriarchalischen Bauernstande zu finden und hier noch gepaart mit tiefer Frömmigkeit. Zahlreiche Bevölkerungen dieser Gattung waren nun nicht erbaut von den Abscheulichkeiten im Convent, und nicht gemeint, sich seinen Räuber- und Mörderdecreten zu unterwerfen. Der wahre Bauer, wie der wahre Bürger erzürnte sich gleich heftig gegen eine von einer falschen Philosophie inspirirte und vom niedrigsten Pöbel einer Hauptstadt geübte, bisher nie erhörte Tyrannei. Diese Stimmung hatte sich schon in zahlreichen Adressen ausgesprochen, die man den Girondins und Roland, so lange er noch Minister gewesen war, aus den Departements zuschickte. Sie wurde zu bewaffnetem Widerstande, als die vom Convent ausgestoßenen und aus Paris geflüchteten Deputirten sich überall im Lande zerstreuten. Der Kampf des dritten mit dem vierten Stande in Paris wurde zu einem Kampfe der Provinzen gegen die Hauptstadt.

Gleichzeitig wüthete der Krieg an den Grenzen gegen die sich mehrenden Heere der Coalition fort, indem jetzt auch England und Spanien daran Theil nahmen. Man muß gestehen, der Convent entwickelte eine erstaunliche Kühnheit, indem er es mit so vielen Feinden innerhalb und außerhalb Frankreichs zugleich aufnahm. Die ersteren, die ihm am nächsten waren, machten ihm auch so viel zu schaffen, daß er erst am 20. August das Volksaufgebot in Masse einleiten konnte. Danton selbst verlangte, es solle nur progressiv stattfinden, damit nicht unendliche Verwirrung entstehe und damit man Zeit habe, die ungeübten Streiter einzuüben und aus den Provinzen, in denen die Contrerevolution erst besiegt werden müsse, nach und nach neue Streitkräfte zu schö-

pfen. Am 22. entwickelte Barrère den großartigen Plan dieser allgemeinen Volksbewaffnung, wonach ganz Frankreich in Kriegszustand erklärt war, alle Arbeit für Friedens- und Privatzwecke aufhören und sich allein dem Kriegszwecke zuwenden, wonach alle Jünglinge ins Heer eintreten, alle Männer Waffen schmieden, Munition und Proviant herbeischaffen, alle Weiber Uniformen und Zelte machen und Verwundete pflegen, alle Kinder Charpie zupfen sollten. „Frankreich muß ein unermeßliches Lager, alle öffentlichen Gebäude müssen Kasernen, alle öffentlichen Plätze Werkstätten seyn ꝛc." Das alles wurde sofort ausgeführt und Paris gab das Beispiel. Der freie Raum rings um die Tuilerien füllte sich mit 250 Schmieden und die Stadt schwärmte wie ein Bienenstock. Am 5. September hielt der Maire von Paris an der Spitze einer großen Deputation der Stadt eine Rede an den Convent, worin er sagte: „Unsterblicher Berg, sey der Sinai der Franzosen! schleudere unter Blitz und Donner die ewigen Decrete des Volkswillens aus! werde ein Vulkan, dessen Lava alles zerstört, was noch Königthum athmet!" An demselben Tage verlangte eine große Deputation der Jakobiner: „Es ist Zeit, daß die Gleichheit ihre Sense über alle Häupter schwinge. Gesetzgeber, macht den Schrecken zur Tagesordnung!"

So erhob sich alles Volk in Waffen, wurden alle Pferde für den Dienst der Armee requirirt, und die Kirchenglocken, um Kanonen daraus zu gießen und um Sous zu prägen, die als baares Geld, trotz ihrer unbequemen Schwere immer noch viel lieber gesehen wurden, als Assignaten. Viele tausend Centner Glockengut wanderten auf diese Weise aus den Kirchen in die Gießereien. Mathematiker und Chemiker wurden aufgefordert, durch neue Erfindungen der Republik zu nützen. Da erfand Chappe den ersten Telegraphen, und man machte einen Versuch, die Luftballons zum Armeedienst anzuwenden, sofern sich von ihnen herab die Stellung des Feindes übersehen ließ. Die Seele der ganzen ungeheueren Waffenrüstung wurde im Laufe des Jahres der geniale Ingenieur

Carnot im Wohlfahrtsausschuß. Derselbe änderte und besserte viel, was der Convent und der Kriegsminister Bouchotte in ihrer dummen Uebertreibung verdorben hatten. Er behielt, den Schreiern zum Trotz, adelige Offiziere bei, wenn sie sich als tüchtig bewährt hatten, und verwarf die Anzahl unfähiger Offiziere, die aus demokratischen Wahlen hervorgegangen waren. Man hatte nämlich die aus dem Volk ausgehobene Mannschaft die Zahl der Chargen selbst bestimmen und die Chargirten selbst wählen lassen, so daß Frankreich auf einmal mit 250,000 Unter- und Oberoffizieren überschwemmt war. Dieser Unvernunft steuerte der Convent durch ein praktisches Gesetz vom 22. November, welches alle bisherigen Ernennungen annullirte, die Armee nur in s. g. Halbbrigaden (je von 3 Bataillons) organisirte und somit die Ernennung tüchtiger Offiziere möglich machte. Da man nur auf Tüchtigkeit sah, stiegen viele gemeine Soldaten oder ganz junge Leute rasch zu Generalen auf. Um aber die Generale anzutreiben und zu überwachen, damit sie nicht wie Dumouriez und Lafayette der Republik gefährlich würden, schickte der Convent zu jeder Armee Deputirte aus seiner Mitte mit unumschränkter Gewalt und jede Niederlage galt als Verrath; wer nicht siegte, war unrettbar der Guillotine verfallen. Der Sieg wurde decretirt. Gleichzeitig wühlten die französischen Gesandten in den Ländern, wo sie noch geduldet wurden, theils um demokratische Parteien zu unterstützen, wie in der Schweiz und Italien, theils um den Oesterreichern Feinde zu erwecken, wie in Constantinopel. Später klagte St. Just, daß für Bestechungen im Ausland 200 Mill. vergeudet worden seyen.

Dieser ungeheueren Energie des Convents gegenüber zeigte die Coalition nur Schwäche, Uneinigkeit, feiges Zaudern. Sie stand mit beträchtlichen Armeen hart an den Grenzen und that nichts. Frankreich war in Parteien zerspalten und im Frühjahre hatten die Provinzen noch überall die Oberhand über die Conventspartei. Aber die Coalition sandte ihnen keine Hülfe. Im Frühjahre war die französische Nordarmee nach Dumouriez's Flucht im übelsten

Zustande, geschlagen und nur durch Jakobiner-Bataillone verstärkt, die bisher nur Meuterei getrieben hatten und vor dem Feinde fast immer davon gelaufen waren. Die Volksheere, welche der Convent später ins Feuer schickte, waren noch nicht gesammelt, noch nicht gerüstet. Die Truppen, welche Oesterreich und Preußen bereits am Rhein hatten, und die bald durch Engländer, Holländer und Hessen bedeutend vermehrt wurden, bildeten eine Uebermacht, der nichts hätte widerstehen können, aber sie hielten sich mit der methodischen Belagerung von Grenzfestungen auf, anstatt diese nur zu blokiren und mit der Hauptmacht rasch gegen Paris zu rücken. Preußen schonte seine Kräfte, weil es für Polen fürchtete und weil es sich ärgerte, daß Oesterreich durch Coburg das Bisthum Lüttich und durch Wurmser das Elsaß förmlich erobern und sich huldigen ließ, um diese Landschaften für sich zu behalten.

In Mainz eröffneten die deutschen Klubisten am 17. März 1793 einen rheinisch-deutschen Nationalconvent und schickten Deputirte, Georg Forster*) an der Spitze, nach Paris, um Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Im April jedoch legte sich die Hauptmacht der Preußen, vom Könige und dem General Kalkreuth befehligt, nebst 10,000 Hessen unter General Schönfeld vor die Stadt, in der Custine 20,000 Franzosen unter Aubert-Dubayet und Kleber ließ, da er selbst vor der Uebermacht zurückwich. Meunier, einer der gelehrtesten Offiziere Frankreichs, hatte die Stadt mit neuen Werken versehen und leitete die Vertheidigung meisterhaft. Neben ihm befeuerten die Conventsdeputirten Rewbel, Hausmann und Merlin von Thionville den Muth der Truppen. Wie beschämend war diese tapfere Gegenwehr für die Deutschen, die kurz vorher dieselbe Stadt so feig übergeben hatten! Den Preußen fehlte Belagerungsgeschütz, es mußte erst aus Holland geholt werden,

*) Dieser berühmte Weltumsegler und Gelehrte wurde bald in Paris, als er die dort im Namen der Freiheit begangenen Greuel sah, von tiefer Reue ergriffen, verlor allen Glauben an die Menschheit und tödtete sich mit Scheidewasser.

weil die Oesterreicher das ihrige zwar bei Mainz vorbeiführten, aber nicht hergaben, sondern gegen Valenciennes verwandten, in der Absicht, diese Stadt im Frieden zu behalten. Auf gleiche Eroberungen gingen auch die Engländer aus, indem sie das seitab liegende Dünkirchen belagerten. Wie sehr den König von Preußen dieses Verfahren kränkte, war doch die Eroberung von Mainz Ehrensache für ihn geworden, und er vollendete sie am 22. Juli, nachdem Meunier gefallen*) und die Besatzung ausgehungert war. Sie erhielt freien Abzug. Mit ihr durften viele Klubisten unbestraft entfliehen, die zurückgebliebenen bekamen Prügel oder wurden eingesperrt. Custine, so wie auch sein Nachfolger Beauharnais, der sich gleichfalls zu schwach gefühlt, Mainz zu entsetzen, verloren ihr Commando und bald darauf ihre Köpfe.

Der zweite Hauptheil der Preußen stand unter dem Herzog von Braunschweig an den berühmten Weißenburger Linien, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, dessen Eifer er aber durchaus nicht theilte. Wurmser war ein noch sehr hitziger Greis, der im Elsaß geboren, dieses schöne deutsche Land der Revolution aus dem Rachen zu reißen glühlte, aber ohne die Preußen nichts thun konnte. Der König von Preußen, welcher sich noch bei der Armee befand, kam hinter eine unglaublich schmähliche Intrigue Thuguts,**) sah sich von Oesterreich verrathen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von ähnlichem Verrath, den Rußland an ihm übte, und beschloß nun, nur noch das Noth-

*) Er wurde in dem von ihm erbauten Werke begraben. Der König von Preußen ließ während seiner Beerdigung Waffenruhe eintreten und ihm zu Ehren eine Salve geben.

**) Dem König wurde aus England gemeldet, dort habe Thugut erklärt, Oesterreich gebe das bayrische Project auf, während derselbe Thugut Preußen dahin zu bringen suchte, in die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich zu willigen, eine bloße Vorspiegelung, um Preußen darüber zu täuschen, daß Oesterreich mit Rußland vereinigt in Polen Preußen verkürzen wollte.

dürftigste im französischen Kriege zu leisten und seine Truppen zu schonen, um sie bald ganz zurückzuziehen. Erst am 12. September unternahmen die Franzosen unter mehreren Generalen, Desaix, Michaud ꝛc. einen allgemeinen Angriff, drängten Wurmser zurück, wurden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen und verloren 4000 Mann mit 22 Kanonen. Hierauf durchbrachen die Preußen mit Wurmser verbunden endlich am 13. October die Weißenburger Linien und belagerten Landau. Da befahl der Convent, Landau um jeden Preis zu entsetzen und neue Volksheere unter Pichegru und Hoche wälzten sich heran mit dem unaufhörlichen Geschrei: Landau ou la mort! Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 26.—28. Nov., aber die Weißenburger Linien gingen verloren, indem Hoche sie durch einen Sieg über Wurmser bei Werth und Freschweiler am 22. Decbr. durchbrach, worauf auch die Preußen sich zurückzogen. Die Republik hatte hier am Schluß des Jahres gesiegt, der tapfere Hoche wurde jedoch verhaftet, weil er dem Conventsdeputirten St. Just den Angriffsplan nicht mitgetheilt hatte. Zum Glück überlebte er im Kerker seinen Ankläger, nach dessen Sturz er wieder frei wurde.

Damals kam auch über Straßburg große Noth. Hier hatte Eulogius Schneider, ein entarteter katholischer Priester, das Klubwesen eingeleitet und die Guillotine arbeiten lassen. Als aber ein Complott entdeckt oder vorgegeben wurde, durch welches die Stadt an Wurmser hätte verrathen werden sollen, erschienen die Conventsmitglieder St. Just und Lebas, ließen 70 der angesehensten Bürger, auch den edeln Maire Dietrich köpfen und Schneider selbst als einen verdächtigen Pfaffen, der die Revolution durch Schwelgerei entehrte, verhaften, nach Paris bringen und dort köpfen. Am Ende des Jahres 1793 lagen 2000 Verdächtige in den Kerkern von Straßburg und waren den reichen Bürgern schon 15 Mill. Francs geraubt worden. Ein dritter Conventsdeputirter, Baudot, war wüthend, daß die Elsäßer Franzosen seyn wollten und nicht einmal

französisch sprächen. Sie sind alle Oesterreicher oder Preußen, schrie er. Einmal verlangte er, sie sollten alle binnen drei Tagen französisch reden. Ein andermal trug er alles Ernstes darauf an, sämmtliche Elsäßer nach der entvölkerten Vendée zu verpflanzen und dagegen das Elsaß mit Franzosen zu bevölkern. Aus der Pfalz berichtete er an den Convent: „unsere Beute ist unermeßlich und die Auswanderung von zwei Drittheilen der Einwohner vermehrt um vieles unser Glück. Es ist unmöglich, euch den Grad von Fanatismus und deutschem Vorurtheil zu schildern, welche dieses Land beflecken.“

Die für Frankreich furchtbarste Macht bildete sich und zwar sehr nahe bei Paris in den Niederlanden, indem zu den Oesterreichern unter Coburg noch die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York stießen, zusammen 170,000 Mann. Aber sie rückten nicht vor. Nachdem Dampierre, der an Dumouriez's Stelle getreten war, am 8. Mai bei Ramies den Sieg und das Leben verloren hatte, war die französische Nordarmee noch viel mehr geschwächt und durchaus nicht im Stande, den Marsch der Sieger nach Paris aufzuhalten; aber die Oesterreicher belagerten jetzt Condé und Valenciennes, die Engländer Dünkirchen und warteten ruhig ab, bis die Jakobiner durch das Aufgebot in Masse neue und immer neue Heere schufen, denen sie dann nicht mehr widerstehen konnten. Condé fiel erst am 10., Valenciennes am 28. Juli. Unterdessen führte der martialische, große und mit einem fürchterlichen Hiebe im Gesicht entstellte Houchard (wie Westermann ein Emporkömmling der Revolution) das Aufgebot in Masse, mit dem Rest der alten Truppen vermischt herbei. Diese Masse floh jetzt nicht mehr, sie trotzte auf ihre große Zahl, war im höchsten Grade fanatisirt, bediente sich der neuen Kampfart des Tiraillirens (die zuerst die Nordamerikaner im Kampfe mit den Engländern angenommen hatten), wobei das Leben des Einzelnen sicherer war, und folgte Offizieren, denen die Guillotine gewiß war, wenn sie nicht siegten. Mit diesem neuen Volksheer entsetzte Houchard Dünkir-

chen, das von Hoche tapfer vertheidigt worden war, und schlug den Herzog von York bei Hondscoten (8. Sept.), erlitt aber am 15. eine Schlappe bei Courtrai, und wurde dafür unbarmherzig abgesetzt und guillotinirt. (Jede kleinste Versäumniß, jeder unglückliche Zufall wurde damals den Generalen als absichtlicher Verrath ausgelegt, nicht sowohl aus Verblendung, als aus Politik; indem Robespierre dem armen Houchard vorwarf, er habe das Heer absichtlich ins Verderben führen wollen, so geschah es nur, um durch seine Bestrafung andere Generale vorsichtiger zu machen.) Für ihn trat Jourdan ein, der in wüthendem Andrang den Herzog von Coburg bei Wattignies (16. October) schlug. Er hatte von dem Convent gemessenen Befehl, vor dem 20. zu siegen, sonst hätte es ihm den Kopf gekostet, wie Houchard. Nach diesen Niederlagen zogen sich Engländer und Oesterreicher zurück. Ein französisches Streifkorps drang bis Aachen vor und setzte der Bildsäule Karls des Großen die rothe Mütze auf. Also triumphirte die Republik auch hier gegen alle Erwartung.

Von den Heeren des Auslandes nicht unterstützt mißlangen nun auch alle Aufstände der Provinzen, weil jeder vereinzelt und mit zu schwacher Kraft unternommen wurde. Nach dem Sturze der Gironde flohen 27 Mitglieder dieser Partei nach Caen und organisirten hier in einer Provinzialversammlung der gesammten Normandie den Widerstand gegen Paris. Diese Deputirten waren Guadet, Buzot, Petion, Lanjuinais, Louvet &c., der feurigste unter allen aber Barbaroux. Gleichzeitig erhob sich die ganze Bretagne und hielt eine ähnliche Provinzialversammlung in Rennes. Eine dritte rüstete sich zu Bourges, alle in gleichem Sinne. Zu Caen aber bildete sich ein girondistisches Heer unter Felix Wimpfen, bisherigen Commandanten in Cherbourg. Dieser heimliche Royalist stellte einen royalistischen Herrn von Puysage als General an und erklärte den Girondins, an einen Sieg sey nur zu denken, wenn sie sich mit der royalistischen Vendée und Bretagne und mit den Engländern in Verbindung setzten, welche

letztere ganz nahe in Flandern standen. Allein das wollten die Girondins, als aufrichtige Republikaner, nicht, und so mußten sie in ihrer Vereinzelung untergehen. Der Convent schickte Truppen, bei deren Anblick die entmuthigte Schaar Wimpfens bei Vernon auseinanderlief, 14. Juli. Caen und die ganze Normandie unterwarf sich. Buzot, der hier einheimisch war, mußte aus seinem Hause fliehen, das hinter ihm der Erde gleich gemacht wurde zur Strafe des Vaterlandsverraths. Mit ihm flohen Petion, Barbaroux, Louvet, Guadet, Salles, die nach unsäglichen Mühen und Gefahren über Meer nach Bordeaux entkamen.

In dem Gebiete zwischen der Normandie und Flandern schien dem Convent besondere Strenge nöthig, um jeden Anschluß an die nahen Engländer zu verhüten. Lebon war nach Arras geschickt, wo er, geschreckt durch die Befehle des Convents, aus einem sanften Menschen ein wahrer Teufel wurde. Er füllte die Kerker mit Verdächtigen und raubte ihnen ihr Hab und Gut. Er wohnte den Hinrichtungen bei und zog den Henker zur Tafel. Als er einmal zwei junge Engländerinnen köpfen ließ, hielt er das Fallbeil so lange auf, bis er ihnen noch die neuesten Siegesnachrichten von der Armee vorgelesen hatte, und ließ es dann erst fallen. Als ein Mädchen beim Anblick ihrer Freundin, die mit 15 andern jungen Mädchen geköpft wurde, in Ohnmacht fiel, ließ er sie gleich packen und ebenfalls köpfen. Nichts sah er lieber, als die Todesangst und das letzte Zucken schöner Mädchen und Frauen und er verlängerte deßhalb ihre Qual. Einem schönen Weibe, die ihm ihre Ehre Preis gegeben, um ihren Gatten zu retten, ließ er nachher ein Assignat von 5 Francs (wie einer gemeinen Dirne) geben und als sie wie rasend mit einem Messer auf ihn losging, sie mit ihrem Gatten zugleich köpfen. Ein junges Mädchen, welches am Sonntag gegen sein Verbot in bessern Kleidern erschien, ließ er nackt ausziehen und in diesem Zustand durch die Straßen peitschen. Jede Spur von Religion und Kirchlichkeit strafte er mit dem Tode. Einen armen fremden Handwerksburschen, den er zufällig beobach-

tete, wie er während eines schweren Gewitters ein Kreuz schlug, ließ er köpfen.

Eben so vereinzelt blieb der große Aufstand in der Vendée. Hier waren es die Bauern, die sich zum Schutz ihrer alten Religion und ihrer patriarchalischen Rechte und Sitten erhoben und in fast immer siegreichen Schlachten die glänzendsten Erfolge hatten, die aber von den Engländern, was so leicht gewesen wäre, zur See nicht unterstützt wurden, ja von denen man weder in England, noch Spanien, noch Deutschland etwas Bestimmtes erfuhr. Die Vendée war schon früher durch den Priestereid beunruhigt, aber durch Gensonnés und Dumouriez's weise Milde beschwichtigt worden. Jetzt kamen Schlag auf Schlag die schrecklichen Decrete des Convents, und deren brutale Vollzieher. Da fuhren die Bauern auf, schüttelten den Kopf und jagten die jakobinischen Plagegeister zum Lande hinaus. Jene kräftigen Bauern am westlichen Ufer Frankreichs, mit dem landsäßigen, durch die Hauptstadt nicht verdorbenen Adel und den einfachen und sittenreinen Dorfgeistlichen seit Jahrhunderten in Eintracht lebend, glücklich und zufrieden, konnten den Lärm in den östlichen Provinzen nicht begreifen und verlangten nichts weiter, als daß man sie in Ruhe lasse. Ihr Land ist fast ganz ohne Städte, selbst ohne Dörfer, indem die Häuser einzeln liegen. In dem s. g. Bocage ist es hüglich und von unzähligen Hecken durchschnitten, die jedes Feld einfassen, in dem s. g. Marais läuft es in Sümpfen zum Meeresufer aus. Durch diese Hecken und Sümpfe führten damals nur sehr wenige und schlechte Wege. Das Land war durch seine Natur, aber mehr noch durch seine kernhaften Bewohner vertheidigt, die von Jugend auf im Springen über die zahllosen Gräben geübt und treffliche Schützen waren.

Ihr Aufstand begann am 8. März, als Recruten ausgehoben werden sollten, in der Gemeinde Chauve und verbreitete sich in wenigen Tagen durch den ganzen Bocage. Der erste Führer war ein einfacher Bauer, Cathelineau, der schon lange wegen sei-

ner Frömmigkeit „der Heilige von Anjou“ hieß und neben dem größten Heldenmuth eine hinreißende Gabe der Rede besaß. Neben ihm wählte das Volk einen riesenhaften Elsäßer, Stofflet, der unter den Schweizern gedient hatte, zum Anführer. Indem sich aber der populäre Adel der Bewegung anschloß, ließ man den adeligen Führern, vormaligen Offizieren, den Herren von Bonchamp, Elbée, Laroche-Jacquelin und Lescure die Vorhand. Im Marais gab sich das Volk den kühnen Schiffslieutenant Charette zum Führer. Alle nahmen die weiße Kokarde der Bourbonen an und schwuren Ludwig XVII. (dem eingesperrten Dauphin) Treue. Priester mit dem Crucifix begaben sich in ihre Reihen und die Gottesleugnerei und Kirchenschändung, deren sich die Jakobiner überall beflissen, dienten natürlich den Haß jener frommen Bauern gegen die „Blauen“ zu entflammen. Wegen ihrer Uniform hieß man die Truppen des Convents die Blauen. In der ersten Ueberraschung wurden alle Blauen verjagt oder erschlagen. Der Convent, der überall Gehorsam erzwang, täuschte sich, indem er anfangs glaubte, ein Aufgebot von ungeübten jakobinischen Massen werde hinreichen, die dummen Bauern zu Paaren zu treiben, und beging noch dazu den Fehler, das Commando schlechten Händen anzuvertrauen, dem Bierbrauer Santerre, dem Ronsin, dem Goldarbeitergesellen Rossignol, dem Buchdrucker Momoro &c., die von raubgierigen Armeekommissären begleitet waren. Erst die fürchterlichen Niederlagen, die sie erlitten, machte die Absendung tüchtigerer Truppen unter Westermann, später der Mainzer Garnison unter Kleber und Marceau nöthig. Die Bauern blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit, so wie aber ein neues Heer von Blauen anrückte, sammelten sie sich plötzlich, schlugen es und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Die Schlachten waren mörderisch, denn man wetteiferte an Wuth und Grausamkeit und tödtete die Gefangenen. Dieser Bauernkrieg kostete viel mehr Blut als der Grenzkrieg mit Preußen, Oesterreichern und Engländern. Ihre ersten glänzenden Siege erfochten die Vendéer bei Vizins (15. April), Beaupréau (22. April), Thouars (5. Mai),

Fontenay (16. Mai), Tremont (7. Juni), Saumur (10. Juni). Als sie aber durch ihr Glück zu kühn geworden, die große Stadt Nantes ohne Belagerungsgeschütz angriffen, wurden sie abgeschlagen und Cathelineau fiel (11. Juli). Seit dieser Zeit machte der Convent viel größere Anstrengungen, aber vergebens. Nachdem Westermann am 3. Juli Chatillon, den Hauptsitz der Insurrection erobert, ward er dennoch zurückgeschlagen. Am 15. Juli erlitten die Blauen unter dem General Labarolière bei Vihiers eine neue furchtbare Niederlage, dagegen siegten sie unter Tunq am 14. Aug. bei Luçon, unterlagen aber nochmals am 5. September bei Chatonnay. Der Convent erließ ein gräßliches Decret, welches Ausrottung aller Männer in der Vendée und Wegschaffung aller seiner Weiber und Kinder, ja sogar die systematische Vertilgung aller Wälder und Gebüsche befahl, weil sie den Bauern zum Schlupfwinkel dienten. Die tapfere Mainzer Besatzung kam im September an und sollte das Vernichtungswerk ausführen. Allein während die Mainzer unter Mord und Brand vorrückten, wurde Santerre mit dem zweiten Hauptheer bei Coron überfallen und in wilde Flucht gejagt (18. Sept.). Das nämliche Schicksal erlitt die Vorhut der Mainzer am folgenden Tag bei Torfou, und andere Heere der Blauen am 21. und 23. September. Erst am 16. October unterlagen die Vendéer bei Cholet einem unwiderstehlichen Angriff der Mainzer, unter denen der junge Marceau den meisten Ruhm erwarb. Hier fiel Bouchamp, der sterbend noch die besiegten Vendéer geloben ließ, die 6000 gefangenen Blauen, die sie zur Rache morden wollten, zu schonen, eine um so edlere Großmuth, als die Blauen nichts schonten, auch die Weiber mordeten und die Kinder auf ihre Bajonette spießten.

Jetzt erst gab ein großer Theil der Vendéer die Hoffnung auf, sich im eigenen Lande halten zu können und beschloß sich in die Bretagne zu werfen, deren Einwohner eben so feindlich gegen den Convent gesinnt waren, wie sie selbst, wenn auch bisher nur

wenige Chouans*) offenen Aufstand gewagt hatten. Am 18. October gingen sie über die Loire, 30,000 Männer, 50 bis 70,000 Greise, Weiber und Kinder; aber die Bretagne erhob sich nicht, dagegen wurden sie von den Blauen verfolgt. Die rauhe Jahreszeit, Hunger und Obdachlosigkeit erzeugten Krankheiten unter den Weibern und Kindern, während die Männer sich auf dem ihnen fremden Boden mit demselben Muthe schlugen, wie auf dem eigenen. Sieger bei Laval und Entrames suchten sie sich des Hafens von Granville zu bemächtigen, um nach England zu entkommen, vermochten aber diesen festen Platz so wenig zu erobern, wie Nantes und sahen sich zur Umkehr gezwungen. Sie schlugen zwar die Blauen, die sich unter Rossignol ihnen entgegenwarfen, am 22. November bei Dol und Antrain blutig zurück, aber sie konnten Angers nicht einnehmen und erlagen in einem letzten furchtbaren Kampfe bei Le Mans den Mainzern am 12. December. Hier fielen 15,000 Bauern, auch die Gefangenen wurden auf Befehl der Conventsdeputirten Turreau, Prieur von der Marne und Bourbotte trotz Marceau's Mitleid erschossen. Auch eine große Menge Weiber und Kinder wurden gefangen und dem Revolutionsgericht in Nantes zugewiesen. Nur der junge Laroche-Jacquelin mit einem kleinen Rest entkam in die Vendée, die immer noch Vertheidiger hatte und sich nicht so schnell rasiren ließ, obgleich Barrère im Convent pathetisch ausrief: „la Vendée n'existe plus."

In Nantes gab es eine starke girondistische Partei, welche zu bestrafen das Conventsmitglied Carrier mit unumschränkter Vollmacht, begleitet von jakobinischen Horden abgeschickt wurde. Da sehr viele Gefangene aus der Vendée nach Nantes gebracht wurden, richtete er auch über diese. Carrier war von der Natur gezeichnet. Seine Augen standen sich auffallend nahe, wie bei einem Vogel. Auch seine Seele hatte den Leichtsinn und die Grau-

*) Eigentlich chat-huans, Nachteulen. So nannte man die Schmuggler an der bretagnischen Küste, weil sie sich in der Nacht durch nachgeahmtes Eulengeschrei Signale gaben.

samkeit eines Vogels. Da war von Ueberzeugung, Fanatismus, düsterer Rachegluth keine Rede; ein ganz gemeiner, oberflächlicher Mensch, dem außer sinnlichen Vergnügungen alles gleichgiltig war, ertheilte hier lachend zwischen Tafel und Bett die fabelhaftesten Blutbefehle. Außer dem aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzten Revolutionsgericht, das wenigstens noch den Schein der Prozeßform wahrte, führte er eine s. g. Compagnie Marat als Leibwache und zum Henkerdienst bestimmt mit sich, von der jeder Mann täglich 10 Francs empfing. Da die Guillotine für so viele Gefangene bei weitem nicht ausreichte, obgleich täglich 150—200 Köpfe fielen, ließ er 4000 Menschen erschießen, und da auch diese Todesart noch zu umständlich war, ersann er die s. g. Noyaden (Ersäufungen). Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, so daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Priester, bei der zweiten Noyade ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 3—400 Personen und so fort bis zur 23. Noyade. Unter den Opfern befanden sich eine Menge Weiber und über 600 Kinder, denn es galt, „die ganze Race der Vendéer auszurotten.“ Carrier besaß ein eigenes geputztes Lustschiff, auf dem er zwischen seinen Maitressen (zu welcher Rolle er auch die schönsten Weiber unter den Gefangenen zwang) und vollen Flaschen den Ertränkungen zusah. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, ließ er nackte Paare zusammenbinden, insbesondere je einen Mönch und eine Nonne, an Stricken eine Weile unter lautem Gelächter auf- und abziehen und endlich ertränken, was er eine „republikanische Hochzeit“ nannte. Wie in den Septembertagen in Paris nahm man sich nicht mehr die Mühe, die ohnehin zum Tode bestimmten Gefangenen zu beköstigen und so lagen in einem Kerker 1500 Weiber und Kinder zwei Tage lang ohne Speise und Trank, ohne Stroh, ohne frische Luft. Bei all dem Jammer blieb Carrier stets lustig und machte schlechte Witze, z. B. meinte er von den verdurstenden Gefangenen, sie würden bald aus der „großen Schale“ trinken.

Wenn er schwangere Weiber köpfen oder ertränken ließ, sagte er, man müsse den Royalismus im Keim ersticken. Zuweilen ließ er sogar Unglücklichen den Bauch aufschneiden und neugeborne Kinder von der Compagnie Marat als Fangball brauchen von Hand zu Hand oder von Bajonet zu Bajonet. Das Ertränken der Priester hieß, sie in „vertikaler Richtung deportiren" rc. Man konnte so viele Schlachtopfer nicht mehr beerdigen und die Loire warf ihre Leichen wieder aus, wovon die Luft weit umher verpestet wurde.

Wie sich der Widerstand der Bauern gegen das Sansculottenthum hauptsächlich in der Vendée concentrirte, so der Widerstand der Bourgeoisie in Lyon. Diese Stadt von damals 200,000 Seelen, ganz und gar Handels- und Fabrikstadt, hatte an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden ersten eifrig Theil genommen, war aber nicht gemeint, ihre Reichthümer dem Pöbel abzutreten. Ein gewisser Chalier, Piemontese von Geburt und Marats Affe, warf sich in der prächtigen Stadt Lyon als Dictator auf, sammelte alles Gesindel in einen Klub um sich, ahmte die Septembermorde durch eigenmächtiges Abschlachten von elf Offizieren in einem Gefängniß nach, zog, den reichen Bürgern drohend, mit einer Guillotine durch die Straßen und zertrümmerte ein Christusbild mit den Worten: „es ist nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seelen vom Thron stoßen." Der Convent schickte die Deputirten Dubois Crancé, Gauthier und Nioche, die ihn unterstützten, ein Revolutionstribunal, ein Revolutionsheer errichteten und 6 Millionen forderten. Schon sollten 900 Gefangene ermordet werden, da bewaffneten sich die Bürger unter dem Maire Nivière, schützten die Gefangenen, zerstreuten die Jakobiner und nahmen Chalier gefangen, 29. Mai. Bald darauf erfuhren sie die Zersprengung der Gironde in Paris und nahmen sich mit Wärme ihrer Sache an. Lyon bildete unter dem Obersten von Precy ein Heer, das von der sardinischen Armee, die Savoyen wiedererobert hatte und ganz nahe in den Gebirgen stand, unterstützt werden sollte, aber nicht wurde.

Alle alten Royalisten schloßen sich hier eifrig den Constitutionellen an. Lyon sah 4000 geflüchtete Priester und 6000 Edelleute, die man nicht vertrieb, obgleich sie nichts nützten. Chalier wurde unter seiner eigenen Guillotine als deren erstes Opfer geköpft (16. Juli). Dafür schwur der Convent der Stadt Verderben. Kellermann begann sie im August zu belagern, zog aber bald hinweg, um die Sardinier zu vertreiben. Nun leitete Dubois Crancé, als Conventsmitglied, der aus Lyon hatte fliehen müssen, die Belagerung, da er zufällig ein guter Ingenieur war. Auch die Bauern der Ardennen holte man herbei, indem man ihnen reiche Beute in Lyon versprach. Grausam richtete man die Bomben auf die Hospitäler. Die Stadt wehrte sich mit verzweifeltem Muth, fiel aber durch Hunger. Precy schlug sich mit 2000 Mann durch, aber auf der Flucht nach dem Gebirge von allen Seiten verfolgt verlor er alle seine Leute bis auf 80, mit denen er nach Piemont entkam. Am 9. October zog das Heer des Convents in die Stadt ein. Unter den Conventsmitgliedern, die es befehligten, hatte der lahme Couthon, als der nächste Freund Robespierre's, das meiste Ansehen. Er sagte zwar zu den Lyoner Kaufleuten: „Die Sittenverderbniß kommt vom Reichthum, der Reichthum vom Handel, wir wollen also keinen Handel mehr," aber er war menschlich, zügelte die Wuth seiner Collegen Dubois Crancés und Collot d'Herbois und ließ 20,000 Lyonesen Zeit zu entfliehen. Auch als Collot, der früher als Schauspieler einmal in Lyon ausgepfiffen worden war, sich bitter über die Schonung beschwerte und der Convent den 12. Nov. den schrecklichen Befehl gab, Lyon der Erde gleich zu machen und eine Inschrift hinzusetzen: „Lyon hat die Freiheit bekämpft, Lyon ist nicht mehr," behielt Couthon zwölf Tage lang diesen Befehl zurück. Endlich mußte er Folge leisten, that es aber noch immer mit Mäßigung. So lange er in Lyon war, erfolgten die Hinrichtungen noch nicht in Masse und ging auch die Zerstörung nur langsam vor sich, indem er selbst sich von Haus zu Haus tragen ließ und eines nach dem andern, sobald es niederge-

rissen werden sollte, mit einem silbernen Hammer berührte. Das hielt die andern Ungeduldigen zu lange auf. Er mußte ihnen das Feld räumen, und sobald er fort war, übte Collot, zu dem sich noch Fouché gesellte, Greuel aus, die denen Carriers wenig nachgaben. Sie besoldeten 20,000 Mann, die ununterbrochen die Häuser niederreißen mußten; damit es schneller ginge, sprengte man viele Häuser mit Pulver. In den übrigen trieb man jeden Unfug. In den Kirchen wurde alles entweiht. Man ließ einen Esel aus dem Kelch saufen und band ihm das Crucifix an den Schwanz &c. Alle Reichen wurden geplündert, den Angebern verborgenen Gutes Belohnungen ausgesetzt. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und da der Boden zu feucht von Blut wurde, stellte man sie auf die Brücke Morand und ließ die Köpfe in's Wasser springen. Als auch das noch zu langsam ging, erfanden Collot und Fouché die Mitrailladen (Erschießungen in Masse durch Kartätschen). Die Gefangenen wurden in dichte Haufen zusammengebunden, in die man so lange mit Kanonen feuerte, bis alle lagen. Die Zahl der Opfer ist nicht genau ermittelt worden, Fouché wurde später von einem seiner Helfer beschuldigt, allein in und um Lyon 7000 Hinrichtungen vollzogen zu haben. Sie dauerten den Winter durch bis zum Frühjahre. Das Conventsmitglied Reverchon machte ihnen und dem Zerstören der Häuser ein Ende, indem er dem Convent bewies, es sey doch unvernünftig, eine so gewerbsame Stadt gänzlich zu vertilgen.

In Frankreichs zweitgrößter Handelsstadt Bordeaux hatte sich nach dem Sturz der Gironde gleichfalls eine mächtige Partei für sie gebildet, denn dort waren ihre Häupter zu Hause, wenn sie gleich von Paris aus in die nähere Normandie geflohen waren. Der Girondin Grangeneuve kam nach Bordeaux und brachte es dahin, daß von hier aus ein Bürgerheer gegen Paris marschirte; es kehrte aber unterwegs wieder um, da es die Uebermacht des Convents inne wurde, und unterwarf sich demselben. In seinem Namen erschien Tallien mit Jakobinerhorden in der Stadt, richtete

die Guillotine auf und ließ auch hier 750 Köpfe fallen. Aber der junge und schöne Tallien wurde durch den Reichthum und die Eleganz der Stadt bestochen. Eine gefangene Dame von seltener Schönheit, Therese, Frau von Fontenay, geborene Gräfin Cabarrus aus Spanien, rührte sein Herz und stimmte ihn für die Gnade. Indem er im Triumph mit ihr im eleganten Wagen durch die Stadt fuhr, jauchzte man ihm zu wie einem Prinzen. Therese aber schmeichelte den Jakobinern, indem sie in sehr dünnem griechischen Costume, eine Lanze in der Hand, im Klub Freiheitsreden hielt. Uebrigens soll sie Gnadengesuche für Geld ertheilt und Tallien sich sehr bereichert haben. So rächte sich Bordeaux durch Verführung. Von Tallien und seiner schönen Geliebten ging später die neue Macht aus, die den Sansculotismus zugleich mit Robespierre's republikanischer Tugend stürzen sollte. — Die unglücklichen Girondins, die aus der Normandie entflohen waren, kamen bei Bordeaux an und hielten sich lange bei einer Schwägerin Guadets versteckt, bis sie nicht mehr sicher waren und weiter flohen. Guadet und Salles wurden erkannt und in Bordeaux guillotinirt. Barbaroux erschoß sich aus Verzweiflung. Petion und Buzot wurden halb von Wölfen oder Hunden gefressen in einem Acker gefunden. Louvet allein entkam unter tausend Gefahren verkleidet nach Paris und endlich in die Schweiz. Er hat seine sehr interessanten Abenteuer beschrieben.

Auch die dritte große Handelsstadt Marseille hatte sich für die Gironde, hauptsächlich für Barbaroux erhoben, dessen Freund Rebequi sie anfeuerte; 6000 Marseiller waren schon bis Avignon vorgerückt. Aber auch sie wurden durch ein Revolutionsheer unter dem Maler Carteaux zurückgedrängt, das am 25. August in Marseille einzog, worauf die Conventsdeputirten Barras und Fréron eine Menge Hinrichtungen vornahmen. Rebequi stürzte sich ins Meer. Aehnliches geschah in Toulouse. In Moulins, wohin sich Brissot gerettet, zeigte sich das Volk diesem ungünstig, verhaftete ihn und schleppte ihn unter Verwünschungen und Mißhandlungen

nach Paris. In Orange bei Avignon ließ Maignet, ein Anhänger Robespierre's, 500 Köpfe fallen.

Als die gleichfalls girondistische Stadt Toulon die Greuel von Marseille erfuhr, nahm sie, um sich zu retten, die englische Flotte unter Admiral Hood und die spanische unter Admiral Langara mit Landungstruppen auf, 28. August. Die Engländer gaben zwar vor, im Namen Ludwigs XVII. zu handeln, es war ihnen aber nur darum zu thun, die im Hafen von Toulon liegende französische Flotte zu nehmen. So von ausländischen Truppen besetzt, vertheidigte sich Toulon lange mit Glück gegen die Heere des Convents, die zuerst von Carteaux, dann von Doppet, endlich von Dugommier befehligt wurden. Da die rohen Angriffe auf die Stadt nichts fruchteten, gab der junge Artilleriemajor Bonaparte den Rath, sich um die Stadt gar nicht zu bekümmern, sondern nur das Fort Mulgrave am Meeresufer wegzunehmen, von wo aus man die englische Flotte beschießen, sie mithin zum Rückzug zwingen könne. Dieser kluge Rath wurde angenommen und nicht ohne große Mühe ausgeführt. Bei einem Ausfalle wurde der englische General O'Heara gefangen, aber auch Bonaparte's Batterie von den Engländern überfallen und erobert, ein andermal ganz zusammengeschossen. Er mußte eine neue errichten mit der Inschrift: „Batterie der furchtlosen Männer", und selbst Hand anlegen, um den erschrockenen Kanonieren wieder Muth zu machen. Hier dictirte er einmal dem Unteroffizier Junot einen Brief, als eine englische Kugel in den Wall fuhr und das Papier mit Erde bedeckte. „Gut," sagte Junot, „das erspart mir den Streusand." Noch zwei andere Männer fanden sich hier bei Bonaparte, Victor und Duroc, denen großer Ruhm an seiner Seite bevorstand. Endlich wurde das englische Fort in einer windigen Regennacht mit Sturm erobert, den 16. Dezember, und sogleich die Flotte beschossen, die kein Heil mehr sah, als in der Flucht. Zuvor aber steckte der verwegene Sidney Smith 9 französische Linienschiffe und 1 Fregatte, die er nicht fortbringen konnte, in Brand und ließ das herrliche

Arsenal und die Magazine in Feuer aufgehen. Trotz der flehentlichen Bitten der Einwohner, sie mitzunehmen, kümmerte er sich in echt englischem Egoismus nicht weiter um sie und überließ sie der Rache des Convents, nur die Spanier waren so menschlich, alle ihre Schiffe und Kähne mit Flüchtlingen zu füllen, die sie am Ufer Toscana's aussetzten, wo heute noch viele ihrer Nachkommen leben. Die englischen Schiffe nahmen geraubtes Geschütz,*) aber keinen Menschen mit, ja sie schossen sogar wetteifernd mit den französischen Batterien in die dicht gedrängte Flüchtlingsmasse, um sie von sich abzuhalten. Die Conventsarmee drang nun in die Stadt und ließ die Guillotine spielen. Da nicht genug Royalisten und Girondins aufzutreiben waren, lud man die Schreiber und Arbeiter des verbrannten Arsenals ein, sich zu melden, um ihnen Arbeit zu geben, und ließ sie dann höhnisch köpfen, weil sie dem Feinde gedient hätten. Als eine große Zahl Toulloner auf freiem Platz erschossen worden waren, rief ein Conventsdeputirter: „Wer noch nicht todt ist, dem verzeiht die Republik." Als sich aber Verwundete aufrichteten, wurden sie sogleich erschossen. Im Ganzen wurden 400 Arbeiter, dann 800 Menschen aus den begüterten Ständen erschossen. Später verfügten Barras und Fréron, die aus Marseille ankamen, noch 1800 Hinrichtungen durch die Guillotine.

Auch die zu Frankreich gehörende Insel Corsica trotzte dem Convent und ließ die Engländer zu. In dieser Angelegenheit war derselbe Bonaparte, dessen Genie Toulon wiedergewonnen hatte, als geborener Corse so betheiligt, daß wir einen Blick in seine

*) Das englische Linienschiff Leviathan nahm 38 schwere französische Kanonen aus dem Arsenal von Toulon mit. Diese waren geladen, aber nicht blos mit Pulver, sondern auch mit harten Thalern, die von einem reichen Franzosen dahin versteckt worden waren. Die Engländer merkten es erst, als sie später das französische Schiff Amerika bei Brest eroberten und den Bauch desselben voll von den Thalern fanden, die sie hineingeschossen hatten.

Jugend und Familie thun müssen. Corsica war nicht lange vor der Revolution unter französische Herrschaft gekommen, Paoli, der Freiheitsheld der Insel, nach England verbannt worden. Carlo Buonaparte, ein Edelmann in Ajaccio, hatte sich als Paoli's Freund in den Freiheitskämpfen der Insel ausgezeichnet, seine Frau Lätitia, geborene Ramolini, ihn oft zu Pferde im Kampfe begleitet. Er hielt nun aber zur französischen Partei und ließ seinen zweiten Sohn Napoleon, geboren 15. August 1769, in der Kriegsschule zu Brienne, die sonderbarer Weise von Benedictinermönchen geleitet wurde, studiren. Pichegru war sein Lehrer. Napoleon galt damals schon als tüchtiger Mathematiker und scharfdenkender Kopf. Nachdem er sich in der Militärschule zu Paris weiter ausgebildet hatte, wurde er Artillerielieutenant, 1785. Zwei Jahre vorher war sein Vater gestorben. In verschiedenen Garnisonen des südlichen Frankreichs schrieb er einige politische Abhandlungen und zeigte sich den Zeitumständen gemäß als warmer Anhänger der Revolution. Capitain geworden, begleitete er seine Schwester Elise aus dem Erziehungsinstitut St. Cyr in die Heimat, 1792. Hier war Paoli, durch Mirabeau's Verwendung 1788 zurückgekehrt, wieder in großem Ansehen und widmete dem jungen Napoleon viel Aufmerksamkeit. „Du bist wie Einer aus dem Plutarch," sagte er ihm, „du wirst empor kommen." In der That hatte Napoleons ganze Physiognomie etwas Antikes. An Gestalt nur klein, aber gedrungen, besaß er einen schönen und energischen Kopf, ähnlich dem der Cäsaren. Von einem alten Feinde seiner Familie als Unruhstifter verleumdet, sollte er sich in Paris rechtfertigen, als gerade der 10. August die Monarchie stürzte. Napoleon sah dem Sturm auf die Tuilerien zu und zuckte die Achseln über deren schlechte Vertheidigung. Nach Corsica zurückgekehrt, begleitete er eine Expedition des Admirals Touquet nach Sardinien, die aber mißlang. Als Anhänger der neuen französischen Republik überwarf er sich mit Paoli, der dem König treu blieb, und ließ, als es zum Kampfe kam, seine Landsleute mit Kartätschen niederschmet-

tern. Doch siegte Paoli, und die ganze Familie Bouonaparte wurde von der Insel verbannt. Napoleon rettete sie zu Schiffe, sie sahen vom Meer aus ihr Haus brennen, Mutter Lätitia aber blieb ruhig und rief: „Wir werden uns ein anderes bauen." Sie zogen einstweilen nach Marseille. Auch der Lätitia Halbbruder Fesch, ein Geistlicher, Sohn eines Schweizeroffiziers aus Basel, war mit ihnen geflohen, im Mai 1793. Zwei Monate später rückte das Conventsheer vor Toulon, in welches Napoleon als Major eintrat. Wegen seines Verdienstes um die Eroberung dieser Stadt erhob ihn der Convent zum Brigadegeneral im Alter von 24 Jahren.

Die übrigen Kriegsereignisse dieses Jahres waren die Besetzung des Basler Bisthums (Pruntruts) und dessen Vereinbarung mit Frankreich unter dem Namen Departement du Mont terrible,*) schon im März. Ferner ein im Ganzen erfolgloser Kampf mit den Spaniern, hauptsächlich bei Perpignan und an der Bidassoa, an beiden Endpunkten der Pyrenäen. Die Spanier unter Ricardos blieben den Franzosen unter Dagobert überlegen, drangen aber nicht vor.

In Rom wurde der französische Gesandte Basseville, als er das königliche Wappen vor seinem Hôtel abnehmen ließ und das der Republik aufpflanzte und das Volk durch jakobinische Aufzüge im Corso ärgerte, ermordet, 12. Januar. Im Veltlin, das damals noch zu Graubündten gehörte, wurden zwei französische Gesandte, Semonville, der nach Constantinopel, Maret, der nach Neapel bestimmt war, verhaftet, 25. Juli.

In demselben Schreckensjahre brach auch in Folge der unklugen und widersprechenden Befehle aus Paris die große Negerempörung auf der Insel St. Domingo aus. Diese Insel (auch Hayti genannt), nächst Cuba die größte und fruchtbarste unter den

*) Ein solcher Berg existirt nicht, nur ein Hügel bei Pruntrut Namens Terri, woraus Unwissenheit und Prahlerei des Convents einen Mont terrible machten.

Antillen, gehörte nur noch zum kleinen Theil den Spaniern, die sich zu Columbus Zeiten hier ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten, zum größten Theil aber den Franzosen, die hier auf ausgedehnten und zahlreichen Pflanzungen durch aus Afrika herübergeschaffte Negersklaven kostbare Colonialpflanzen anbauen ließen und sich dadurch ungemein bereichert hatten. Die Colonie war von der größten Wichtigkeit für Frankreich. Aber im ersten Freiheitseifer und Freudenrausch der Revolution hatte man die Aufhebung der Sklaverei und die Aufnahme der Mulatten (Söhne schwarzer Mütter und weißer Väter) und der Neger selbst ins französische Bürgerrecht verlangt. Die Debatten darüber wurden sehr heftig, weil die Männer der Erfahrung die unwiderlegliche Thatsache geltend machten, daß die Weißen in dem heißen Clima der Insel nicht selbst das Feld bebauen können und nothwendig der an die glühende Sonne gewöhnten Neger dabei bedürfen, daß aber die Neger, wenn sie frei würden, nicht nur aus angeborner Faulheit selbst gegen Lohn nicht mehr arbeiten, sondern auch in die ganze Wildheit ihres Stammcharakters zurückfallen und alle Weißen auf der Insel ausrotten würden. Die Männer der Theorie donnerten dagegen, die Regel der Freiheit dulde keine Ausnahme, die Humanität keine Sklaverei. Man hörte Robespierre ausrufen: „Mögen die Colonien verloren gehen, wenn nur die Grundsätze feststehen.“ Im Anfang vertrug man sich dahin, daß nur die Mulatten reif für die Freiheit geachtet wurden (Decret vom 15. Mai 1790). Als aber in Folge dessen die größten Unruhen in der Colonie ausbrachen und die Neger sich an vielen Orten empörten, um gleiche Rechte mit den Mulatten zu erkämpfen, drangen die Klagen der Weißen durch, und die Nationalversammlung, damals von Barnave geleitet, widerrief jenes Decret (24. Sept. 1791). Inzwischen wurde dadurch nur Oel ins Feuer der Empörung gegossen, denn die einmal befreiten Farbigen wollten sich nicht wieder unter das Joch beugen. Zudem kam die Gironde in Paris ans Ruder, Roland ins Ministerium, und Brissot setzte durch, daß

der Widerruf widerrufen und das Decret vom 15. Mai aufs neue bestätigt, ja sogar den Negern selbst das Bürgerrecht bewilligt wurde. Endlich gewannen die Jakobiner die Oberhand und schickten im Herbste 1792 die Deputirten Polverel und Santhonax mit Truppen nach St. Domingo, um die reactionären Weißen zu bekämpfen. Allein diese Zwietracht unter den Weißen selbst machten die Farbigen sich zu Nutze, um am Ende alle Weißen zu erschlagen und unter dem begabten Neger Toussaint Louverture einen Freistaat von Negern als s. g. schwarze Republik von Hayti zu gründen. Das Nähere dieser Kämpfe wollen wir erst später, wenn wir Amerika in besondere Betrachtung ziehen, erörtern. — Der Convent in Paris, damals in der Extase der Freiheit und Gleichheit, sah im Morde der Weißen auf der Insel nur einen Act der Gerechtigkeit, der von Unterdrückten gegen die Unterdrücker geübt worden sey, bestätigte am 4. Februar 1794 feierlich die Freiheit aller Neger und nahm einen Neger und einen Mulatten als Deputirte in seine Mitte auf.

Wir kehren nun nach Paris als dem Mittelpunkt zurück, von dem alle die mörderischen Schläge ausgingen, die wir der Reihe nach verfolgt haben.

Seit dem Sturze der Gironde hatte der Convent eine durchaus andere Physiognomie. An die Stelle des ungeheuren Lärmens trat jetzt die Ruhe der Furcht und des Gehorsams. Die Führer der Bergpartei, die im Wohlfahrtsausschuß und im Jakobinerklub herrschten, waren allmächtig, Meinungsverschiedenheit und Neid kaum leise angedeutet. Im Wohlfahrtsausschuß war Robespierre seit dem 10. Juli Herr geworden, und wurde Dantons Einfluß schwächer. Die in Todesangst versetzte Ebene stimmte allem zu, man nannte sie nur noch verächtlich den Sumpf und die, welche sich bei wichtigen Abstimmungen gerne davon schlichen, Kröten des Sumpfs. Unter ihnen saß auch der berühmte Siéyes, immer ruhig und stumm, so unbedeutend, daß ihn weder Neid noch Argwohn erreichte. „Was haben Sie in der Schreckenszeit gethan?“ frug

man ihn später einmal. „Ich habe," antwortete er, „gelebt." Nur heimlich unterzeichneten 73 Conventsmitglieder als Anhänger der gestürzten Gironde eine Protestation gegen deren Verjagung. Es wurde bekannt, noch aber wurden die Unterzeichner geschont.

Marat erkrankte. Ein edles normännisches Mädchen von hohem Wuchs und seltener Schönheit, Charlotte Corday d'Armond, mutterlos, getrennt von ihrem Vater, der durch die Revolution alles verloren hatte, wurde mit Barbaroux und den andern Girondins, als sie nach Caen geflohen waren, bekannt, theilte ihre sittliche Entrüstung gegen den Berg und entschloß sich, die Freiheit zu rächen an dem Manne, durch den sie am meisten entehrt wurde. Sie reiste mit einer Empfehlung an Barbaroux's Freund Duperret angeblich in Familienangelegenheiten nach Paris, ließ sich bei Marat melden, fand ihn in einer Badewanne sitzen und tödtete ihn auf der Stelle durch einen einzigen Messerstich ins Herz (13. Juli). Sogleich verhaftet, benahm sie sich im Verhör ruhig und würdevoll, wurde aber schon nach wenigen Tagen in einem rothen Hemde zum Richtplatz geführt und guillotinirt. Der Henker hielt ihren Kopf hin und gab ihm eine Ohrfeige, was selbst bei dem rohen Pöbel Murren erregte. Adam Lux aus Mainz, der mit Forster nach Paris gekommen war, wurde von ihrem Heroismus und von ihrer Schönheit so tief ergriffen, daß er laut seine Bewunderung und den Wunsch, für sie zu sterben, äußerte. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, auch sein Kopf fiel unter demselben Beil. Marat aber wurde mit so großem Pomp bestattet, wie Mirabeau. Der ganze Convent und alle Sectionen von Paris wandelten in feierlichem Zuge um den hohen mit Blumen geschmückten Katafalk in der Kirche der Cordeliers, auf dem seine Leiche lag, und von jeder Abtheilung trat ein Redner auf und brachte ihm Opfer der Bewunderung. Das war von vielen Heuchelei. Weder Danton noch Robespierre hatten Marat je geachtet, sie hielten ihn nur, wie Garat sagte, dem Volk als Medusenhaupt vor. Als es damals Roux, ein vormaliger Priester, bei den Cordeliers wagte, die eben

zu Ende gebrachte demokratische Verfassung noch lange nicht demokratisch, d. h. anarchisch genug zu finden, beschuldigte ihn Robespierre, das Ausland habe ihn bestochen, um die Republik zu entehren, und ließ ihn fortjagen. Die Einigkeit des Berges wurde proklamirt: „Wir bilden hier nur noch einen ungeheuren und schrecklichen Berg (une énorme et terrible montagne), der seine glühende Lava über alle Royalisten ergießen wird.“

Je heftiger die Aufregung und offene Empörung gegen den Convent in den Provinzen entflammt war, um so mehr Werth legte dieser auf den Schein einer Uebereinstimmung der Hauptstadt mit dem ganzen Lande, verschrieb daher zur Feier des 10. August (der an die Stelle des schon nicht mehr populären 14. Juli getreten war) Vertreter aller Departements, wobei sich natürlich nur Jakobiner betheiligten. Maler David ordnete das Fest. Auf dem Bastilleplatz stand eine colossale Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten Wasser floß. Indem der Convent und die Deputationen der Departements in langem Zuge vor derselben ankamen, schöpfte der Präsident Herault de Sechelles Wasser aus einer Schale, trank und reichte sie dem ältesten Bürger, welcher dabei sprechen mußte, er fühle sich trotz seiner Jahre wieder jung in der allgemeinen Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Vor dem Invalidenhause stand eine colossale Bildsäule des Volks als Hercules, der den Föderalismus mit der Keule erschlägt. Auf dem Revolutionsplatz stand eine verhüllte Bildsäule der Freiheit. Indem der Präsident sie entschleierte, donnerten die Kanonen und ließ man 3000 Vögel fliegen. Der Zug bewegte sich sodann auf das Marsfeld. Es befanden sich dabei besondere Abtheilungen von Greisen und von Kindern, die Amazonen auf Kanonen reitend, eine Arche mit der Verfassung, ein mit Oelzweigen umwundenes Bündel der Einigkeit, Urnen mit der Asche der für die Freiheit Gefallenen, ein Pflug, Tafeln mit den Menschenrechten 2c., dahinter Karren mit den Sinnbildern des gestürzten Königthums, der gestürzten Kirche und Aristokratie. Die Conventsdeputirten kamen zuletzt, alle mit

einem Strauß von Blumen, Früchten und Aehren geschmückt. Als sie zum Altar des Vaterlandes gelangt waren, wurde die neue republikanische Verfassung verkündigt, der alles jubelnd den Eid leistete.

Diese Verfassung von 1793 war von Herault de Sechelles entworfen worden und trat an die Stelle des bei Seite gelegten Entwurfes von Condorcet. Sie war so übertrieben demokratisch, daß sie gar nicht zur Ausführung kommen konnte, sondern unmittelbar nach ihrer Verkündigung schon wieder bis zum Frieden suspendirt wurde, damit der Wohlfahrtsausschuß die unter so großen Gefahren der Republik nothwendige Dictatur behalten könne. Der Grundsatz dieser Verfassung war: „Nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk.“ Jedes Amt ging aus der Volkswahl hervor und dauerte nur kurze Zeit, war nur ein Auftrag des Volks zur Vollziehung seines Willens und beständig von ihm beaufsichtigt. Die höchste Vollziehungsgewalt oder Regierung sollte aus 24 Mitgliedern bestehen, die jährlich zur Hälfte erneuert werden mußten und durch die aus unmittelbaren Volkswahlen auf breitester Grundlage hervorgegangene gesetzgebende Versammlung unter einer größeren Zahl von gleichfalls aus Urwahlen des Volks hervorgegangenen Candidaten herausgesucht wurden. Die Urversammlungen des Volks durften nicht nur einzelne Gesetze verwerfen, sondern auch die ganze Verfassung und die Gewählten durch Neugewählte verdrängen. Vom 21. Jahre an konnte jeder wählen und gewählt werden. Es gab keinerlei Unterschied mehr unter den Bürgern, selbst der freiwillig dienende Stand wurde nicht mehr anerkannt. Es sollte in Frankreich keinen Bedienten, keine Magd mehr geben.

Während man dem Volke dieses Traumbild der Freiheit und Gleichheit vorhielt, übte in der Wirklichkeit der Wohlfahrtsausschuß die unerhörteste Tyrannei, die je auf Erden vorgekommen ist. Wenn ihm unstreitig der Ruhm gebührt, durch die schrecklichen Mittel, die er anwandte, die Republik im Jahre 1793 und noch

für einige folgende Jahre gerettet zu haben, so mußte doch wieder die ungeheure Blutschuld, die er auf sich lud, seine alles göttliche und menschliche Recht höhnende Willkür und die Unnatur, in die er verfiel, nothwendig die Reaction hervorrufen, in der alles Gewonnene wieder verloren ging. Aus dem Gesichtspunkt des Nutzens lassen sich so furchtbare Uebertreibungen nicht wohl beurtheilen. Sie finden ihre richtige Erklärung und verhältnißmäßige Entschuldigung nur in der vulkanischen Natur des französischen Volkes.

Im August, in denselben Tagen, in welchen das Aufgebot in Masse organisirt wurde, das wir schon in seinen glänzenden Erfolgen auf dem Kriegsschauplatz kennen gelernt haben, beschloß der Convent zur Zermalmung aller innern und heimlichen Feinde das Decret gegen die Verdächtigen, am 12. August. Jeder Verdächtige sollte eingekerkert und dem Revolutionsgericht überliefert werden. Verdächtig aber war jeder, dessen Stand, Bildung und Reichthum nicht zum Sansculottismus paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig jeder, der sich fürchtete; jeder, der Mitleid mit den Opfern der Revolution blicken ließ, der seine hingerichteten Verwandten beweinte; jeder, der einen Feind oder Neider hatte, der ihn angab; jeder, der irgend einem der herrschenden Demagogen nicht gefiel. Couthon sagte einige Zeit nachher (15. März 1794) einmal im Convent: „In Revolutionszeiten müssen alle guten Bürger Physiognomen seyn. An der Physiognomie schon müssen sie die Verschwörer erkennen. Diese Menschen haben einen finstern Blick, ein verlegenes Aussehen, widrige galgenmäßige Mienen. Gute Bürger, packt solche Verräther und verhaftet sie!“ — In Folge dieser Maßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt. Um sie wieder zu leeren, mußte dem Revolutionstribunal ein summarisches Verfahren vorgeschrieben werden, welches schnellere und zahlreichere Hinrichtungen ermöglichte. Da in den Provinzen das Blut noch immer gescheut wurde, errichtete man ein eigenes s. g. Revolutionsheer unter dem Befehl

Ronsins, eines unbarmherzigen Dantonisten, mit dem Auftrage, ambulante Guillotinen von Ort zu Ort zu führen und überall die Hinrichtungen zu beschleunigen. — Gegen die Verdächtigung und Einkerkerung schützte nichts mehr, als ein s. g. Certificat des Civismus. An jeder Hausthüre mußten bei Todesstrafe die Namen sämmtlicher Bewohner des Hauses angeschrieben stehen. Verheimlicher Anderer wurden bestraft, Angeber belohnt. Wer kein Certificat bei sich hatte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen, ohne verhaftet zu werden. Diese Zeugnisse der Bürgertugend waren aber schwer zu bekommen, wenn man im geringsten verdächtig war. Nie ist eine grausamere Polizei gehandhabt worden.

Die höchste Gewalt concentrirte sich im Wohlfahrtsausschuß, dem auch der Sicherheitsausschuß untergeben war und dessen Vorschläge der gehorsame Convent immer sogleich zu Decreten erhob. Danton hatte eine reiche und schöne Frau geheirathet, war des Blutes satt, fühlte sein Ansehen abnehmen, fand es daher annehmlicher, sich nach seiner Heimat Arcis sur Aube zurückzuziehen und hier im Genuß des ehelichen Glücks und des Reichthums auszuruhen. Er räumte also Robespierre das Feld, der, obgleich er erst nach einiger Zeit in den Ausschuß eintrat, doch durch seine Freunde schon von Anfang an die Seele desselben war. Neben ihm befanden sich im Wohlfahrtsausschusse seine intimsten Freunde Couthon und St. Just. Der erstere, an beiden Beinen lahm, benahm sich in Lyon menschlich, war aber im Ausschuß sehr fanatisch. St. Just, noch kaum zwanzig Jahre alt, hatte fest im Sinne, Robespierre's Tugendrepublik mit Gewalt einzuführen. In diesem Jüngling mit ernstem Gesicht und langen, schlichten Haaren lag etwas Puritanisches. Von weniger Tugend, aber noch größerer Grausamkeit waren Billaud-Varennes, der Septembermann, Collot d'Herbois, der Schauspieler, der Lyon zerstört und durch seine Declamationen großen Einfluß im Jakobinerklub hatte. Der Schönredner des Ausschusses, der die meisten Decrete und Berichte abfaßte, war ein vormaliger Edelmann, Bar-

rère, den Burke den Anakreon der Guillotine nannte, weil er die gräßlichsten Blutbefehle und Blutberichte wie Idyllen vortrug und den Mordgeruch mit Redeblumenduft verbessern wollte, ein Höfling der Revolution, wie früher des Königs. Den Ausschuß zierte noch ein anderer vormaliger Edelmann, Herault de Sechelles, der sich durch seine Jugend und Schönheit namentlich als Conventspräsident für die Repräsentation eignete und sich zu allem brauchen ließ. Außer Carnot, den wir schon kennen, saßen im Ausschuß noch Thuriot, Prieur von der Cote d'or, Robert Lindet und Jean Bon St. André, welche weniger hervorragten. Der Ausschuß war ohne Präsidium. Alle Mitglieder des Convents standen zu seiner Verfügung als Vollziehungsbeamte. Das waren die berüchtigten Conventsdeputirten, die mit proconsularischer Gewalt in die Provinzen und zu den Armeen geschickt wurden.

Ein Versuch der noch gemäßigten und unabhängigen Conventsmitglieder, die Allmacht des Wohlfahrtsausschusses einzuschränken und den Convent nicht gänzlich zu dessen Sklaven werden zu lassen, mißlang im September. Aber nicht geringe Noth machte dem Ausschuß die Armuth und der Hunger in der Hauptstadt. Die Assignaten wurden immer tiefer entwerthet, je mehr man ihrer verfertigte. Auch beschuldigte man Pitt, das Land mit falschen Assignaten zu überschwemmen. Es fehlte immer wieder an Lebensmitteln, weil Krieg, Aufruhr, Kerker und das müßige Klubleben dem Ackerbau die nöthigen Arme entzog. Das früher aus der Vendée in die Hauptstadt gelieferte Schlachtvieh blieb aus. Man half sich nun, die Armen so viel möglich auf Kosten der Reichen zu unterhalten. Jeder gemeine Sansculotte erhielt als anwesendes Mitglied einer Pariser Sectionsversammlung täglich 40 Sous. So konnten sie leben und waren zugleich veranlaßt, immer beisammen zu bleiben und jedes Winkes vom Convent aus zu gewärtigen. Den Reichen wurde die bessere Nahrung entzogen durch den Befehl, nur für alle Bürger einerlei Brod zu backen. Das bisherige Maximum genügte nicht, man verstärkte es (29. Sept.). Da aber

die Verkäufer die besseren Waaren zurückbehielten, um sie heimlich den reicheren Käufern um höhern Preis zuzustellen, mußte auch dagegen wieder aufs härteste eingeschritten werden. Mehr als durch diese Gesetze verloren die reicheren Klassen durch Confiscationen all ihres Habes und Gutes, so wie sie ausgewandert oder verurtheilt waren. Kein Recht, kein Anstand wurde mehr geachtet. Der Postmeister Drouet von Varennes, der, seitdem er den König angehalten, große Popularität genoß, that im Convent die rohe Aeußerung „seyen wir Banditen zur Beglückung des Volks." *) Am 14. Sept. befahl der Convent, die Gemeinde müßte für die Aussaat und Erndte haften, und am 17., alle Erndteerzeugnisse müßten zur Verfügung stehen um ein Minimum des Preises, bei Todesstrafe. Diese Befehle wurden ertheilt, weil viele Bauern lieber ihr Feld gar nicht mehr bebauten, da sie keinen Werth mehr daraus lösten.

Die Bekämpfung oder Vernichtung der inneren Feinde wurde vom Wohlfahrtsausschuß mit viel System betrieben. Jeder Gefahr, die von dieser Seite drohte, hielt man den Schrecken entgegen durch charakteristisch ausgewählte Opfer. Am gefährlichsten waren unstreitig die Generale, die als heimliche Feinde der Revolution Verrath sannen oder aus Mangel an Eifer und Fähigkeit den Feind Vortheile erringen ließen. Um dieser Classe einen tödtlichen Schrecken einzujagen, wurde vom neuen Revolutionstribunal geflissentlich der unglückliche General Custine zum ersten Opfer ausersehen und guillotinirt (28. August). Ihm folgte später Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, Lamarque, Bruet rc. Um den Oesterreichern zu trotzen, machte man der Königin den Prozeß. Man sagte „als Hannibal vor Rom lag, verkaufte der römische Senat den Acker, auf dem Hannibals Zelt

*) Im Herbst als Conventsdeputirter zur Nordarmee geschickt, fiel er den Oesterreichern in die Hände, wurde auf den Spielberg bei Brünn gefangen gesetzt, wollte sich am Felsen hinablassen und fliehen, stürzte aber und brach beide Beine.

stand, wie im tiefsten Frieden. So laßt uns die Oesterreicherin hinrichten, während die Oesterreicher innerhalb unserer Grenzen stehen."

Marie Antoinette wurde nach dem Tode des Königs immer mehr im Kerker vernachläßigt, schon am 11. Juli von ihrem Sohn, den sie lange mit mütterlicher Wuth und Angst, wie eine Löwin ihr Junges vertheidigte, am 2. Aug. auch von ihrer Schwägerin Elisabeth getrennt, in ihrem einsamen Kerker aufs ärmlichste bekleidet und beköstigt, auf die niedrigste und höhnischeste Weise bewacht und endlich vor das Revolutionstribunal geführt. Hier stand sie mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar, immer noch eine königliche Gestalt, aber eingehüllt in ihr einziges altes schwarzes, von ihr selbst geflicktes Kleid und das Haupt, das Diademe getragen, mit einer schlechten weißen Haube bedeckt, vor den rohen und fühllosen Richtern, denen schon befohlen war, sie unter allen Umständen zum Tode zu verurtheilen. Hebert, der in seinem Schmutzblatt père Duchêsne schon jede erdenkbare Schmähung auf die unglückliche Fürstin gehäuft hatte, trat jetzt noch mit Beschuldigungen gegen sie auf, sie habe ihren eigenen Sohn zu unnatürlichen Lastern verführt. Die Königin antwortete nicht. Erst als man in sie drang, rief sie im edelsten Unmuth: „die Natur sträubt sich, auf eine solche Anklage einer Mutter zu antworten. Ich berufe mich auf die Mütter, die hier zugegen sind." Die Weiber auf den Gallerien gaben ihre Zustimmung zu erkennen. Als es Robespierre erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn über die „Dummheit" Heberts. Aber das Urtheil wurde gefällt. Man ließ die Königin nicht wie den König einen eigenen Wagen, sondern den gemeinen Henkerkarren besteigen. Ihr altes schwarzes Kleid schien noch zu gut, sie mußte einen weißen zerrissenen Bettkittel anziehen und man band ihr die Hände auf den Rücken. Der Schauspieler Grammont haranguirte den Pöbel mit dem Säbel, ihr unterwegs zu fluchen. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Ihr Kopf

fiel am 16. October.*) Dieser Mord galt ausschließlich dem Ausland. So auch die am 9. October erfolgte Verhaftung aller in Frankreich befindlichen englischen Unterthanen.

Auf die Feinde der Revolution im Innern wurden eben so schreckliche Schläge geführt. Es war nicht genug am König, man hatte mit dem Königthum gebrochen und die ganze alte Dynastie sollte ausgetilgt werden. Nicht einmal ihre Gräber wurden verschont. Am 12. October wurden die berühmten alten Königsgräber zu St. Denis, in denen die Könige von den Merovinger Zeiten her bestattet lagen, zerstört, die Leichen herausgeworfen, verhöhnt und in Kalkgruben versenkt, die bleiernen Särge zu Kugeln umgegossen. Am 6. November mußte der Herzog von Orleans sein Haupt auf den Block legen. Er zeigte nur Gleichgültigkeit und Lebensekel. Als ihm der Henker die Stiefel ausziehen wollte, sagte er: „das kannst du bequemer haben, wenn ich todt bin, mach ein Ende.“

Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ausgewandert waren, wurden zur Guillotine geschickt. Eben so alle Mitglieder der älteren Parlamente, Intendanten, Regierungsbeamte aller Art, aller alter Adel, alle constitutionellen Deputirten und Feuillants, die Gironde und ihre Anhänger. Von Custine's Hinrichtung an arbeitete das Revolutionstribunal ununterbrochen und übergab täglich ganze Schaaren der vornehmsten Herren und Frauen dem Blutgerüst, während die entleerten Ge-

*) Es ist verhängnißvoll, daß alle Kinder der großen Maria Theresia Opfer der Revolution wurden. Joseph II. starb frühe aus Gram über die mißlungene Revolution, deren Urheber er selbst war. Leopold II. wurde gleichfalls frühzeitig von den Stürmen der Zeit gebeugt, denen seine zarte und friedliche Natur nicht gewachsen war. Maximilian, Kurfürst von Köln, wurde durch die Revolution von da vertrieben; Ferdinand später eben so aus Toscana; Amalie eben so aus Parma; endlich Karoline, die ganz die unternehmende Natur der Mutter hatte, eben so aus Neapel.

fängnisse immer wieder gefüllt wurden. An einem Tage wurden unter andern alle Schauspieler und Schauspielerinnen der vormaligen königlichen Theater als des Royalismus verdächtig eingekerkert.

Am alten Hofe war die größte Berühmtheit die Gräfin du Barry, die weiland allmächtige Maitresse Ludwigs XV. Sie hatte gutmüthig, wie sie war, dem König zur Zeit der Notabeln alle ihre Schätze angeboten, weil es dem Staat so sehr an Geld fehlte, aber der König hatte ihr Anerbieten zweimal abgewiesen. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man ihr Juwelen gestohlen und nach England gebracht. Sie reiste dorthin und erhielt ihre Juwelen wieder. Um aber nicht zu den Emigrirten gerechnet zu werden, was den Verlust ihrer liegenden Güter in Frankreich nach sich gezogen hätte, kehrte sie dahin zurück, wurde ergriffen und zum Tode verdammt. Todesverachtung war damals schon zur Gewohnheit geworden, die meisten Opfer starben muthig, kalt, zuweilen unter Scherzen. Aber die von Jugend auf an alle Wollust des Lebens gewöhnte Dame zeigte die ganze Feigheit ihrer Seele und starb tausend Tode vor Angst. Im Kerker und auf dem Karren unaufhörlich schreiend, um Hülfe flehend, bat sie noch auf dem Schaffot den Henker fußfällig um Gnade und schrie noch unter dem Messer (5. Dez.). — Unter den Ministern war das edelste Opfer der greise Malesherbes, der seinen König vertheidigt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker stolperte, sagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böses Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er starb gleichsam im Schooß seiner Familie, die ihn so sehr ehrte und liebte, daß sie ihn nicht überleben wollte und seinen Muth theilte. Am Tage vorher war sein Eidam hingerichtet worden, mit ihm selbst starben seine Tochter, seine Enkelin und deren Gemahl. Ich freue mich, sagte er, mit den Meinigen zu sterben. Der Minister Clavière kam der Hinrichtung durch einen Dolchstoß zuvor. Auch der Minister Brienne sollte hingerichtet werden, nahm aber vorher Gift, dagegen wurde seine ganze Familie zur Schlacht-

bank geführt. Das gleiche Loos traf andere berühmte Männer der ersten und zweiten Nationalversammlung, die alle mit großer Fassung starben, d'Espremenil, Chapelier, Thouret, Duport, Kersaint, Rabaut St. Etienne, dagegen starb ganz entmuthigt der berühmte Barnave. Des greisen Bailly Tod war eben so grausam, als sein Benehmen dabei edel. Der Pöbel wollte nicht leiden, daß er auf dem Marsfelde, wo die Guillotine stand, hingerichtet werde, weil er einst als Maire von Paris hier auf den Pöbel hatte schießen lassen. Da mußte der arme alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in kaltem Regen stehen, bis die Guillotine anderswo aufgeschlagen war. Weil er bei jener Vollziehung des Martialgesetzes die rothe Fahne hatte entfalten lassen, schleifte man eine solche Fahne durch den Koth und schlug sie ihm in's Gesicht. Als man ihn zum Tod bereitete, rief ihm ein Soldat zu: du zitterst, Bailly! Ja, vor Kälte, erwiderte der Greis ruhig. Der Kopf dieses berühmten Präsidenten im Ballhause fiel am 12. November.

Die Gironde sollte um so weniger geschont werden, als sie die letzte und verhaßteste Gegnerin des Berges gewesen war und große Parteiung im Lande verursacht hatte. Am 3. October wurden die 73 Conventsmitglieder verhaftet, die eine Protestation gegen die Verjagung der Gironde unterzeichnet hatten. Die vornehmen Häupter dieser Partei aber gehörten den früher Verjagten an. Brissot, Vergniaud, Gensonné, Valazé, Carra, Duchatel, Fonfrède, Ducos, Gardien, Lasource, Lehardi, Mainville, Antiboul, Viqué, Sillery, Duperret, Fauchet, Lacase, Duprat, Boileau wurden aus allen gefangenen Girondins als Opfer ausgewählt, während man die übrigen noch zurückbehielt. Sie vertheidigten sich vor dem Revolutionsgericht mit einem nutzlosen Aufwand von Beredsamkeit. Die Richter hatten schon ihre Befehle vom Wohlfahrtsausschuß und erkannten auf Tod. Valazé erstach sich augenblicklich. Lasource rief den Richtern zu: „ich sterbe an dem Tage, an dem das Volk den Verstand verloren hat, ihr werdet an dem Tage

sterben, an dem es ihn wiederfindet.“ Camille Desmoulins hatte zugehört, beim Anblick der edlen Opfer wurde sein Gewissen tief erschüttert. Er bereute, durch seine bösartigen Zeitungsartikel und Brochüren zu ihrem Untergange mitgewirkt zu haben, schlug sich vor die Stirne und ging trostlos hinweg. Die Verurtheilten brachten noch eine Nacht gemeinsam bei einer Mahlzeit unter philosophischen Gesprächen mit der Heiterkeit zu, die in jener Zeit der Exaltation so oft den Schrecken besiegte. Nur Brissot, dessen Tugend nicht so rein gewesen war, wie die der Gironde, und der von seinen großen Kenntnissen und Fähigkeiten ein besseres Loos erwartet hätte, blieb stumm und in sich gekehrt. Vergniaud war der festeste. Er hatte auf die Wand seines Kerkers geschrieben: potius mori quam foedari. Zum letztenmal überströmte seine Beredsamkeit vor seinen Freunden im Leben und Tode. „Wir haben uns, schloß er, nicht getäuscht in der Freiheit, nur in der Zeit. Wir glaubten uns in Rom und wir waren in Paris. Aber unser Blut ist heiß genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Das Volk gibt uns den Tod, wir lassen ihm — die Hoffnung.“ Am andern Morgen wurden alle zum Richtplatz geführt, auch Valazé, der noch als Leiche geköpft werden sollte. Sie sangen die Marseillaise mit Veränderung eines einzigen Verses (contre n o u s de la tyrannie l'étendard sanglant est levé). Sie sangen sie fort unter den Hinrichtungen, immer um eine Stimme weniger, bis die letzte Stimme im Blut erstickte (31. October). Wenige Tage später theilte Madame Johanne R o l a n d das Geschick ihrer Freunde. Sie hatte im Gefängniß ihre Memoiren geschrieben. Eine Zeitlang hatte man sie mit den verworfensten Dirnen von Paris zusammengesperrt, dann aber wieder abgesondert. Sowohl vor Gericht als auf dem letzten Gange benahm sie sich voll Muth und Würde, ihren überlegenen Geist nicht einen Augenblick verleugnend, den sie nur vielleicht etwas zu sehr zur Schau trug. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und ihre schönen schwarzen Haare aufgelöst, die bis zu ihren Knieen hinabwallten. Mit ihr wurde der alte Lamarche,

Director der Assignatenfabrik, zur Guillotine geführt und weinte, sie tröstete ihn und brachte ihn sogar zum lächeln. Vor der großen Statue der Freiheit rief sie aus: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen." Ihr gedankenreicher Kopf fiel am 9. November. Ihr alter Gatte hatte sich auf dem Lande versteckt gehalten, als er ihren Tod erfuhr, verschwand er. Man fand ihn an der Straße nach Paris todt an einen Baum gelehnt, er hatte sich seinen Stockdegen durchs Herz gestoßen. — Auch Manuel, der neben Petion als Gemeindeanwalt von Paris einst eine große Rolle gespielt hatte, dann aus Entsetzen vor den Septembermorden geflohen, vom Pöbel mißhandelt und wieder eingeliefert worden war, mußte sterben. Eines der letzten berühmten Opfer war Lavoisier, der große Chemiker, der das Revolutionstribunal nur noch um vierzehn Tage Frist bat, um eine wissenschaftliche Entdeckung, mit der er gerade beschäftigt war, zu vollenden. Aber man spottete seiner und schlug ihm den Kopf ab. — Condorcet, der berühmte Freund der Gironde, hielt sich lange versteckt, ging erst im folgenden Frühling heraus, weil er die Einsperrung nicht länger ertragen konnte, verirrte, wurde gefangen und Morgens todt auf seinem Lager gefunden, wahrscheinlich aus Erschöpfung, man glaubte aber, er habe sich vergiftet.

Der Volkszorn gegen alte Mißbräuche wurde zu einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß gegen alles Alte überhaupt. Die wenigen Gebildeten oder Halbgebildeten, welche damals noch die Geschicke Frankreichs lenkten, waren mit einer Philosophie angefüllt, die außer einigen classischen Reminiscenzen von der Geschichte weder etwas wußte, noch wissen wollte, und die Menschen nicht nahm, wie sie sind, sondern wie sie ihrem Dafürhalten nach seyn sollten. Ihnen war es schon seit Rousseau ein geläufiger Gedanke, die gesammte Menschheit nach einem gewissen Ideal zu reconstruiren. Der damals sehr allgemein herrschende Glaube, es sey ganz leicht, die Menschen anders zu machen, wurde ohne Zweifel genährt durch die Erfahrung, die man schon lange, und zwar gerade in Paris

in Bezug auf die plötzlich und unwiderstehlich, alles wenigstens äußerlich umgestaltende Mode gemacht hatte. Auch die Philosophie war im Grunde nur eine Mode. Endlich war mit dem Könige, mit dem ersten, zweiten und dritten Stande alles Geschichtliche gleichsam zerschmolzen, und man behielt nur eine nivellirte Volksmasse übrig, wie eine tabula rasa, die von selbst eine kräftige Hand mit dem Griffel aufforderte, sie neu zu beschreiben.

Man begnügte sich daher nicht mit einer neuen Staatsform und gänzlich veränderten bürgerlichen Rechten und Sitten, sondern man glaubte viel tiefer greifen und überhaupt für die Menschheit eine neue Aera beginnen zu müssen, daher der neue Kalender, die neue Zeitrechnung nichts Zufälliges und kein Auswuchs, sondern eine nothwendige Folge der Revolution waren. Eben so unvermeidlich mußten die Beziehungen zum Jenseits anders gefaßt, wie alle irdischen, so auch die göttlichen Dinge unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt werden.

Auf Rommes Antrag wurde am 3. October die neue Zeitrechnung und der neue Kalender decretirt. Die neue Aera zählte nach Jahren der Republik und begann mit dem 22. September. „Der 21. war der letzte Tag der Monarchie, der 22. der erste der Republik. An demselben Tage trat die Sonne in das Zeichen der Waage und in die Tag- und Nachtgleiche. Der Himmel wollte durch diese astronomische Gleichheit die Einführung der bürgerlichen Gleichheit einweihen. Die Sonne beleuchtete zugleich die beiden Pole an demselben Tage, an welchem die Fackel der Freiheit zum erstenmal über ganz Frankreich strahlte. Die Zeit rollte ein neues Buch der Geschichte auf. In ihrem neuen Gange, majestätisch und einfach, will sie, daß auch ein neuer reiner Grabstichel die Annalen des wiedergebornen Frankreichs aufzeichne. Große Völker haben nur ihre eigenen Annalen. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit.“ So lauteten die Einleitungsworte der neuen Aera, die der Convent festsetzte. Man hielt es inzwischen

für ein schlimmes Omen, daß die neue Zeitrechnung im Herbst begann, um in immer tiefere Nacht des Winters hineinzuführen. Die zwölf Monate wurden beibehalten, aber anders benannt, nach den Jahreszeiten, die Herbstmonate vom October an gerechnet: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivose, Ventose, Pluviose; die Frühlingsmonate: Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate: Messidor, Thermidor, Fructidor. Jeder hatte nur 30 Tage, die fünf Schalttage hießen Sansculottides und waren dem Genie, der Arbeit, den schönen Handlungen, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung geweiht. Wochen gab es nicht mehr, statt ihrer Decaden von je 10 Tagen. Jeder Tag hatte wieder seinen besonderen Namen, wobei man die christlichen Heiligen beseitigte, den Cultus der Natur allein noch gelten ließ und insbesondere nach der Nützlichkeitstheorie auf die Naturgaben Rücksicht nahm, indem man die Tage mit den Namen der wichtigsten zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Küche ꝛc. gehörigen Dingen benannte. So hieß im Vendemiaire, mit dem der republikanische Kalender begann, der erste Tag raisin (Weintraube), vielleicht ironisch, um die Trunkenheit der Zeit zu bezeichnen, der zweite safran, der dritte Kastanie, der fünfte Pferd, der 11te Kartoffel, der 15te Esel, der 25te Ochse. Im Frimaire kam Honig und Wachs vor; im Nivose Granit, Marmor, Eisen, Blei; im Floreal Rose, Nachtigall, Hyacinthe, Baldrian und Senf; im Messidor Rosmarin, Absynth, Coriander, Lavendel und Tabak; im Fructidor die Pflaume, Nuß, Citrone ꝛc. Geht man diesen Kalender ein wenig genauer durch, so entdeckt man eine absichtliche und ruchlose Blasphemie. Der heiligste Tag der Christenheit, Christi Geburt, der 25. December, ist als der fünfte Nivose mit chien (Hund) bezeichnet; Mariä Verkündigung (25. März) als der fünfte Germinal mit poule (Henne); der Tag aller Heiligen (1. November) als 11ter Brumaire mit salsifis (Bocksbart) ꝛc. Dieses Kalenders haben sich die Franzosen offiziell bedient bis zum Jahre 1802.

Nur einen Tag vor der Decretirung des neuen Kalenders (2. October) bewilligte der Convent dem berühmten Philosophen Descartes die Ehre des Pantheons. Descartes war der erste Begründer der modernen, dem Christenthume direct entgegengesetzten Philosophie gewesen. Sechs Wochen später wurden auch Marats Reste unter großem Pomp in's Pantheon getragen, einem früheren Beschluß zum Trotz, nach welchem vor einem Jahrzehnt nach seinem Tode keiner in's Pantheon kommen sollte. Das waren die Heiligen des neuen Cultus der Republik. Aber noch war der christliche nicht ganz abgeschafft.

Die dem Christenthum feindselige Philosophie hatte in der Revolution triumphirt. Alle Priester, die den Civileid verweigerten, waren gemordet oder geächtet, alle geistlichen Gelübde aufgehoben. Die wenigen Gläubigen, welche in Paris noch Muth gehabt, sich in der Theatinerkirche unter einem unbeeidigten Priester zur Andacht zu versammeln (was im Jahre 1792 das Gesetz noch gestattete), waren doch damals schon beim Herausgehen aus der Kirche vom Pöbel überfallen und mißhandelt, eben so die Nonnen, die ihr Kloster nicht verlassen wollten, von eindringendem Weiberpöbel ausgepeitscht worden. Paris war überschwemmt mit atheistischen Schriften und Karikaturen auf die christlichen Heiligthümer. In den Zeitungen, in den öffentlichen Reden wiederhallte nur Hohn und Spott gegen die Religion. Eben so in den Provinzen. Viele Conventsdeputirte machten es sich zur Aufgabe, die Kirchen zu plündern und die Geistlichen damals noch zu verfolgen. Bei alledem aber bestand noch die Kirche zu Recht. Talleyrand weihte die constitutionellen Bischöfe ein; Pfarrer, welche sich dazu hergaben, den Eid zu leisten, traten an die Stelle der eidweigernden, die nur ihre Pfründen verloren. Als 1792 der Pariser Gemeinderath die Prozessionen verbot, widersetzte sich die Nationalgarde und begleitete eine Prozession in großem Pomp. Camille Desmoulins schrieb damals: „der Gemeinderath hat eine Thorheit begangen, die irdischen Könige sind reif zum Falle, aber der alte im Himmel

noch nicht." Indem aber die Revolution immer heißer wurde, die Frechheit hier, die Furcht dort wuchs, konnte sich auch die constitutionelle Kirche nicht halten. Ihre Priester waren Abtrünnige, die keinerlei Begeisterung erweckten, das ganze Institut eine Halbheit, verachtet von den Ungläubigen wie von den Gläubigen. Nach dem Tode des Königs rief Dupont: „wie? der Thron ist gestürzt und der Altar steht noch?" Bernard nannte die Taufe „eine Befleckung, gegen welche sich die armen Kinder nicht einmal wehren können." Der Pfarrer Parens schrieb: „ich war Priester, d. h. ein Charlatan." Man nannte die Evangelien „Sottisen, die dem menschlichen Geschlecht Jahrtausende lang in's Gesicht gesagt worden seyen." Man stahl den mit Juwelen bedeckten Reliquienkasten der h. Genoveva (Schutzpatronin von Paris) und spottete, daß sie kein Wunder gethan habe, ihn zu retten. Durch ein Decret des Convents wurde jetzt auch den vereidigten Priestern die Staatsbesoldung abgesprochen. Wer noch einen Priester brauche, hieß es, solle ihn selber bezahlen.

Nach dem Sturze der Gironde ging es schnell aus mit dem constitutionellen Rest der Kirche. Am 12. August erlaubte der Convent die Priesterehe; am 22. desselben Monats erschien eine Deputation von Lehrern vor dem Convent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung des „Gebets zu einem sogenannten Gott". Auch andere Deputationen verlangten die Abschaffung des christlichen Cultus und abtrünnige Priester schickten offene Briefe ein, worin sie dem Christenthum als einer Lüge entsagten und laut bedauerten, daß sie durch ihre Stellung so lange gezwungen gewesen seyen, das Volk zu belügen. Endlich am 7. November that die fanatisch antichristliche Partei der Cordeliers im Pariser Gemeinderath einen entscheidenden Schritt. Der zu allem dienende Maire Pache, der Gemeinderath Chaumette, mehr verrückt als böswillig, der über alle Begriffe niederträchtige, im gemeinsten Schmutz der Gedanken und Sprache sich wälzende Hebert, der eitle Buchdrucker Momoro, der freche Bourdon von der

Oise, der preußische Baron Cloots, s. g. Redner des Menschengeschlechts, der den Namen Anarcharsis angenommen hatte, traten mit Gobel, Erzbischof von Paris, und dessen gesammter Klerisei vor den Convent und erklärten, sie entsagten dem Christenthum. Gobel, früher Pfarrer in Pruntrut, war ein schwacher alter Thor, den man überredet hatte, diese elende Rolle zu spielen. Er setzte die rothe Mütze auf und warf Bischofsmütze, Stab und Ring von sich, indem er sagte, es gebe jetzt nur noch einen Cult, den der Freiheit und Gleichheit. Alle seine untergebenen Priester folgten seinem Beispiele, eben so die im Convent sitzenden Priester. Nur Gregoire nicht, der die Religionsfreiheit für sich in Anspruch nahm. Der Convent aber klatschte dem Erzbischof Beifall und der Präsident umarmte ihn feierlich. Der sonst kalte Abbé Siéyes gerieth bei diesem Anlaß außer sich vor Entzücken, segnete diesen Tag und erklärte die Abschaffung des Christenthums für „die größte Wohlthat der Republik". Im neuen Kalender erhielt dieser Tag den Namen „Tag der Vernunft".

Drei Tage später führte der Gemeinderath den Cultus der Vernunft ein. Chaumette zog abermals mit einem feierlichen Zuge in den Convent. Diesmal stellte er demselben „die Göttin der Natur" vor, die schöne Frau Momoro's. In weißem Kleide mit himmelblauem Mantel, auf den wallenden Locken die rothe Mütze und mit einer Pike in der Hand wurde sie von Männern getragen und von weißgekleideten Mädchen mit Kränzen und Fackeln begleitet. Chaumette entschleierte die Göttin und führte sie, als das Meisterstück der Natur, allein würdig, deren Gottheit darzustellen, dem Präsidenten zu, der sie küßte. Alles jauchzte Beifall und der Convent folgte der Göttin nach der ehrwürdigen Kirche Notre Dame, um die Gottheit der Natur im „Tempel der Vernunft" anzubeten und Hymnen zu singen. Robespierre war nicht dabei, sondern hatte sich unwillig aus dem Convent mit St. Just entfernt. — Seitdem wurde an jedem Decadentage statt des ehemaligen Sonntagsgottesdienstes der Cultus der Natur und Ver-

F. 11. November

nunft mit Schaustellung einer halbnackten Göttin, Beräucherung derselben und Absingung von patriotischen Hymnen begangen. Die Vernunftgöttinnen waren in der Regel schöne Freudenmädchen, man zwang aber auch ehrbare Jungfrauen zu dieser Rolle. Eine wunderschöne Buchbinderstochter, Mademoiselle Loiselet, die gewaltsam requirirt wurde, starb vor Scham. Cloots hätte übrigens lieber statt der Vernunft das Volk anbeten lassen, denn er erklärte im Convent (dessen Mitglied er war) das Volk für den einzigen Gott in der Welt (Peuple-Dieu).

Die meisten Sectionen der Pariser Gemeinde stimmten in den Wahnsinn ein und plünderten alle Kirchen. In der Kirche zu St. Roche forderte ein Schauspieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er existire, so solle er sich wehren. Am 21. November zog der Pöbel geschmückt mit den geistlichen Ornaten und dem Kirchengeräth in einem Spottaufzug mitten durch den Convent, unter unermeßlichem Jubel. In Bischofsmützen, mit dem goldgestickten Chorrock angethan, tanzten Weiber mit den die heiligen Kelche bacchantisch schwingenden Sansculotten die Carmagnole *) mitten im Convent. Der Sprecher dieses ruchlosen Zuges redete den Präsidenten an: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrthum und Blut ist vernichtet. Sie verschwindet von der Oberfläche der Erde. Muse der Geschichte, zerbrich deinen Griffel! bis jetzt hattest du nur Verbrechen zu beschreiben, von diesem Tage an wirst du nur Tugen-

*) Carmagnola ist ein Ort in Piemont, von wo arme Savojardenknaben nach Paris zu kommen pflegten, um Murmelthiere tanzen zu lassen und sich auf andere Art etwas Geld zu verdienen. Das nach ihrer Heimath genannte und von ihnen gesungene Lieblingslied war eine Verhöhnung der hingerichteten Königin und fing an: Madame Veto avoit promis. Der Schluß war: dansons la Carmagnole, vive le son du canon!

den schildern.“ Der Präsident antwortete mit wärmster Anerkennung und rühmte von den Parisern: „in einem Augenblicke macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrthums in's Nichts verschwinden.“ Aehnliches geschah fast überall in Frankreich. Zu Rheims zerbrach der Deputirte Ruhl das heil. Oelgefäß, aus dem seit Chlodwigs Zeit alle Könige gesalbt worden waren. Ein anderer, Dumont, ließ alle Kreuze vertilgen und Jeden verhaften, der noch auf christliche Weise den Sonntag feiern wollte. In Nantes wurden alle christlichen Bilder und Schriften auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Bis zum Jahresschluß erhielt der Convent aus allen Departements zahllose Zuschriften, in denen Behörden, Volk und Priester wetteifernd ihren Haß gegen das Christenthum, ihren Eifer, dasselbe auszurotten und ihre Begeisterung für den Cultus der Vernunft betheuerten. Die Mode hatte bei dem Leichtsinn, dem die Franzosen so gerne verfallen, und bei vielen, wohl bei den meisten auch die Furcht den größten Antheil an diesen Erscheinungen. Man mußte für sein Leben bangen, wenn man nicht mitmachte.

Frankreich hatte damals die Zerstörung einer Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke zu beklagen. Gregoire rettete mit vieler Mühe, was übrig blieb, indem er der Eitelkeit der Nation schmeichelte und die Aufbewahrung werthvoller Denkmäler in ein großes Museum vorschlug. Hebert war so weit gegangen, ein Niederreißen aller Thürme zu verlangen, weil jeder Thurm eine Protestation gegen die Gleichheit sey. Das sollte auf unsern herrlichen Münster in Straßburg angewandt werden, aber er widerstand durch seine Festigkeit und Größe. Die Jakobiner konnten nur seine unteren Zierden wegschlagen. Jedoch wurde aus dem Münster ein „Tempel der Vernunft“ gemacht und vor Marats Büste ein großes Feuer mitten in der Kirche angezündet, in welches Bischof Brendel selbst die Insignien seiner bischöflichen Würde warf, dessen Beispiel viele andere Geistlichen folgten.

Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf, es gab keine Taufe und keine Trauung mehr. Nur die Begräbnisse wurden noch feierlich, aber nicht mehr christlich begangen. Ueber die Kirchhöfe schrieb man „ewiger Schlaf“, weil es kein Auferstehen mehr geben sollte.

Viertes Buch.

Robespierres Sturz.

Weiter als bis zur Abschaffung Gottes konnte die Revolution nicht gehen. Als sie bei diesem Aeußersten angelangt war, mußte die Bewegung rückläufig werden.

Robespierre war ein Schwärmer für die Tugend, er hatte die Monarchie und Aristokratie weniger um der Freiheit, als um der Tugend willen bekämpft. Er hielt sie für Institute, die das Laster begünstigten. Die Republik, die er ihnen entgegensetzte, sollte ein Freistaat einfacher, sittlicher, reiner Bürger seyn. Er wollte nicht, daß sie, kaum gegründet, schon wieder die Beute lüderlicher und charakterloser Menschen würde. Er sah in denen, die keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Gerechtigkeit und keine Moral mehr anerkannten, die schlimmsten Feinde seiner Tugendrepublik und glaubte, oder machte glauben, sie seyen vom Ausland bezahlt, um die junge Freiheit zu schänden und dadurch zu untergraben. Zufällig gehörten zu Chaumettes und Heberts Partei wirklich auffallend viele Fremde, wie Cloots, Proli (ein natürlicher Sohn des österreichischen Ministers Kaunitz), der holländische Bankier Koch, ein jüdisch-deutscher Bankier Frey, der Däne Diedrichson, der Bankier Batz, die Spanier Guzmann und Pereyra. Robespierre empfand den tiefsten Eckel bei den irreligiösen Kundgebun-

gen dieser Partei, wagte aber die Religion noch nicht gleich zu vertheidigen, weil sich der Convent und das Volk allzu massenhaft bei der atheistischen Bewegung betheiligt hatten. Dagegen vertheidigte er die Moral, unabhängig von der Religion, mit großem Ernst. Er und seine näheren Freunde bewirkten schon am 5. September die Entfernung aller Freudenmädchen aus Paris, als einer Classe, deren Verderbniß vom alten Hofe stamme und die Bürgertugend nicht länger entweihen und gefährden dürfe. Ferner setzte er am 30. October durch, daß alle Weiberklubs geschlossen wurden, weil nur Männer sich mit Politik, die Weiber aber mit den häuslichen und Mutterpflichten zu beschäftigen hätten. Dies war sein erster indirecter Angriff gegen Hebert, der diese Weibergesellschaften durch die überaus freche Rosa Lacombe hatte organisiren lassen und dem sie überall Beifall zujauchzten und Anhänger warben. Hebert war ein Theaterbilletabnehmer gewesen und wegen Betrügereien in diesem niedrigen Amt fortgejagt worden. Immer hatte er sich in den tiefsten Regionen der Hauptstadt, unter den Damen der Halle und den feilen Dirnen bewegt und deren Sprache in die Presse, in den Gemeinderath, selbst in den Convent gebracht. Camille Desmoulins warnte vor ihm und sagte, er verhalte sich zu den guten Pariser Bürgern, wie ein Kloak zur Seine. Gleichwohl zahlte ihm der Kriegsminister Bouchotte 120,000 Fr. für sein Schmutzblatt (père Duchesne), um es überall zu verbreiten.

Die sittliche Partei, Robespierre und St. Just an der Spitze, bereitete einen Kampf auf Leben und Tod mit der unsittlichen vor, anfangs nur in ernstmahnenden Reden. Robespierre hielt am Tage nach der Verhöhnung des Kirchenschmuckes eine Rede im Jakobinerklub, worin er den irreligiösen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das nicht den Namen der Vernunft verdiene, sondern der größte Feind der Vernunft sey. Namenlosen Neulingen solle es nicht gelingen, die bewährten Patrioten zu Uebertreibungen zu verführen, die Würde der Nation und die Huldigungen, die sie der reinen Wahrheit bringen, durch Possenspiele zu entweihen und die

Schelle der Narrheit an das Scepter der Philosophie zu hängen. „Es gibt Leute, die unter der Maske, als zerstörten sie den Aberglauben, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollen. Aber der Atheismus war Sache der verderbten Aristokratie, während die Idee eines höchsten Wesens, welches über die Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen straft, Sache des Volkes ist. Das Volk, die Armen werden mir beistimmen. Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden."

Bald darauf setzte Robespierre eine merkwürdige Maaßregel durch, eine sittliche und politische Reinigung des Jakobinerklubs. Sie begann den 29. November und dauerte bis ins neue Jahr. Die Häupter des Convents wie des Gemeinderaths gehörten dem Klub an; man kann daraus ermessen, wie wichtig die öffentliche Beichte und Absolution oder Verdammung so vieler bedeutender Männer war, denn jeder mußte seinen reinen Patriotismus nachweisen und sich die strenge Kritik der Gesellschaft und vor allen Robespierres gefallen lassen, der bei dieser Revue der unbescholtenste war und dem man die Rolle des Beichtvaters stillschweigend zugestand. Sein Ansehen wuchs noch mehr durch die Schonung, die er vielen angedeihen ließ, indem er selbst ihre Entschuldigung übernahm. Mit überlegener Klugheit begnügte er sich, den Credit derer, die er später verderben wollte, einstweilen nur zu erschüttern. So behandelte er namentlich Danton und Camille Desmoulins. Danton war vor kurzem wieder zurückgekehrt, von seinen beunruhigten Freunden gerufen. Er war nicht vorwurfsfrei. Seine Verbindungen mit Orleans und Dumouriez waren nicht vergessen, sein Reichthum, seine Ueppigkeit und Trägheit beleidigte die ärmeren Sansculotten. Aber Robespierre selbst nahm ihn in Schutz und gab ihm den Bruderkuß. Desmoulins gab im Gegensatz gegen die neuen von Hebert gelenkten Cordeliers, die ihn aus dem Klub ausgestoßen hatten, ein Journal, le vieux Cordelier, heraus, worin er überaus geistreich und kühn die Unholde angriff, die der Abgrund der Revolution ausgespieen hatte, aber auch das

Schreckenssystem des Convents tadelte, die vielen unschuldigen Opfer bedauerte, vor dem Meer von Blut, das vergossen wurde, zurückschauderte und zur Milde mahnte. Das brachte ihn in den Verdacht eines Reactionärs. Aber auch ihn beschützte Robespierre, der nur gegen die Hebertisten streng verfuhr und zunächst Cloots*) als Ausländer angriff, indem er ausrief: „kann ein deutscher Baron mit 100,000 Livres Renten, der bei den reichen Bankiers speist, ein guter Demokrat seyn? kann ein Mann, der uns unaufhörlich zur Befreiung des ganzen Menschengeschlechts antreibt und in gefährliche Kriege verwickelt, es wohl meinen mit Frankreich?“ Robespierre äußerte sich auch bei andern Anlässen immer unzufrieden mit dem Kriege, weil er von den Generalen entweder Verrath oder Militärdictatur fürchtete und jeden für einen künftigen Monk oder Cromwell hielt, der die Republik im Innern vernichten werde, wenn sie nicht durch die Heere des Auslands überwältigt werden könne.

Die **Hebertisten** wurden besorgt und sannen auf Widerstand. Sie waren nicht unmächtig. Sie herrschten im Gemeinde-

---

*) Cloots, der eine Zeitlang im Jakobinerklub präsidirte und Conventsmitglied geworden war, betrieb vornehmlich den Krieg gegen alle Könige und prahlte dabei mit seinem Gelde, indem er einen Preis auf den Kopf seines ehemaligen Landesherrn, des Königs von Preußen, setzte. Er nannte sich den Redner des Menschengeschlechts und verlangte, der Franzose sollte seinen nationalen Namen ablegen und sich Universel nennen, weil von nun an alle Völker in der einen, gleichen und untheilbaren Menschheit verschwinden müßten. Diese Menschheit als das Urvolk galt ihm zugleich als Gott. Er sagte im Convent: ich kämpfte mein Leben lang gegen die Herren der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, das ist die Natur, und nur einen Herrn, das ist das Menschengeschlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk. Je le répète, le genre humain est Dieu, le Peuple-Dieu. Moniteur 1793, Nr. 120. Er pflegte sich zu unterschreiben: persönlicher Feind des Jesus von Nazareth.

rath, der bisher in allen Krisen obgesiegt und den Convent eingeschüchtert hatte. Sie waren die Schwächeren im Jakobinerklub, übten aber durch den Klub der Cordeliers den größten Einfluß auf die Sectionen und den Pöbel. Hebert machte bei den Cordeliers am 12. Febr. Robespierre als einen „schwülstigen Redner" lächerlich. Die Hebertisten hatten eine bewaffnete Macht in der vom kecken Ronsin befehligten Revolutionsarmee, den sogenannten Epaulettiers, die mit ihren Schleppsäbeln großen Lärm in Paris machten und sich als Eisenfresser gebärdeten. Ihnen hingen auch alle die Vollziehungsbeamten an, die sich bei den Confiscationen bereichert hatten, vor allen der einflußreiche Vincent im Kriegsministerium. Ihre Hauptstütze aber war Collot d'Herbois, der von Lyon zurückkehrend das äußerste Schreckenssystem vertheidigte. Robespierre hielt an sich, um die Hebertisten durch die Dantonisten und umgekehrt, eine Partei durch die andre sich selber stürzen zu lassen. Dantons Freunde begannen die Anklage gegen die Hebertisten, Philippeaux erhob sich gegen Rossignol, Fabre d'Eglantine gegen Ronsin und Vincent, deren unmenschliche Grausamkeit, Räuberei und Veruntreuung die Republik schänden. Collot aber rettete sie und Robespierre, indem er den Hebertisten nur seine Verachtung ausdrückte, benutzte deren Wuth gegen die Dantonisten, um auch diese zu verdächtigen. Die Ueberspannten (Hebertisten) sind nicht gefährlicher, wie die Gemäßigten (Dantonisten), deutete er damals schon an. Jene wollen durch Uebertreibungen die Freiheit verächtlich machen, diese wollen durch Mitleid zur Contrerevolution und Monarchie zurückführen, beide aber, meinte Robespierre, sind von Pitt bestochen. Die Hebertisten verwarf er im Namen der Tugend, weil sie die Republik durch Habgier, Sittenlosigkeit und Atheismus entweihten, die Dantonisten verwarf er im Namen des Schreckens, weil sie die Republik durch Mitleid entnerven wollten. Collot zog sich sofort von den Hebertisten zurück und entging dadurch Robespierres Streichen.

Die Hebertisten aber, als die zunächst bedrohten, blieben nicht

passiv, sondern rüsteten sich und bereiteten eine Insurrection vor. Man kannte die eigentlichen Verabredungen nicht, doch verbreitete sich das Gerücht, man wolle die Constitution ändern und alle Gewalt zwei Männern anvertrauen, einem Großrichter, wozu Pache auserseben war, und einem Obergeneral, der wohl Ronsin seyn sollte. Heberts Blatt spie Feuer; die Ausrufer, die es täglich durch die Straßen trugen, schrieen „Pere Duchesne ist teuflisch zornig." Inzwischen stellten sich die Verschwornen durch ihre Drohungen nur blos und hatten keine Energie, sie auszuführen. Der Wohlfahrtsausschuß kam ihnen zuvor und war so klug, nicht alle ihre Häupter auf einmal zu fassen. Er ließ nur die Verworfensten der Partei, Hebert, Vincent, Ronsin, Maillard, Momoro, Cloots und einige ähnliche verhaften. Wegen dieser schlechten Gesellen wagte der Gemeinderath, dessen Häupter Pache und Chaumette ungekränkt blieben, keinen Aufstand gegen den Convent. Auch die Epaulettiers verriethen, daß sie nur Prahler seyen und thaten nichts, ihren gefangenen Chef zu retten. Die Verurtheilten wurden am 24. März 1794 guillotinirt. Ronsin und Cloots starben muthig. Cloots hatte keine Sorge, als es könne einer seiner Gefährten aus Angst vor dem Tode noch fromm werden und an einen Gott glauben. Ihnen das auszureden, war er bis unter die Guillotine eifrig beschäftigt. Hebert aber zeigte auf dem Henkerkarren die feigste Todesangst und war außer sich, daher ihm der Pöbel höhnisch zurief: „Pere Duchesne ist teuflisch zornig." Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, der Klub der Cordeliers verlassen.

Aus der moralischen Reinigung durch die strenge Beichte im Klub war somit eine blutige Reinigung durch die Guillotine geworden, und der erste Erfolg ermunterte Robespierre fortzufahren. Der schmutzige Kapuziner Chabot hatte die Tochter des Bankier Frei geheirathet und mit Bazire, Fabre d'Eglantine (dem Freunde Dantons), Julien (einem protestantischen Geistlichen, der dem Christenthum eben so feierlich abgeschworen hatte, wie Gobel) den Bankiers Batz und Frei, Diedrichsen, Delaunay, dem Abbé d'Espag-

nac, der ein diebischer Armeelieferant geworden war, in den Vermögensangelegenheiten der ostindischen Compagnie einen großen Betrug im Complott gemacht und bedeutende Summen gestohlen. Sie alle wurden verhaftet. Diese Gelegenheit aber ersah Robespierre, um auch seinen mächtigsten Nebenbuhler, Danton, verhaften zu lassen. Nichts war geeigneter, auf diesen großen Mann ein ungünstiges Licht zu werfen, als seine Zusammenstellung mit dem verächtlichen Chabot. Es galt einmal die amtlichen Diebe der Republik zu züchtigen, und der nächste Freund Dantons war dabei betheiligt, Fabre. Von einem andern seiner Freunde und Collegen Lacroix, der mit ihm verhaftet war, wußte man, wie viel er in Belgien gestohlen habe. Danton selbst aber stand in dringendem Verdacht, seine Hände nicht immer rein gehalten zu haben. Zu sehr auf die nicht mehr vorhandene Volksgunst pochend hatte er alle Mahnungen zur Flucht von sich gewiesen und die stolze Antwort gegeben: „kann ich mein Vaterland an den Fußsohlen mit mir nehmen?“ Man warnte ihn noch am letzten Tage. „Sie wagen es nicht,“ rief er, und am andern Morgen saß er im Kerker. Er gerieth in ungeheuern Zorn, daß man ihn, die erste Größe der Revolution, mit dem elenden Chabot zusammenstelle. Allein alles Protestiren half ihm nichts. Unter dem Vorwand, das Revolutionstribunal sey hinlänglich unterrichtet, schnitt man ihm alles weitere Reden ab. In seinen Sturz wurde der arme Camille Desmoulins mit hineingezogen. Derselbe hatte nämlich in seinem alten Cordelier das damalige Schreckenssystem mit dem unter Tiberius und Nero verglichen, die Schilderungen des Tacitus auf die Gegenwart angewandt und dringend einen Gnadenausschuß verlangt. Das nahm Robespierre sehr übel, der die Guillotine noch brauchte, um die unsittliche und irreligiöse Partei auszurotten, daher auch ein milderes Verfahren jetzt noch nicht beginnen konnte. Gleichwohl wollte er den jungen Schriftsteller schonen, rieth ihm von dieser Art, die Feder zu führen, ab und drohte ihm mit Verbrennung seiner Schriften. Da erwiderte Desmoulins un-

klug „verbrennen ist nicht widerlegen.“ Noch mehr aber schadete er sich durch die Verspottung der von Robespierre beständig in Aussicht gestellten Tugendrepublik. Er verglich dieselbe mit dem Zustande der alten Gallier, zu dem man also zurückkehren wolle. Wo bliebe da die Bildung der Neuzeit? wo die Fortschritte der Civilisation, der Industrie? Wie würde das stolze, reiche England sich freuen, wenn die Franzosen in die barbarische Tugend zurückfielen (die nur ein Paar Familien gestattete, da den Pflug zu führen, wo früher, wie in Lyon, die blühendste Industrie hunderttausend Familien ernährte!) wie würde dasselbe England sich aber bekümmern, wenn es hieße, Frankreich sey reicher, seine Gewerbe blühender, sein Handel ausgebreiteter als der englische! Man konnte Robespierre nicht tiefer im Innern verletzen, als mit dieser Sprache. Desmoulins war verloren, wie Danton. Er hatte eine junge schöne Frau, die er aufs zärtlichste liebte. Er konnte sich kaum darein finden, gefangen zu sitzen, als der erste Redner der Freiheit! St. Just war auf ihn nicht weniger grimmig, denn Desmoulins hatte von ihm gesagt, er trage sein Haupt ja so feierlich wie eine Monstranz. Und ich, erwiderte St. Just, will machen, daß er das seinige wie der heil. Dionysius trägt (abgeschlagen unter dem Arm). Durch St. Just wurde auch Herault de Sechelles den Verhafteten beigesellt. Herault hatte ihn in einem Zank herausgefordert, jener aber das Duell abgelehnt. Robespierre that seinem jungen Freunde den Gefallen, den ihm ohnehin verhaßten Edelmann zu stürzen. Ihnen wurden noch Philippeaux und Westermann zugesellt. Alle diese wurden gemeinsam zum Richtplatz geführt. Danton sagte noch: „ich bitte Gott und die Menschheit um Verzeihung. Frankreich ist ein unermeßlicher Schlamm. O wer ein armer namenloser Mensch wäre!“ Er sagte übrigens voraus, er werde Robespierre nachziehen. Sein Ruhm tröstete ihn: „meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte.“ Camille Desmoulins war vor Gericht noch so frivol, daß er sagen konnte „ich bin so alt wie der gute Sansculotte Je-

sus, ein für Revolutionäre gefährliches Alter." Auf dem letzten Gange aber war er tief traurig. Danton starb mit stolzem Muth und beugte sich keinen Augenblick vor dem Schicksal. Er wollte Herault noch einmal umarmen; als die Henker es hinderten, rief er: laß es gut seyn, unsere Köpfe werden sich im Sacke küssen. Robespierre soll aus der Ferne ausnahmsweise diesen Hinrichtungen zugesehen und sich vor Vergnügen die Hände gerieben haben, denn nur Danton allein war ihm gewachsen gewesen, von nun an durfte er sich als Herrn der Republik ansehen. Dieser Todestag der Dantonisten und Chabotisten war der 5. April.

Mittlerweile waren auch Chaumette, Gobel und Consorten vor Gericht gezogen worden. Ihre Köpfe fielen mit denen der unglücklichen Wittwen Desmoulins und Heberts (einer ehemaligen Nonne) am 13. April. Pache wurde als unbedeutend geschont.

Ein Versuch des Fleischers Legendre, im Convent wegen der Hinrichtung Dantons Rechenschaft zu fordern, mißlang gänzlich. Robespierre schüchterte ihn dergestalt ein, daß er eine feige Abbitte that. Niemand wagte, Robespierre anzutasten, der von nun an eben so unumschränkt im Convent wie im Klub der Jakobiner gebot und nun wirklich glaubte, die Zeit sey gekommen, in der sich sein politisches Ideal verwirklichen sollte. Er hielt damals viele und lange Reden, in denen er die gehorsam horchenden Conventsmitglieder wie ein Weiser seine Schüler anredete, obgleich er selbst nur als Schüler Rousseaus sprach. Freiheit und Gleichheit waren darin nicht mehr die Stichwörter, an ihre Stelle trat vielmehr Tugend und Schrecken. Die Tugend charakterisirte er als Bescheidenheit und Rechtlichkeit und den Schrecken als das nothwendige Mittel, alle die auszurotten, die unbescheiden nach einer Auszeichnung vor den übrigen einfachen Bürgern durch Talent, Reichthum, Ruhm ꝛc. strebten oder die unredlich am Eigenthum der Nation sich vergriffen und Sittenlosigkeit und Ueppigkeit des alten Hofes in der Republik fortsetzen wollten. Als Legendre Danton beklagte, sagte Robespierre: „Es liegt nichts an den Eitelkeiten, die man

aufs Schaffot bringt. Ihr Beispiel dient nur, daß andere Bescheidenheit lernen. Es soll keinen Einzelruhm geben. Es ist genug, wenn der Nation auf lange Dauer hin eine glanzlose Rechtschaffenheit gesichert bleibt.“ Dieselbe Sprache führte St. Just, der aber oft abwesend war, um die Generale im Felde zu überwachen, während Robespierre durch das ihm ganz ergebene Revolutionstribunal (Präsident Hermann, Ankläger Fouquier Thinville) die Hinrichtungen im Innern systematisch fortsetzte. „Man wirft euch vor, ihr wäret unmenschlich, sagte St. Just am 26. Februar im Convent. Aber wie wenige an Zahl sind die Verbrecher, die ihr strafet, im Vergleich mit den 4 Millionen, die in den sämmtlichen Kerkern Europas seufzen und deren Angstgeschrei ihr nicht hört, weil die Könige sie zu verheimlichen wissen. Wir sind noch mäßig im Vergleich mit der Tyrannei der Monarchie, die seit dreißig Generationen in Blut schwamm. Gebt euch keiner schwachherzigen Täuschung hin, sie würde euch verderben. In der Republik ist das Mitleid Verrath.“

Alle Gewalt lag im Wohlfahrtsausschuß, in welchem Robespierre mit seinen intimen Freunden Couthon und St. Just vorherrschte, die übrigen sich ihm anschmiegten, wie Barrère, oder an Terrorismus mit ihm wetteiferten, wie Collot d'Herbois, Billaud Varennes, Vadier, oder sich vom Parteiwesen abwandten um ein specielles Amt zu versehen, wie Carnot, der das Kriegswesen leitete. Der Sicherheitsausschuß konnte neben dem Wohlfahrtsausschuß nicht aufkommen, unter seinen Mitgliedern reifte aber allmählich der Neid gegen Robespierre.

In demselben Frühjahre 1794 begab sich der junge Kaiser Franz II. selbst in Coburgs Lager und führte ihm Verstärkungen zu, um den Krieg nach einem von Mack entworfenen Plane mit mehr Nachdruck zu erneuern. Auch die Engländer, Hannoveraner und Holländer unter York waren wieder auf dem Platz und die Preußen, diesmal unter dem Feldmarschall von Möllendorf, sollten vom Mittelrhein her die Alliirten unterstützen. Eine ungeheure

Macht war aufgeboten, aber nicht einig. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte seinen Abschied gesucht und dem König von Preußen am 6. Jan. 1794 einen merkwürdigen Brief geschrieben, worin er sagt: so lange die alliirten Mächte jede für sich etwas anderes will, der andern mißtraut, nur Opfer von ihr verlangt und selber keine bringen will, werden alle zusammen nicht im Stande seyn, eine in der höchsten Begeisterung entflammte und einige Nation, wie die französische, zu besiegen. Friedrich Wilhelm II., der sich immer noch am Rhein aufhielt, war äußerst übel gelaunt. Nur mit großer Mühe waren die Reichskreise in der Nähe dahin gebracht worden, die preußische Armee zu verpflegen, die ihnen doch den einzigen Schutz gewährte, ohne den sie den räuberischen Heeren des Convents hätten erliegen müssen. England, welches damals voll Hoffnung war, bewilligte Preußen 1,200,000 Pfund Sterling Subsidien, wofür es 62,000 Mann gegen Frankreich stellen und namentlich die englische Armee in den Niederlanden unterstützen sollte (weil England, wenn nicht Dünkirchen erobern, wenigstens Antwerpen und Holland nicht in französische Gewalt wollte fallen lassen), am 19. April. Allein Preußen erklärte, es schütze die Niederlande besser, wenn es am Mittelrhein bleibe und ein französisches Heer hier fessele. Die Hauptsorge des Königs von Preußen war aber, seine Truppen zu schonen, weil er hinter heillose Intriguen kam.

Da diese Intriguen den Knotenpunkt der Zeitgeschichte bilden, müssen wir sie hier näher erörtern. Kaiser Franz II. hatte sich von der alten Kaiserin Katharina II. die künftige Erwerbung Bayerns zusichern lassen, wogegen er zu ihren Absichten auf Polen die Augen zudrücken wollte. Nun erfuhr er aber, Rußland habe sich hinter seinem Rücken mit Preußen über eine zweite Theilung Polens verständigt, und zugleich protestirte England auf's bestimmteste gegen den bayrischen Plan. Im höchsten Aerger darüber entließ nun Franz seine bisherigen unfähigen Räthe, Spielmann und Cobenzl, die ihn gleichsam zwischen zwei Stühle gesetzt hatten, und

machte Thugut zum ersten Minister. Dieser Fischersohn und Waisenknabe war von Maria Theresia emporgehoben worden, jetzt ein schon alter, kleiner und häßlicher Mann, mit dem Satyrgesicht, welches den herz- und gewissenlosen Intriganten in jeder Miene verrieth. Deutschlands böser Genius machte ihn damals zum Minister, um jede Vereinigung der beiden deutschen Großmächte unmöglich zu machen. Alte Verbindungen mit Rußland pflegend empfahl er seinem jungen Kaiser die Politik Josephs, d. h. ein Bündniß mit Rußland gegen Preußen und gegen die Türkei. Katharina hatte bereits wieder die Umtriebe französischer Agenten in Constantinopel zum Vorwand genommen, um die Türkei mit einem neuen Eroberungskriege zu bedrohen und durfte hoffen, denselben glücklich zu führen, wenn die übrigen Großmächte alle im Westen mit der Bekämpfung der französischen Revolution beschäftigt wären. Thugut rieth nun, Oesterreich solle den Krieg gegen Frankreich nur noch anstandshalber, aber ohne Nachdruck fortführen und sich dagegen mit Rußland zu einer dritten Theilung Polens und zu einem Angriff auf die Türkei vereinbaren. Dort sey mehr zu gewinnen, als am Rhein und an der Maas. Auf diesen Gedanken ging nun wirklich Franz II. ein, und sah dem Kriege in den Niederlanden nur noch theilnahmlos zu, während seine Gedanken im Osten waren. Doch blieb er noch bei der Armee, um den König von Preußen über seine Absichten zu täuschen. Zu demselben Zweck betrieb Thugut beim König von Preußen mit einem erkünstelten Eifer, den alten josephinischen Plan, Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, und suchte Preußens Zustimmung dafür zu gewinnen, während er gleichzeitig in London versicherte, dieser Plan sey längst aufgegeben. Von London aus aber erfuhr Friedrich Wilhelm II. wie Thugut ihn belog, und sein Gesandter in Warschau, Buchholz, meldete ihm zugleich, daß Rußland den Gewinn Preußens bei der zweiten polnischen Theilung in Frage stelle und die Polen gegen Preußen aufhetze. Das war dem König doch zu viel, und vergessend, was er England versprochen hatte, eilte er nach Berlin

und ließ nur Möllendorf mit der Weisung zurück, nichts Entscheidendes mehr zu wagen. — Was die Engländer selbst betrifft, so wollten auch sie sich schonen und die Oesterreicher und Preußen in die Gefahr voranschicken. Sofern nun die drei coalisirten Großmächte, jede für sich, entschlossen waren, den Krieg gegen Frankreich nur der andern zu überlassen, so war die Coalition thatsächlich aufgelöst. Die Erscheinung des jungen deutschen Kaisers im Lager wirkte nicht belebend und begeisternd auf die Truppen, sondern tödtlich lähmend. Wie er denn auch persönlich alles Heroischen baar ein kleiner, leibarmer und trockener Mann war. In dem ungeheuern Heer der Alliirten in den Niederlanden traute keiner mehr dem andern. Auch die Holländer unter dem Prinzen von Oranien sonderten sich von den Engländern ab. Eben so zurückgesetzt sah sich Sardinien, welches vergebens auf österreichische Hülfe wartete, um gegen Lyon vorzugehen. Daher Pitt damals in seinem Unmuth ausrief: „die Oesterreicher sind immer um ein Jahr, um eine Armee und um eine Idee zurück.“ Er vergaß nur, was die Engländer selbst daran verschuldeten. Die gesammte Coalition sündigte.

York schonte seine Engländer auf dem rechten Flügel und überließ den Oesterreichern die Ehre und Gefahr der Entscheidung. Diese kämpften auch mit der unerschrockensten Ausdauer gegen die Wuth der französischen Nordarmee, die unter Pichegru's Oberleitung die äußersten Anstrengungen machte, um den Sieg des vorigen Jahres festzuhalten. Clerfait bildete mit dem österreichischen Armeetheil die Vorhut Yorks, wurde aber von diesem nicht unterstützt und unterlag, als er Menin entsetzen wollte, den Angriffen Moreau's und Souhams, 29. April. Menin konnte sich nicht halten. Der hannöversche Commandant von Hammerstein, dessen Adjutant der nachmals berühmte Scharnhorst war, wollte die vielen Emigranten retten, die in der Stadt waren, und zog mit der ganzen Besatzung in dunkler Nacht glücklich aus und davon. Coburg belagerte Landrecies, die Franzosen wollten es ent-

setzen, wurden aber am 26. April zurückgeschlagen, wobei der nachmals berühmte Schwarzenberg sich durch den kühnsten Cavallerieangriff auszeichnete. Landrecies fiel. Aber Pichegru wandte sich nun mit Uebermacht gegen Clerfait und York, schlug jenen am 10. und 11. Mai bei Courtray und diesen am 18. bei Tourcoing, wo die Engländer 65 Kanonen verloren, und eroberte Ypern. Würde Kaiser Franz Clerfait durch den Erzherzog Karl unterstützt haben, wie sehr gewünscht wurde, so hätten die Engländer siegen können. Aber der Kaiser gönnte den Engländern keinen Sieg mehr und wollte seine Leute schonen. Er selbst verließ das Lager schon am 9. Juni, um nach Wien zurückzukehren, sein Augenmerk auf Polen zu richten und Preußens Plane hier zu durchkreuzen. So mußte alles schlecht gehen. Gegen Coburg rückte Jourdan mit der Moselarmee heran und kämpfte mit ihm an der Sambre einen langen höchst erbitterten Kampf in fast täglich wiederholten Gefechten von Ende Mai an. Viermal wurden die Franzosen über die Sambre zurückgeworfen, aber angefeuert durch den Conventsdeputirten St. Just, der immer voran war, griffen sie unermüdet wieder an, verstärkt durch einen Theil der Nordarmee, bis Jourdan am 26. Juni bei Fleurus einen entscheidenden Sieg über Coburg erfocht. Diese Schlacht war durch den großen Luftballon merkwürdig, den die Franzosen aufsteigen ließen und von dem aus sie die Stellung der Oesterreicher erforschten. Nun mußte Coburg sich zurückziehen und viele feste Plätze nach einander aufgeben. Die Franzosen schienen zu wissen, was Thuguts Plan war, weßhalb sie die Oesterreicher schonten. Ein Conventsbeschluß befahl, nur alle Engländer, Hannoveraner und Emigrirte ohne Pardon zu erschießen, welches Loos zuerst die Besatzung von Charleroi traf. In Nieuport wurden dagegen nur die Emigranten ermordet, die Engländer aber geschont, was Robespierre übel nahm: „was sind 6000 Menschen, rief er aus, gegen ein Princip!“ Der Franzose war aber damals schon Soldat geworden und zog im Lager mehr und mehr den Jakobiner aus. Die Soldaten

weigerten sich, die Gefangenen zu erschießen. Jourdan verfolgte die Oesterreicher, schlug sie noch einmal bei Aldenhoven (2. Oct.) und vertrieb sie ganz über den Rhein. Die Preußen am Mittelrhein griffen die Weißenburger Linien wieder an, zweimal (im Mai und Juli) auch mit Glück, aber ohne Nachdruck. Das glänzendste Gefecht bestand damals der Reiteroberst Blücher zwischen Kirweiler und Edesheim, wo er durch einen kühnen Angriff dem französischen General Desaix 2 Fahnen, 6 Kanonen und 400 Gefangene abnahm, worauf er zum General ernannt wurde. Moreau kam herbei und nahm Trier. Auch Jourdan kam und drängte die Preußen ohne bedeutenden Kampf ganz über den Rhein zurück. Blücher allein zeichnete sich hier wieder durch glänzende und siegreiche Angriffe bei Kaiserslautern aus (18. bis 20. Sept.). Dagegen ergab sich die Feste Rheinfels feig und auf dem ganzen linken Rheinufer blieben nur noch Luxemburg und Mainz in der Gewalt der Coalition.

Damals gerieth auch Coblenz in die Hände der Franzosen. Hier hatte Artois mit der Mehrheit des emigrirten französischen Adels unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, Hof gehalten und hier hatte Condé sein royalistisches Heer gebildet. Allein obgleich sich diese Partei den pomphaften Namen des „auswärtigen Frankreich" gegeben hatte, so war sie doch sehr in Mißcredit gekommen. Artois Unverschämtheit wurde denen unerträglich, die ihm helfen wollten. Seine Lüderlichkeit und Verschwendung war in Coblenz so arg, wie früher in Paris, die Kosten aber mußte der gute alte Kurfürst zahlen. Dieses Treiben der Emigrirten schadete ihrer Sache außerordentlich. Ganz Deutschland ärgerte sich über die scandalöse Aufführung des Prinzen. Dazu kam noch, daß er die ganze Ausschließlichkeit des alten Hofes beibehielt und anstatt die verbannten Constitutionellen in sein Interesse zu ziehen, dieselben perhorrescirte und nur Altadelige und strenge Royalisten um sich duldete. Er war übrigens schon vor der Ankunft der republikanischen Heere aus Coblenz ausge-

wiesen worden, und da ihm nicht überall gleiche Großmuth und Geldspenden zu Theil wurden, wie hier, so wurde er in der langen Dauer seiner Verbannung mehr und mehr gedemüthigt.

Auch in Savoyen machten die Franzosen Fortschritte, wobei Bonaparte und Massena besonderen Eifer zeigten. Da sie aber Truppen an die Rheinarmee abgeben mußten, waren sie an größeren Unternehmungen gehindert. In den Pyrenäen siegten die Franzosen nach Ricardos Tode und drangen in Catalonien ein. Ihr tapferer General Dugommier fiel, indem er siegte. — Auch zur See erwarben die neuen Republikaner sich Ruhm, obgleich die Flotte mit allerlei Gesindel bemannt war, das nie vorher den Duft des Meeres geathmet. Zweihundert Kornschiffe wurden aus Nordamerika erwartet. Die Brester Kriegsflotte unter Admiral Villaret-Joyeuse fuhr ihnen entgegen, um sie gegen die Engländer zu schützen. Auf der Höhe von Quessant begegnete sie der englischen Flotte unter Admiral Howe und verlor in einer heißen Seeschlacht sieben Schiffe. Darunter befand sich der vengeur, dessen Mannschaft unter dem lauten Rufe vive la république! mit dem Schiffe untersank (1. Juni). Aber auch die Engländer erlitten beträchtlichen Verlust und die Kornschiffe fuhren über das mit Trümmern der Schlacht bedeckte Meer ruhig in Brest ein.

Die Siege der Republik an den Grenzen und ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, welches der Noth abhalf, entsprachen denen, die nun endlich in Ruhe die neue Freiheit genießen wollten. Die heitere und segensreiche Sonne dieses Jahrs forderte unwiderstehlich zur Fröhlichkeit auf und besiegte sogar die Todesangst, denn der arme Condorcet war durch einen Sonnenstrahl aus seinem finstern Versteck hervorgelockt worden. Zu diesen lustigen Sommertagen, zu diesen vollen Aerndtewagen schien das Blutgericht, das Todesächzen, der schauerliche Leichengeruch nicht mehr zu passen. Aber die schreckliche Arbeit der Guillotine war nicht im Ab-, sondern im Zunehmen. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 wurden in Paris allein 1269 Menschen guillotinirt und zwar fast alle

den höheren Ständen angehörig. Diese Metzeleien hörten nun keineswegs auf, sondern verdoppelten und verdreifachten sich. Im Wohlfahrtsausschuß war man über nichts einiger, als über die Anwendung des Mordbeils. Was sind 6000 Menschen gegen ein Princip, sagte Robespierre. Der Körper muß, um gesund zu bleiben, die bösen Säfte ausschwitzen, sagte Collot. Man muß mehr rothe Farbe brauchen, sagte der Maler David. Nur die Todten kehren nicht wieder, sagte Barrère.

Ein schwacher Hoffnungsstrahl fiel in die überfüllten Kerker, als St. Just, immer der Vorläufer Robespierre's, eine Rede hielt über das Glück, das die Republik in Zukunft erwarte, wenn die Gefahren und Leiden überstanden seyn würden. Die Revolution, bemerkte er, sey nur der Uebergang vom Bösen zum Guten. Ein Freistaat könne nicht ohne Schmerzen gegründet werden. Er gehe aus Stürmen hervor, wie die Welt aus dem Chaos und wie ein Kind weinend zur Welt kommt. Der ungeheure Beifall, mit dem diese Rede im Convent bedeckt wurde, hätte Robespierre aufmerksam machen sollen, wie tief und allgemein man nach einer milderen Regierung sich sehnte. Robespierre selbst gab der Hoffnung noch weiter Raum, als er die Herstellung des Gottesdienstes verlangte (7. Mai). „Bürger, sprach er, wenn die Völker im Glücke sind, müssen sie sich sammeln, um beim Schweigen der Leidenschaften die Stimme der Weisheit zu hören." In diesem Orakelton durfte er den Convent anreden, so sehr hatte er sich denselben schon unterwürfig gemacht. Er bewies nun mit großer Ausführlichkeit, daß der Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, mithin auch an einen Gott, von den größten Weisen und Helden des Alterthums (Sokrates, Cicero, Leonidas, Cato ꝛc.), wie von dem reinsten Philosophen der Neuzeit (Rousseau) getheilt worden sey. Müsse man nun auch, womit er sich ganz einverstanden erklärte, das christliche Priesterthum verwerfen, so bleibe doch die Gottesverehrung im Allgemeinen als unerläßliche Pflicht guter und weiser Bürger übrig. Er schlug daher zwei Artikel vor: 1) das französische Volk erkennt

das Daseyn eines höchsten Wesens (être suprême) und die Unsterblichkeit der Seele an; 2) es erkennt den Cultus des höchsten Wesens in der Uebung der Menschenpflichten. Der Convent stimmte zu. Der Hinblick auf Gott schien die Gnade vorzubereiten. Aber Robespierre wollte noch keine Gnade, er sah die Republik noch viel zu sehr mit „schlechten Menschen" angefüllt, die alle erst ausgerottet werden müßten. Denen, die sich über die Siege und über die Fruchtbarkeit freuten, sagte er in bitterem Tone, „nicht Siege, nicht Eroberungen, nicht das Glück begründen einen Freistaat und sichern seine Dauer, das vermag die öffentliche Tugend allein. Solange noch Schurken Schutz genießen und die Sittlichkeit offen verletzt wird, ist er noch nicht begründet. Alles kommt darauf an, die politische Welt zu identificiren mit der moralischen."

Nur drei Tage nach der religiösen Rede Robespierre's, am 10. Mai fiel das unschuldige Haupt der Prinzessin Elisabeth auf dem Block. Man glaubte, die Gegner Robespierre's hätten dieses Opfer verlangt, um ihn auf die Probe zu stellen und der Mäßigung und Contrerevolution zu verdächtigen, wenn er sich geweigert hätte, den Blutbefehl zu geben. Allein es ist viel wahrscheinlicher und seinem Charakter wie der damaligen Sachlage gemäßer, daß er auf jene Prinzessin keinen Werth gelegt hat. Die fromme Elisabeth, die ihren Bruder, den König, und die Königin keinen Augenblick verlassen und sich ganz ihrer letzten Pflege gewidmet hatte, sowie nachher der Sorge für deren unglückliche Kinder, wurde in der Mitte vieler Herren und Damen des vormaligen Hofes zum Schaffot geführt. Als sie bemerkte, daß ein junges Mädchen, welches sich mit auf dem Karren befand, den Busen nicht genug bedeckt hatte, zerriß sie ihr Tuch und deckte sie mit der andern Hälfte desselben zu. Sie mußte den Tod der ehemaligen Hofleute mit ansehen und kam zuletzt an die Reihe, indem sie so würdevoll und ruhig starb, wie sie gelebt hatte. Ihr größter Schmerz war, daß nun die Kinder des Königs ganz verlassen seyn sollten. Der junge Dauphin, von den Royalisten als König Lud-

wig XVII. anerkannt, wurde auf die schauderhafteste Weise langsam zu Tode gequält. Man übergab ihn dem rohen Schuster Simon, um ihn sansculottisch zu erziehen, wahrscheinlich mit dem geheimen Auftrage, ihn an Leib und Seele zu ruiniren, damit er aus der Welt verschwinde, weil man doch nicht wagte, den unschuldigen Knaben zu guillotiniren. Er mußte als Schusterjunge seinen fast immer betrunkenen Herrn bedienen, bekam von ihm Schläge und wurde gezwungen, die schmutzigsten Phrasen und Lieder des damaligen Pöbels auswendig zu lernen und herzusagen, Branntwein zu trinken 2c. Seine Kleidung war die ärmlichste, man zog ihm ein halbes Jahr lang kein neues Hemd an und ließ ihn in Unreinlichkeit ersticken. Dadurch kam er wirklich so herab, daß es, als man sich endlich seiner wieder erbarmte, zu spät war und er elend vollends dahinsiechte. Seine Schwester, Maria Theresia Charlotte, wurde eben so ärmlich gehalten, jedoch mehr geschont und blieb am Leben. Man wollte sie vielleicht als Geißel behalten.

Am 20. Prairial (8. Juni) sollte das Fest des höchsten Wesens mit großer Feierlichkeit begangen werden, um Frankreich und Europa den sittlichen und religiösen Ernst der Republik anschaulich zu machen. Robespierre war ausdrücklich für diesen Zweck vom Convent zum Präsidenten ernannt worden und spielte die Rolle eines Oberpriesters. Im blauen Frack, weißer Weste, gelben Hosen, auf dem Kopf den damals schon runden Hut mit dreifarbigen Bändern, in der Hand einen großen Blumenstrauß schritt er voran, der Convent in allzu ehrerbietiger Entfernung*) hinter ihm, in das große diesmal neben den Tuilerien errichtete Amphitheater, wo von Maler David colossale Statuen des Atheismus, des Egoismus und aller derjenigen Laster aufgerichtet waren, die in Robespierre's Reden am meisten angegriffen wurden. Diese

*) Man glaubte, die Nächsten hinter ihm hätten sich aus Bosheit so weit entfernt gehalten, damit es scheine, als strebe er nach höherem Ansehen und Alleinherrschaft.

Bilder waren aber nur von in Oel getränktem Papier. Robespierre zündete sie an und sie gingen in Rauch auf, aus ihnen hervor aber traten nun eben so viele Tugenden, deren schneeweiße Farbe durch den Rauch etwas nothlitt. Dann nahm Robespierre den höchsten Ehrenplatz ein unter einem Freiheitsbaum auf dem künstlichen „Berge". Der klare Himmel, die liebliche Musik, die Theilnahme der Frauen und Kinder gab dieser Feier einen so friedlichen Charakter und viele setzten so große Hoffnungen auf eine Amnestie, daß es Robespierre sehr leicht geworden wäre, sich an diesem Tage zum Pacificator und Herrn der Republik zu machen, wenn er die Stimmung benutzt hätte. Aber er schloß seine Festrede mit den entsetzlichen Worten: „Morgen wollen wir aufs neue die Laster bekämpfen."

Zwei Tage später ließ er das berüchtigte Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) decretiren, demzufolge das Revolutionstribunal sich aller bisherigen Förmlichkeit entschlagen, blos summarisch und ohne Untersuchung nach Gewissen richten sollte. Soferne dieses Tribunal ganz aus seinen Creaturen bestand, konnte er von nun an köpfen lassen, wen er wollte, ohne daß nur eine Nachfrage erlaubt war. Der Convent zitterte, bangte für sich selbst, gehorchte aber. Die Guillotine wurde, wie man damals sagte, permanent. Von nun an wurden binnen sechs Wochen (bis zum 27. Juli) noch 1400 Personen in Paris guillotinirt, darunter solche, die man mit andern verwechselt hatte. Das Henkerbeil traf 78 alte Parlamentsglieder, 22 Generalpächter, 24 Hofdamen. Man bemerkte, wie die Parlamentsglieder in eben so ehrwürdiger Haltung zum Tode schritten, wie ehemals zu einer Sitzung. Die Gattin des Commandanten von Longwy wollte mit ihm sterben und rief, um verhaftet und verurtheilt zu werden, laut vor Gericht: „Vive le roi!" Ein gewisser Loizerolle ging für seinen Sohn, der verurtheilt worden war, indem er sich für denselben ausgab, in den Tod. Dasselbe that ein Bruder für den andern. Man sah selbst Dienstboten, die ihrer Herrschaft freiwillig in den Tod folgten.

Als man die 14 unschuldigen Mädchen, die nach der Einnahme von Verdun auf einem dem König von Preußen zu Ehren gegebenen Balle getanzt hatten, guillotinirte, wurden selbst die entmenschten Weiber, welche das Schaffot zu umheulen und die Opfer zu verhöhnen pflegten, von Mitleid ergriffen und verstummten. Die rührendsten Opfer waren am 14. Juni die sämmtlichen Nonnen des Klosters Montmartre, welche singend zum Richtplatz zogen und ihre fromme Hymne mit immer weniger Stimmen fortsangen, bis der letzte Kopf fiel und der Gesang verhallte.

Einmal wurden etwa 20 Bäuerinnen geköpft, welche geduldig wie Schafe den Hals unter das Messer steckten. Nur die jüngste, als man ihr das Kind, das sie am Busen trug, entriß, stieß einen gräßlichen Schrei aus. Der junge General Marceau commandirte einmal die Truppen, als der Zug zum Schaffot vorüberkam. Da sah er ein unschuldiges Mädchen, die ihn so rührte, daß er ihr eine Rose reichte, die er gerade in der Hand hielt. Aber dem Mädchen waren die Hände gebunden. Sie faßte die Rose mit dem Munde, und als der Henker ihren abgeschlagenen Kopf wie gewöhnlich dem Volke zeigte, hielt ihr Mund immer noch die Rose fest. Damals wurde auch der edle Abbé Fenelon, der erste, der ein Haus für verwahrloste Kinder errichtet und die Waisen der Gemordeten in Pflege genommen hatte, trotz der Bitten dieser armen Kinder und unter ihrer dankbaren Begleitung zum Tode geführt. Um sich's bequemer zu machen, erfand man die s. g. Gefängnißverschwörungen, d. h. man schickte die Gefangenen auf das Blutgerüst unter dem Vorwand, sie hätten eine Verschwörung zu ihrer Befreiung und zum Umsturz der Republik gemacht.

Und alle diese unmenschlichen Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus sittlichem Fanatismus, indem er es dabei gewiß aufrichtig gut meinte mit Frankreich. Er war als ein unbekannter Advocat von Arras nach Paris gekommen, lebte hier auch in seiner glänzendsten Zeit immer in derselben kleinen Wohnung bei einem Tischler, behielt immer dieselbe ein=

fache Kleidung und Nahrung und hieß daher beim Volke, das ihn vergötterte, nur der Unbestechliche. In jenen Sommertagen hielt er sich oft in einem Häuschen bei Paris auf, wo einst Rousseau gewohnt hatte, und freute sich innig, dessen Ideen nun verwirklicht zu haben. Das war sein süßester Triumph. Oft aber wandelten ihn traurige Ahnungen an, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß mit Danton, Chabot, Hebert die Immoralität in Frankreich nicht ganz verschwunden sey. Im Schooße des Convents, des Berges, ja des Wohlfahrtsausschusses selber gab es Leute genug, welche republikanische Einfachheit nur heuchelten und heimlich mit denen, die sich an den Grenzen durch Plünderungen bereichert hatten, fraternisirten, an versteckten Orten Orgien feierten und ihn verhöhnten. Ja in die Kerker sogar war der lüderliche Geist eingedrungen und trotzte Robespierre's Rigorismus dicht an der Schwelle des Todes. Die Gewohnheit der Hinrichtungen und der nationale Leichtsinn wirkten zusammen, um in den dicht angefüllten Gefängnissen die Todesfurcht durch eine fieberhafte Lustigkeit zu verdrängen. Man verliebte sich, spielte Romane, machte Verse, lachte und tanzte und genoß das Leben um so ungenirter, je kürzer es dauern sollte. Nun denke man sich Robespierre in seinem Wahne, die ganze französische Nation ihrer bisherigen Geschichte und ihrem Naturell zum Trotz moralisch machen zu wollen, wie er Blut auf Blut goß in das Danaidenfaß, wie er mit herkulischer Ausdauer der Hydra der Unsittlichkeit hunderte und tausende von Köpfen abschlug und immer neue, unzählig endlos sich erheben sah! Völlig überzeugt von der Richtigkeit seines Systems und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungsweise dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen, und schauderte nur vor der Möglichkeit, das Laster könne am Ende doch noch über seine Tugend triumphiren.

Es ist kein Zweifel, daß er, ganz im Sinne Rousseau's, der Sittlichkeit so ziemlich die gesammte Cultur zum Opfer bringen wollte. Er ließ am Bürger nichts gelten, als Handarbeit, Mäßig-

keit, Bescheidenheit. Nur beim Naturzustande sah er Heil; alles, was darüber hinaus ging, führte in seinen Augen nur zu Reichthum, Luxus, Corruption, zur Ungleichheit der Stände, Aristokratie und Despotie. Nur in diesem Sinne war es möglich, daß sein Freund Couthon den Lyonern sagen konnte: es bedürfe keines Handels und keines Kaufmannsstandes. Nur in diesem Sinne konnte sein Freund St. Just (nach Fourcroys Bericht vom 3. Jan. 1795) einmal ausrufen, er werde jeden Bauer guillotiniren lassen, der das kleinste Stück Acker auf eine neue, rationelle Art und nicht auf die einfache alte Weise bestelle. St. Just erklärte überdies: die Hand des Mannes sey nur für den Pflug und für das Schwert geschaffen, jedes andere Gewerbe verwerflich. Das Land sollte unter die Familien gleich vertheilt werden, und keiner sollte reicher werden dürfen, als die andern. Vier Schafe auf dem Morgen zu halten, erlaubte er. Die Ehe verlangte er spartanisch, Kindererziehung durch den Staat.

Die erste Widersetzlichkeit gegen Robespierre begann im Sicherheitsausschuß. Derselbe hatte, namentlich auf Antrieb des alten Vadier, einen gewissen Dom Gerle, dem Robespierre ein Bürgerschaftszeugniß ausgestellt hatte, und eine alte Magd, Katharina Theot, verhaften lassen als schwärmerische Sectirer, die in Robespierre einen Propheten Gottes, einen neuen Muhamed erkannten. Robespierre widersprach dieser Verhaftung, konnte aber seine Meinung diesmal nicht durchsetzen, indem auch die Mehrheit im Wohlfahrtsausschuß dagegen war und es besonders der kalte und boshafte Billaud-Varennes darauf anlegte, ihn zu verletzen. Diese Sache, die er als eine persönliche nicht zu weit verfolgen durfte, ohne sich lächerlich und verdächtig zu machen, ärgerte ihn tief und er blieb seitdem sogar aus dem Wohlfahrtsausschuß weg, war aber desto öfter im Jakobinerklub, den er ganz und ausschließlich beherrschte. Der Gemeinderath unter dem an Pache's Stelle gewählten Maire Fleuriot bestand, wie das Revolutionstribunal, nur aus seinen Creaturen, und eben so ergeben war ihm Henriot, Chef der National-

garde. Die Pariser Sectionen, aus bezahlten Sansculotten beschickt, bezeigten ihm eine fast andächtige Hingebung, die sich besonders offenbarte, als ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, mit einem Messer vor seiner Thüre ergriffen wurde und auch eingestand, sie habe ihn tödten wollen. (Gleichzeitig wurde auch auf Collot ein Mordversuch gemacht.) Der Convent bewilligte fortwährend in blindem Gehorsam, was Robespierre, was seine nächsten Vertrauten, St. Just, Couthon, Lebas, verlangten. Somit schien ihm die Dictatur nicht entgehen zu können, wenn er darnach gestrebt hätte, und eine kühne und rasche Gewaltthat hätte die wenigen Männer in den Ausschüssen, die sich ihm zu widersetzen gewagt, niedergeschmettert. Aber er wollte, wie bisher, alles nur auf gesetzlichem Wege, nur durch die Macht der Idee, formulirt in Conventsdecreten, durchsetzen. Es war ihm nicht um die Erhebung seiner Person, sondern um den Sieg seines Systems zu thun. Vergebens mahnten ihn seine Freunde zu rascher That, er weigerte sich und ließ den Gegnern Zeit, sich gefaßt zu machen.

Am meisten schadete ihm, daß er das Revolutionstribunal fortwüthen ließ. Jeden Tag schleppten die Henkerkarren 50—60 oder mehr Unglückliche zum Schaffot. Obgleich bezahlte Weiber, die s. g. Furien der Guillotine, immer noch die armen Schlachtopfer umgaben und verhöhnten, so verringerte sich doch die Zahl der Zuschauer bei den Hinrichtungen. Man mußte das Schaffot wiederholt an einem andern Ort aufschlagen, weil der alte durch die Blutlache allzu aufgeweicht war. Die Bürger, an deren Häusern die Henkerkarren vorüberfuhren, verschlossen ihre Läden und fingen an sich zu beschweren. Der Blutdurst der Pariser war endlich gesättigt.*) Schon am Fest des höchsten Wesens hatten viele tausende sehnlich eine Amnestie und auf Robespierre als einen Erlöser gehofft. Nun sah man in ihm gerade den Haupthenker, und weil

*) Eine Karikatur jener Tage stellt das ganze französische Volk schon enthauptet und ohne Köpfe dar, nur der Henker hat noch seinen Kopf, ist aber im Begriff, sich ebenfalls, als der letzte, zu köpfen.

er der letzte war, in dem alle Macht der Revolution sich concentrirte, schrieb man ihm allein die Hinrichtungen zu, wenn sie auch von andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses ausgingen. Die Zahl der Familien, deren Mitglieder schon geopfert waren oder noch im Kerker schmachteten, hatte sich ungeheuer vermehrt, und alle sahen in Robespierre ihren Todfeind. Er beging die Unklugheit, das Beil auch über den Häuptern solcher Personen schweben zu lassen, die sehr warme Freunde im Convent hatten. Er hätte jene schonen oder diese mit verderben müssen und zwar ohne Zögern. Die schöne Cabarrus lag in einem Pariser Gefängniß, mit ihr die liebenswürdige Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Josephine Tacher de la Pagerie, Tochter eines reichen Pflanzers auf der Insel Martinique. Diese jungen feurigen Damen hatten Freunde. Die Cabarrus schrieb einen Zettel an Tallien, worin sie ihm seine Feigheit vorwarf. Er schwur, sie zu retten. Außer ihm gab es noch mehrere Andere im Convent, die voraussahen, daß sich das Schreckenssystem doch nicht länger werde halten lassen, und die gerne die Verbrechen, welche sie selbst als Schreckensmänner begangen hatten, dadurch sühnen wollten, daß sie als die Ersten auftraten für ein milderes, Ruhe und Vertrauen zurückführendes System. Andere wollten nicht umsonst geplündert haben, sondern ihre Beute fortan mit Sicherheit genießen. An Tallien schlossen sich an Bourdon von der Oise, Barras, Fréron, Panis, Fouché, Lecointre, alles entschlossene Männer. Sogar Lebon und Carrier gehörten dazu.

Obgleich bisher die wildesten Bergmänner und mitschuldig am Verderben Dantons, der Gironde und der Constitutionellen, konnten sie doch auf den Beistand aller Ueberreste dieser Parteien in der Ebene zählen. Legendre, obgleich hündisch kriechend vor Robespierre, glühte doch, seinen Freund Danton an ihm zu rächen. Endlich war die Mehrheit der Ausschüsse in der Lage, alles gegen Robespierre wagen zu müssen, nachdem sie ihm einmal den Gehorsam verweigert hatten. Unter diesen befanden sich Männer, die

durchaus nicht gegen sein System, sondern nur gegen seine Person gestimmt waren, ja die sogar meinten, sein System auch ohne ihn fortsetzen zu können. So Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier, Amar. Auf alle diese Meinungsverschiedenheiten kam es jetzt nicht an, genug, wenn nur so viele Stimmen als möglich im Convent sich in dem Haß gegen Robespierre vereinigten. Wenn man sich übrigens einen klaren Begriff von dem, was damals der Schrecken war, machen will, muß man wissen, daß Tallien auch, nachdem er seiner Geliebten schon Rettung geschworen hatte, noch in einem feigen Briefe Robespierre um seine Gunst anflehte, daß Fouché vor Robespierre niederträchtiger als irgend Einer kroch und sich um eine Tochter des Tischlers bewarb, bei dem Robespierre wohnte, weil es hieß, dieser selbst werde eine andere Tochter desselben heirathen (Robespierre aber bezeigte ihm die tiefste Verachtung und stieß ihn aus dem Jakobinerklub als einen „elenden Betrüger" aus), und daß Barrère, nachdem er Royalist, constitutioneller Feuillant gewesen, nur aus Angst Jakobiner geworden war, als „Anakreon der Guillotine" öffentlich die Blutscenen mit poetischem Entzücken schilderte und immer neue Blutbefehle verlangte, heimlich aber der Ueppigkeit seines früheren adeligen Standes mit Maitressen fröhnte und, als es zum großen Kampfe mit Robespierre kam, zweierlei Berichte in der Tasche führte, um, je nachdem die Entscheidung ausfiel, ihn oder seine Gegner zur Guillotine zu schicken.

In seiner geraden Weise verlangte St. Just schon am 2. Thermidor (20. Juli) für Robespierre, als dem allein Tugendhaften, die Dictatur. Man kam aber vor Zank zu keinem Beschluß. Den eigentlichen Kampf eröffnete erst Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) mit einer langen Rede im Convent, in der er nicht einen einzigen Namen nannte, aber so viele Mitglieder des Convents und der Ausschüsse als verdorbene Menschen bezeichnete, die man zum Wohl der Republik ausrotten müsse, daß außer seinen nächsten Vertrauten kaum Einer übrig blieb, der sich nicht hätte

getroffen fühlen können. Er vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde. Hätte er nur wenige genannt, man hätte sie ihm in der Angst wahrscheinlich zum Opfer gebracht. Da aber der Verdacht über allen schwebte, einigten sich alle zur verzweifeltsten Nothwehr. Man begreift kaum, wie er so unverständig verfahren konnte. Er sprach seine letzten Gedanken in den Worten aus: „Wenn ich die Menge der Laster sah, welche der Strom der Revolution vermengt mit den Bürgertugenden dahinrollte, so fürchtete ich in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarschaft der Ruchlosen besudelt zu werden, die sich unter die wahren Freunde der Menschheit eindrängten.“ Je begründeter diese seine innerste sittliche Entrüstung war, um so weniger hätte er Gehör von denen verlangen sollen, die er anklagte. Er mußte, wenn er siegen wollte, den Convent von außen sprengen, seine Feinde weder anreden, noch viel weniger zur Antwort kommen lassen, sondern sie, wie auch St. Just ihm immer anrieth, durch eine rasche That zermalmen. Er formulirte seinen Antrag zuletzt dahin, der Convent und die beiden Ausschüsse sollten von den schlechten Elementen gereinigt werden, die sich darin befänden. Er muthete also dem Convent zu, sich selber das Todesurtheil zu sprechen.

Eine bange Stille folgte seiner Rede. Endlich schlug einer den Druck derselben vor. Wurde dieser genehmigt und die Rede, als vom Convent gebilligt, in die Departements versandt, so konnte Robespierre die einzelnen Opfer nennen und der Convent sie nicht mehr verweigern. Die Muthigsten verlangten, man solle, bevor man den Druck beschließe, erst überlegen, darüber debattiren. Der alte Vadier meinte es schlau anzufangen, wenn er die Katharina Theot wieder auf's Tapet bringe. Aber alle überraschend unterbrach ihn einer der wenigen ehrlichen Männer der Versammlung, von dem es niemand erwartet hätte, Cambon, der die Finanzen leitete, und sprach: „Es ist endlich Zeit, die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann will hier den Herrn spielen und euern Willen fesseln, und das ist Robespierre.“ Robespierre kam dadurch

in sichtbare Verlegenheit und Billaud=Varennes erhob sich mit Kraft, andere folgten. Man schrie, Robespierre solle die Namen nennen. Aber er weigerte sich und ging weg, um im Jakobinerklub sein Herz auszuschütten. Hier las er die lange Rede noch einmal und klagte, er werde wohl wie Sokrates den Giftbecher leeren müssen. Ich trinke ihn mit dir, rief David (that es jedoch nicht). Mit so unnützen Reden verlor der gefürchtete Mann die Zeit, während Tallien, Bourdon 2c. sich vervielfältigten, um alle Parteien des Convents gegen ihn zu vereinigen.

Umsonst rieth man Robespierre, nicht eher in den ihm so feindlich gesinnten Convent zu gehen, ohne daß er vorher die kühnsten seiner Gegner habe verhaften lassen. Er blieb steif auf dem gesetzlichen Wege und begab sich am folgenden Tage, dem berühmten 9. Thermidor (27. Juli) in den Convent, um durch St. Just seine Forderung von gestern wiederholen zu lassen, immer noch hoffend, durch Schrecken eine Mehrheit von Stimmen zu erzwingen. Aber St. Just konnte nicht einmal zu Worte kommen. Tallien unterbrach ihn und verlangte, der Schleier solle ganz zerrissen werden. Billaud=Varennes rief der Versammlung zu, jetzt sey der Augenblick gekommen, sie werde untergehen, wenn sie schwach sey. Ihm antwortete lauter Beifall. Collot d'Herbois, damals präsidirend, gab weder St. Just, noch Lebas, sondern nur den Feinden Robespierre's das Wort. Da stürzte Robespierre selbst auf die Rednerbühne, aber Tallien, der darauf stand, stieß ihn zurück und von allen Seiten schrie man: nieder mit dem Tyrannen! Alle seine Anstrengungen waren umsonst, so oft er reden wollte, übertönte ihn dasselbe Geschrei. Dennoch wich er nicht, sondern blieb mit gekreuzten Armen, bleich und wuthzitternd auf den Stufen der Rednerbühne stehen, während einer seiner Feinde nach dem andern dieselbe bestieg und ihn anklagte, Wahrheit mischend mit Verleumdung. Nachdem er wiederholt und immer wieder vergebens das Wort verlangt, verließ er den Platz, an dem er wie an einem Schandpfahl gestanden, eilte auf den Berg und beschwor seine alten

Anhänger, nicht abzufallen, aber alles wandte sich von ihm weg. Er eilte zur Ebene, „ihr reinen Männer, ich flüchte zu euch," aber auch hier stieß man ihn zurück. Er stürzte wieder zur Tribüne, „Präsident von Mördern, wirst du mir das Wort geben?" Aber er erhielt es nicht, seine Stimme wurde heiser und versagte ihm. Dantons Blut erstickt dich, rief Legendre. Da alles gegen ihn war, verfügte man zuerst, um die bewaffnete Macht zu lähmen, Henriots Verhaftung, dann die Robespierre's, Couthons, St. Justs. Ich will mich nicht zur Schande eures Decrets gesellen und verlange auch meine Verhaftung, rief Lebas. Ich habe die Tugend meines Bruders getheilt, ich will auch sein Schicksal theilen, rief der jüngere Robespierre. Die Geächteten wurden sogleich abgeführt. „Die Räuber triumphiren," sagte Robespierre schmerzlich.

Auf den Straßen von Paris war viel weniger Bewegung, als man hätte erwarten sollen. Der Convent hatte nur die Furchtsamen in der Stadt zu seiner Partei, die sich nicht hervorwagten. Robespierre hatte die damals allein herrschende und bewaffnete Partei für sich, wollte aber keine ungesetzliche Insurrection. Wie gewöhnlich bewegten sich an diesem Morgen die Henkerkarren zum Richtplatz, mit 45 Opfern. Ein schwacher Ruf nach Gnade ließ sich hören, aber Henriot erschien und die Unglücklichen wurden geköpft, unter ihnen der junge Dichter André Chenier.*) Henriot wurde zwar, total betrunken, von Anhängern des Convents verhaftet, aber von den seinigen wieder befreit. Auch Robespierre und alle seine Mitgefangenen wurden frei gemacht und rathschlagten im Stadthause mit dem Gemeinderath und Henriot. Alle

*) Bruder des Marie Joseph Chenier, der die Tragödie Karl IX. geschrieben hatte. André pries die Revolution nicht, wie sein Bruder, sondern bekämpfte sie und schrieb noch im Kerker ein rührendes Gedicht „die junge Gefangene", wozu ihm ein edles, mit ihm gefangenes Mädchen Anlaß gab. Marie Joseph saß im Convent, als sein Bruder zum Tode geschleppt wurde, und machte keinen Versuch, ihn zu retten.

riethen, den Convent zu stürmen und Robespierre zum Dictator auszurufen. Dieser aber wies alles ab, weigerte seinen Namen herzugeben, unterschrieb nicht, ja beharrte sogar dabei, sich als Gefangenen zu betrachten. Noch weniger war der elende Henriot zu einem großen Unternehmen geeignet. Er machte zwar einen Angriff auf die Tuilerien, aber seine Kanoniere kehrten die Stücke um. Von nun an war Robespierre's Sache verloren. Henriot hatte zwar vor dem Stadthause einen Haufen versammelt, war aber schon wieder betrunken und verweilte zu lange bei den Berathungen, anstatt durch die Straßen zu reiten und die ihm ergebenen Sectionen zu sammeln. Unterdeß schritt der Convent selbst zum Angriff vor, begünstigt von der Nacht. Legendre jagte den Jakobinerklub auseinander und Barras, dem die Hauptführung anvertraut war, hatte zwar nur eine geringe Macht, aber sie reichte hin, das nach und nach vom Pöbel verlassene Stadthaus zu umzingeln und in demselben das ganze Hauptquartier Robespierre's aufzuheben. Lebas erschoß sich, nachdem er Robespierre die zweite Pistole gereicht hatte. Dieser führte sie mit unsicherer Hand und zerschmetterte sich nur die Kinnlade, *) sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster und brach beide Beine. Henriot wurde von seinem Gefährten Coffinhal aus Wuth (weil seine Besoffenheit und Unfähigkeit an allem Schuld war) aus dem Fenster gestürzt, fiel in einen Kloak und schlug sich ein Auge aus. Aber sie alle wurden nebst dem ganzen Gemeinderath gefangen genommen. Man wollte Robespierre in den Convent tragen, der es aber mit lautem Geschrei abwehrte: „hinweg, rief Thuriot, mit dem Aase des Tyrannen, das uns nicht verpesten soll." Man brachte ihn auf einen großen Tisch in einem Vorsaal des Convents, wo er den ganzen

*) Der Gensdarme Medal behauptete später, den Schuß auf Robespierre gethan zu haben, eine späte und vereinzelte Nachricht von sehr zweifelhafter Art, da der Selbstmordsversuch der andern Gefangenen und die einstimmige Meinung der damaligen Zeit vielmehr darauf hinweisen, daß auch Robespierre das tödtliche Werkzeug selbst gegen sich gerichtet habe.

Morgen liegen blieb. Eine Menge Menschen drängte sich ihn zu sehen und ihm Verwünschungen zuzurufen. Er aber schloß die Augen und regte sich nicht, außer wenn er sich das Blut an seinem schlecht verbundenen Kinne trocknete. Ein gemeiner Mann, der ihn lange betrachtete, rief ihm endlich mit Entsetzen zu: „ja, Robespierre, es gibt einen Gott!“ Nachmittags kam er mit seinem ganzen Anhang vor das Revolutionstribunal, wo sein alter Scherge Fouquier-Thinville ihn anklagen und richten lassen mußte. Noch an demselben Abend wurden alle auf Karren gepackt und zur Guillotine geführt, umheult vom Pöbel. Der Zug wurde absichtlich an Robespierre's Haus vorübergeführt und hielt hier an. Der Pöbel tanzte wie wahnsinnig eine Carmagnole, während Robespierre den letzten schmerzlichen Blick auf das gastliche Haus des Tischlers Duplay warf, der, nachdem sein armes Weib schon von wüthenden Weibern in Stücke zerrissen worden war, mit seinen Kindern gleichfalls geköpft wurde. Der Karren Robespierre's gewährte einen gräßlichen Anblick. Er selbst hatte das Gesicht halb mit dem blutigen Tuche verhüllt und seine sonst so sorgfältige weißgepuderte Frisur und das blaue Kleid, das er wie am Fest des höchsten Wesens trug, waren mit Blut beschmutzt. Neben ihm lag der verstümmelte Bruder, der lahme Freund Couthon und der von Koth und Blut triefende Henriot. Nur St. Just hielt sich aufrecht und blickte kalt und mit tiefer Verachtung in's Volk. Ehe es Nacht wurde, lagen alle ihre Köpfe im Sack der Guillotine. Das Volk umher jauchzte, wie es beim Tode des Königs gejauchzt hatte.

Es gab noch Schwärmer, welche in diesem abermaligen Abschlagen vorragender Köpfe nur einen Sieg der Gleichheit erkannten, oder Heuchler, die diese Meinung wenigstens zur Schau trugen. Dieselben Worte, die Robespierre einst dem Fleischer Legendre zugerufen, als dieser Danton vertheidigen wollte: „ist mit dem Namen Danton etwa ein Privilegium verbunden? wir wollen keine Götzen,“ wurde jetzt auf Robespiere selber angewandt: „es

ziemt sich nicht, daß ein Mann sich an die Stelle aller setze.“ Am schärfsten drückte Carnot diesen Gedanken aus, indem er der Nation wehe zurief, die das Verdienst oder die Tugend irgend eines Bürgers nöthig hätte. Jeder müsse sich für entbehrlich halten, das sey die dem Republikaner nothwendige Bescheidenheit. Indeß konnte sich niemand verhehlen, daß mit Robespierre die Spitze des revolutionären Princips abgebrochen war. Die geringe Unterstützung, die er zuletzt fand, beweist zur Genüge, daß die heiße Blutgier der Pariser sich bereits in Eckel und die Schwärmerei für den unbestechlichen Volksfreund in die Langeweile verwandelt hatte, die seine monotonen Moralpredigten natürlicherweise hervorrufen mußten. Die Freude war allgemein. Es schien, wie wenn die französische Nation von einem bösen Alp gedrückt gewesen wäre und nun endlich, von ihm erlöst, wieder frei athme. Das Blatt hatte sich gewendet. Die Gefangenen in den Kerkern durften nichts mehr fürchten, tausend Familien jubelten über die endliche Erlösung von jahrelanger Todesangst. Wenn gleichwohl die Guillotine noch einige Zeit in voller Arbeit blieb, so geschah es nur, um die bisherigen Schlächter zu schlachten. In den nächsten Tagen nach Robespierre's Sturz fielen noch hundert Köpfe des Gemeinderaths und sonstiger Anhänger seines Systems.

Man hat damals schon die Revolution mit dem Saturn verglichen, der seine eigenen Kinder fresse. Jede Partei, jeden vorragenden Mann, den sie eine Zeitlang in die Höhe gehoben und dem sie die Macht in die Hände gelegt, verschlang sie wieder, gleich wie ein stürmisches Meer eine Welle um die andere verschlingt, bis alle ruhen.

Bis zu Robespierres Sturz galt der philosophische Wahn, der Staat müsse die Menschen nehmen, wie sie seyn sollen. Von nun an kehrte man zu der nüchternen Ansicht zurück, man müsse sie nehmen, wie sie sind. Robespierre hatte die Forderungen an die menschliche, insbesondere französische Moral aufs unnatürlichste überspannt. Daß er zu diesem Extreme gelangte, wird zum Theil

erklärt und entschuldigt durch die vorangegangene Immoralität des alten Hofes und durch die empfindsame Modephilosophie, die seit Rousseau in Aufstellung von Menschheitsidealen gewetteifert hatte. Allein indem er die sittliche Reinigung der Gesellschaft bis zur wahnsinnigsten Henkerlust trieb, rechtfertigte und beschleunigte er die Reaction des Natürlichen gerade in der unsittlichen Richtung. Dem eisernen Tugendgebot der Guillotine glücklich entronnen, glaubte sich jedermann seines Lebens doppelt freuen zu müssen und der Eckel an einer so blutigen Tugend machte die Wollust doppelt süß und entschuldbar. Die Menschen, die sich von nun an der Leitung der Republik bemächtigten, waren meist im Privatleben sinnlichen Vergnügungen ergeben und in den öffentlichen Geschäften practisch wie Dumouriez, die bisherige Schwärmerei und Systemsucht von sich weisend. Es handelte sich nicht mehr um Verfassung und Recht, sondern nur noch um Besitz und Macht. Die Abspannung im Volk und die Reaction der bisher unterdrückten Partei erfolgte so rasch, daß man wenig Mühe gehabt haben würde, an der Verfassung und den darin garantirten Volksrechten noch viel mehr zu kürzen, als wirklich geschah. Nur das Interesse derer, die in der Revolution compromittirt oder durch sie zu Ansehen und Besitz gelangt waren, hielt die Republik noch aufrecht, für die seit Robespierres Tod keine reine Begeisterung, kein tiefer und unerschütterlicher Glaube mehr vorhanden war.

Robespierre hatte vollkommen Recht, wenn er ausrief: „die Räuber triumphiren.“ Die Männer, die ihn stürzten und nach ihm zur höchsten Gewalt gelangten, verdienen großentheils diesen Namen, denn auf sein grausames Tugendsystem ließen sie ein schamloses Raubsystem folgen. Es ist charakteristisch, welcher Mittel sie sich bedienten, um Robespierre, dessen Tugend doch ein Vorwurf für sie war, als eben so lasterhaft darzustellen, wie sie selbst waren. Er und sein Bruder, beide starben in Armuth. Billaud-Varennes beschuldigte ihn und Dumont seinen Bruder der Unterschlagungen und Spitzbübereien. Merlin von Thionville rief mit affectirter

Entrüstung aus, „der Papst und Minister Pitt seyen in Verzweiflung über Robespierres Tod,“ als ob er von denselben bestochen gewesen wäre. Am schamlosesten benahm sich Carrier, der bei Robespierres Hinrichtung sich vordrängte und am lautesten jubelte. Er wollte dadurch seine eigene Schuld maskiren.

Von nun an traten die Deputirten der Ebene im Convent wieder in die erste Reihe. Die lange stumm gesessen, nahmen jetzt das Wort; die zitternd unterworfen gewesen, wurden die herrschende Mehrheit und an sie schlossen sich alle die Männer an, die der Greuel müde wieder Ruhe und Vergessenheit ihrer eigenen Sünden suchten. Man nannte diese ganze große Partei nach dem Tage, an welchem sie gesiegt hatte, die Thermidorpartei, im Gegensatz gegen die Reste des Berges, die am bisherigen Schreckensystem festhalten wollten und deßhalb die Terroristen hießen. Unter den ersteren ragten hervor Sièyes, Gregoire, Thibaudeau, Boissy d'Anglas als alte Constitutionelle oder Gemäßigte, Tallien, Fréron (früher wüthender jakobinischer Libellist), Legendre, Barras, Lecointre, Dubois-Crancé, Bourdon von der Oise, Aubry, Merlin von Thionville, Merlin von Douai, Rewbel, Cambacérés als neue Gemäßigte und Ueberläufer vom Berge. Unter den Terroristen: Billaud-Varennes, Collot, Barrère, Vadier, Amar, Cambon, Carnot, Robert Lindet, Jean Bon St. André, Prieur von der Marne und von der Cote d'or, Fouché ꝛc.

Die Reaction war thatsächlich, es handelte sich nur davon, wie weit sie gehen sollte? Die Ausschweifungen der Revolution sollten ein Ende haben, darüber waren alle einig, aber während die Einen alle Errungenschaften des vierten Standes und die reine Demokratie festhalten wollten, gingen die Andern weiter und verlangten die Wiederherstellung des natürlichen Uebergewichts in den gebildeten Classen, im Sinne der Gironde. Noch andere hofften wenigstens heimlich die Contrerevolution bis zur Wiederherstellung der Aristokratie und des Königthums zurückzubringen. Die rück-

läufige Bewegung mußte langsam eine Station nach der andern, welche die vorwärtsstrebende erreicht hatte, wieder zurückmessen.

Zunächst wurden in den Sturz Robespierres seine bisherigen Getreuen, der gesammte Gemeinderath von Paris und seine nächsten Freunde im Jakobinerklub mit hineingerissen. In den nächsten Tagen nach seinem Tode fielen noch etwas über hundert Köpfe, derselben. Dann wurde man milder. Erst im Herbst begannen neue Anklagen gegen die berüchtigtsten Terroristen, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Thinville ꝛc., aber noch wurde ihre Verurtheilung verschoben. Dagegen wurde an den 12,000 Verdächtigen, welche bisher die Kerker von Paris anfüllten, verschwenderisch Gnade geübt. Namentlich der Fleischer Legendre glaubte in einem Uebermaaß von Wohlwollen nicht genug Freilassungen verfügen zu können, so sehr drängte es ihn, wieder gut zu machen, was er gesündigt. Der scheußliche Schuster Simon war schon (was eine nicht geringe Aufmerksamkeit der Thermidoristen auf diesen Gegenstand bewies) am gleichen Tage mit Robespierre geköpft worden und der junge König Ludwig XVII. bekam von Stund an bessere Pflege, allein seine Natur war schon zerrüttet, er siechte fort und starb am 8. Juni 1795.

Tallien führte seine schöne Geliebte aus dem Kerker und machte mit ihr ein großes Haus. Eben so Barras, der mit der Wittwe Beauharnais in vertrautestem Verhältniß stand, deßgleichen die schöne Julie Recamier. Man nannte diese neuen eleganten Cirkel nur salons dorés. Hier bildete sich ein neues, freilich sehr sonderbares Ritterthum, einer Heiligen, wie die Madame Tallien, die man Notre dame du Thermidor nannte, angemessen, die s. g. jeunesse dorée (die Goldjungen). Fréron spielte jetzt an ihrer Spitze den Stutzer, erwarb sich aber das Verdienst, sie als ein allezeit schlagfertiges Heer gegen die Jakobiner zu organisiren. Sie führten dicke Knotenstöcke mit Stiletten und schlugen sich fast jeden Tag mit dem Pöbel herum, der auf einmal den Muth verloren zu haben schien. Der Convent verfehlte nicht, die 40 Sous, die man

bisher den Sansculotten als Tagelohn für ihre Anwesenheit bei den Sectionen bezahlt hatte, zu streichen und die Sectionsversammlungen überhaupt auf die Decadentage zu beschränken. Als die Prügeleien immer ärger wurden und die Goldjungen Meister waren, wurde endlich am 12. November der Jakobinerklub förmlich und für immer geschlossen. Dem entsprach eine ausgebreitete Wirksamkeit der gemäßigteren und gebildeteren Presse, die über die schmutzige und blutige der Sansculotten triumphirte. Im Gegensatz gegen die Marseillaise, die das Lied der Sansculotten blieb, sang die goldene Jugend ein neues contrerevolutionäres Lied (le réveil du peuple).

In dieser Periode trat zugleich in Paris eine merkwürdige Veränderung in den Sitten und Trachten ein, die sich auch alsbald nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa ausbreitete. Wie erbittert auch noch die coalisirten Mächte gegen die französische Republik kämpften, so war doch die Gewohnheit, alle Pariser Moden nachzuahmen, schon zu tief eingewurzelt, als daß nicht die Feinde Frankreichs sie jetzt wie früher adoptirt hätten. Die Vernichtung des Hofes und der Aristokratie, die Herrschaft des Sansculottismus, die Angst, mit der selbst die reicheren und gebildeteren Bürgerclassen die einfachen und nachläßigen Manieren des gemeinen Volkes in Paris affectirten, hatte mit der feineren Galanterie auch die künstliche, mühevolle und kostbare Toilette der früheren Zeit verschwinden gemacht. Man hatte keine Zeit und keine Diener mehr, sich frisiren zu lassen. Die neue Gesellschaft, die sich nach dem Thermidor zu bilden anfing, ging hauptsächlich aus Jakobinern hervor, die sich bereichert und bekehrt hatten (wie Tallien, Barras), wozu sich bald darauf auch die glücklichen Generale gesellten. Diese nur durch das Interesse des Augenblicks zusammengeführten Cirkel waren äußerlich noch vom Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrscht. Die Freude, endlich der Todesfurcht, dem Schmutz der Kerker, dem Maximum, dem schwarzen Brod entronnen zu seyn, erhöhte die

Lebenslust und nahm etwas Bachantisches an. Paris wimmelte von Tanzplätzen, auf denen man sich von der Schreckenszeit erholte. Die durch die Hinrichtungen am tiefsten in Trauer versetzten Familien suchten sich hier, die aufblühenden Söhne und Töchter der Gemordeten übten in ihrer Trauertracht eine Anziehungskraft auf einander, die den Schmerz einiger Jahre durch die wildeste Aeußerung des unverjährbaren nationalen Frohsinns rächen zu wollen schien. Die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander waren nie freier gewesen. Die Kirche existirte nicht mehr. Ehen wurden geschlossen ohne Trauung, unzählige Kinder blieben ohne Taufe.

Nach dem Vorgange der Goldjungen Frérons ließen die Herren Puder, Frisur, Haarbeutel verschwinden und trugen ihr natürliches Haar, anfangs à la victime lang und kettenartig geflochten, dann vorn, über der Stirn kurz abgeschnitten. Der dreieckige Hut machte definitiv dem runden Platz. Der Frack schob sich lächerlich hinauf, mit hohem Stehkragen und einer sehr kurzen Taille. Hals und Kinn steckten in einer ungeheuren Cravatte. Auch die seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe verschwanden und machten langen Beinkleidern Platz, über welche Stiefel mit glänzenden Stiefletten gezogen wurden. Einen solchen neumodischen Stutzer nannten die Alten mit Recht einen incroyable. — Die Damen nahmen nach dem Vorgang der Madame Tallien und der Vernunftgöttinnen die leichte antike Tracht an. Vom Kopf verschwanden Puder, Frisur und Hauben. Man flocht das Haar nach dem Muster griechischer Vasenbilder und wand diademartig Bänder hinein. Auch die Schnürleiber verschwanden. Ein nur zu leichtes, im Sommer oft nur aus Flor bestehendes Kleid enthüllte den Leib mehr, als es ihn bedeckte. Busen und Arme blieben entblößt, auch ein Bein mußte durch das hochaufgeschürzte Kleid hervorblicken. Die Füße glänzten in goldenen Sandalen.*) — Einer nicht minder durchgreifenden

*) Madame Tallien erfand auch bereits die aristokratische Tracht der s. g. merveilleuses, wodurch die Gemahlinnen der Directoren und Machthaber sich auszeichneten: lange purpurne Roben mit goldgestickten Palmen,

Erneuerung unterlagen die Möbeln. Dem älteren Hofgeschmack, den man jetzt Rokoko nennt, entsagend, ließen die reichen Parvenus der Revolution ihre Hotels und Landhäuser mit Geräthschaften anfüllen, die sämmtlich antiken Mustern entlehnt waren.

Im Winter gedieh die Contrerevolution schon so weit, daß die Freilassung aller noch lebenden Girondins vom Convent beschlossen wurde, 7. Dez. Bald darauf wurde Carrier, trotz der angestrengtesten Bemühungen seiner Partei, ihn zu retten, auf das Blutgerüst geführt, 16. Dez. Eine Anzahl Nanteser, die er nach Paris ins Gefängniß geschickt hatte, waren seine Ankläger und die bei diesem langen Prozeß auftretenden Zeugen sagten die entsetzlichsten Dinge über ihn aus. Am Jahresende wurden in Paris die Büsten Marats zerschlagen und das Maximum abgeschafft, 23. Dez. Am Todestage des Königs, 21. Januar 1795, wurde eine Puppe, die einen Jakobiner in rother Mütze darstellte, als Symbol der Revolution öffentlich verbrannt, und dabei eine Rede gehalten, die den Jakobinismus beschuldigte, der Nation keineswegs die Freiheit, sondern die tiefste Sklaverei gebracht zu haben. Die Asche wurde sodann in einen Topf gefaßt und zu einer Kloake getragen, auf der geschrieben stand: Pantheon der Jakobiner. Am 21. Februar decretirte der Convent die Freiheit des Gottesdienstes nur mit der Einschränkung, daß der Staat keine Gebäude oder Geld dafür hergeben und keine Priester sich öffentlich in Priesterkleidung sehen lassen oder außerhalb der zum Gottesdienst bestimmten Häuser eine Ceremonie vornehmen sollten. Man wollte

---

das geflochtene Haar funkelnd von Juwelen, an den Füßen fleischfarbene Strümpfe mit durchsichtigen Zehen, an denen Brillantringe strahlten. Nach so vielem Morden gewann das neue Leben Werth, daher trugen sich die Damen in guter Hoffnung mit besondrem Stolz oder wurden die ehemaligen culs de Paris nach vorn versetzt. Damit hing auch die Lieblingsattitude zusammen, in welcher die Damen ihr dünnes Kleid durch einen Griff im Rücken anzogen, damit das Kleid den Vordertheil des Leibes völlig faltenlos zeige.

den Altgläubigen einen stillen Winkel zu ihrer Andacht lassen, widmete sich aber zugleich einer neuen Organisation des Schulwesens in demokratischem Sinne, um durch philosophische und republikanische Erziehung die ehemals mit der Kirche verbundene Schule zu ersetzen und die christlichen Sympathien allmählig zu verdrängen. Denn auch die politisch Gemäßigten, selbst zum Royalismus neigenden, blieben damals doch noch sehr zähe bei ihrer philosophischen Kirchenverachtung. — Am 7. März schickte die Stadt Lyon eine schwere Anklage gegen Collot d'Herbois ein, wegen der von ihm in Lyon begangenen Greuel. Auch gegen Billaud, Vadier und Barrère erhoben sich schon grollende Stimmen, doch kam es noch zu keiner gerichtlichen Vorladung. Am 8. März wurden die 73 Girondins mit den Verurtheilten, die dem Tod entronnen, Isnard, Lanjuinais, Louvet ꝛc. wieder in den Convent eingeführt. Als sich Widerspruch erhob, sagte Chenier: „warum fanden sich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcet und Vergniaud zu erhalten? warum hat eine gastfreie Erde nicht mehr von jenen berühmten und unglücklichen Opfern uns zurückgegeben?“ — Die gefährdeten Häupter des Berges sahen ihren Untergang vor Augen, wenn sie nicht handelten. Der um seine Vorrechte, um seinen Sold gebrachte und von den Goldjungen gezügelte Pöbel war sehr erbittert. Nach Aufhebung des Maximum hielten die Wucherer das Getreide zurück. War nun auch bei der Sorgfalt des Boissy d'Anglas, der diese Angelegenheit leitete, keine Hungersnoth zu fürchten, so nahm doch der Pöbel die Miene an, als sey dieselbe wieder vor der Thür, nur um einen Vorwand zur Unruhe zu haben. Die meist von ihm bewohnten Vorstädte St. Antoine und St. Marceau setzten sich in Insurrection und zogen, die Weiber (die jetzt s. g. Wittwen Robespierres) wieder voran, gegen den Convent mit dem Geschrei: „Brod und die Constitution von 1793.“ Die Verfassung war nämlich zwar verkündigt, aber immer noch nicht ins Leben getreten. Die provisorische Dictatur Robespierres und des Berges hatte man sich gefallen lassen, eine der

Gemäßigten wollte man nicht. Deßhalb drang man so sehr darauf, die Verfassung solle jetzt endlich einmal eine Wahrheit werden. Da sie, wie wir oben sahen, eine durchaus demokratische war, so mußte sie auch, sobald sie eingeführt war, dem Pöbel sein Uebergewicht in den Urversammlungen wieder sichern.

Nachdem man schon mehrere Tage hindurch tumultuirt, drang der Schwarm am 1. April in den Convent ein, der aber Muth behielt und mitten im Lärmen die bereits verhafteten Häupter der Terroristenpartei (Billaud, Collot, Barrère und Vadier) zur Deportation nach Cayenne verurtheilte. Die beiden letzteren entkamen. Zugleich wurde gegen viele andere Verhaftung decretirt und zum erstenmal ein aus dem Lager zurückgekehrter General mit Linientruppen zur Bändigung des Pöbels verwendet. Das war Pichegru, der schnell Ruhe und dem Convent unbedingten Gehorsam verschaffte. Nun folgten weitere Acte der Contrerevolution Schlag auf Schlag, die Deportirung Cambons, Maignets, Levasseurs und anderer Bergmänner (17. April), Aufhebung der Confiscationen, die Hinrichtung Hermanns, Fouquier-Thinvilles und noch 13 anderer Mitglieder des Revolutionstribunals (7. Mai). Aber der wüthende Pöbel wagte noch einmal einen großen Aufstand am 20. Mai, drang abermals in den Convent ein, bedrohte den mit dem festesten Muth aushaltenden Präsidenten, Boissy d'Anglas, stundenlang mit dem Tode, tödtete den Abgeordneten Féraud wirklich und steckte dessen Haupt auf eine Pike. Aber Legendre rückte mit der wiederhergestellten Nationalgarde heran und machte den Convent abermals siegen. Die Folge davon war die Verhaftung weiterer Bergmänner im Convent und endlich auch die Reinigung der Gallerien. Es sollte kein Weib mehr den Conventssitzungen anwohnen, außer in Gesellschaft eines Mannes und mit einer Einlaßkarte versehen. Als die Insurgenten gleichwohl noch einen Versuch machten, den noch nicht verhafteten Cambon zum Maire zu erheben, und als der zum Tode verurtheilte Mörder Férauds befreit wurde, schritt General Menou wie-

der mit Linientruppen ein und entwaffnete die Vorstädte. Alle Häupter des Berges, soweit sie nicht geflohen waren, wurden deportirt, auch Carnot nur verschont, „weil er den Sieg organisirt hatte". Das Revolutionstribunal hörte für immer auf und wurde durch Militärcommissionen ersetzt. Die Guillotine brauchte man nur noch für die scheußlichsten Verbrecher. Die nobleren wurden deportirt. Zu den ersteren gehörte Lebon. Sechs terroristische Conventsmitglieder, die bisher nur in zweiter Reihe gestanden, (Romme, Goujon, Duquenois, Duroi, Bourbotte und Soubrany) sollten am 17. Juni geköpft werden, durchstachen sich aber alle zuvor einer nach dem andern mit demselben Messer. Auch Fouché wurde verhaftet.

Da die Contrerevolution in dem Maaße, in welchem sie in Paris vorschritt, auch den Emigrirten und dem Ausland Hoffnungen weckte, müssen wir, ehe wir ihre Katastrophe schildern, den Blick auf die Grenzen werfen.

Pichegru mit der Nordarmee hatte im Herbst 1794 die Engländer unter York nach Holland hineingetrieben, war aber durch die große Erschöpfung seines Heeres und durch die rauhe Jahreszeit verhindert worden, ihnen weiter zu folgen. Indeß verkehrte er viel mit den Unzufriedenen in Holland, mit den s. g. „Patrioten", die noch äußerst erbittert waren über das frühere Einschreiten Preußens zu Gunsten des Erbstatthalters. An der Spitze dieser Partei stand der General Daendels, der Holland mit Hülfe der Franzosen demokratisch machen wollte. Die Strenge des Winters selbst lud die Franzosen ein, indem sie über die gefrornen Kanäle und Flüsse leicht vordringen konnten, was im Sommer nicht möglich gewesen wäre. Daher brach Pichegru mit seinem ganzen Heer am 27. Dezember auf, setzte über die Maas und dann über die Waal und trieb die Engländer und Oesterreicher vor sich her, die zu schwach waren, sich ihm zu widersetzen. Die holländischen und englischen Schiffe aber waren sämmtlich im Eis eingefroren und wurden alle von den Franzosen genommen, in Bom-

mel allein 190 englische Schiffe, bei Rotterdam 22 reich beladene englische Artillerie-Transportschiffe und noch gegen 200 englische Schiffe an andern Punkten der holländischen Küste. Erst am 8. Januar, als die Kälte nachließ, wagte die vereinigte englisch-österreichische Armee unter General Wallmoden wieder vorzugehen, wurde aber in den Linien von Arnheim geschlagen und mußte sich nach Westphalen zurückziehen. Die Engländer verloren fast alle ihre Geschütze, und eine Menge Kranke erlagen dem harten Winter. Der alte Haß der Holländer gegen die Engländer offenbarte sich jetzt in grausamer Verrätherei. In Utrecht wurde das englische Gepäck geplündert, in Zütphen weigerte man verhungerten und kranken Engländern die Aufnahme. Die Verwirrung war grenzenlos. Der Erbstatthalter floh bei Zeiten nach England, aber die antioranisch gesinnten Einwohner von Amsterdam hielten eine Menge seiner Anhänger, welche gleichfalls fliehen wollten, gewaltsam zurück, indem sie kein Schiff mehr fortließen. Pichegru hielt am 19. Januar, umjubelt von den Patrioten, seinen Einzug in Amsterdam. Die Generalstaaten setzten am 26. Januar im Haag den Erbstatthalter ab. Ihre Freude wurde aber getrübt durch die Conventsdeputirten Siéyes und Rewbel, die Holland als Bezahlung für die französische Hülfe 100 Millionen Gulden abpreßten. Auch blieb ein französisches Heer in Holland stehen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen mußte. Maestricht und Venloo mit Holländisch-Flandern wurden damals schon ganz zu Frankreich geschlagen. Der Rest von Holland erhielt den Namen der batavischen Republik nach dem Muster der französischen. Die Engländer entschädigten sich durch Wegnahme der holländischen Handelsflotte, die in Plymouth lag und einen Werth von 12 Millionen Pfund Sterling enthielt, durch Wegnahme aller holländischen Schiffe auf allen Meeren und endlich auch durch Eroberung sämmtlicher holländischen Colonien, mit einziger Ausnahme von Batavia. Die armen Holländer waren auf eine solche Treulosigkeit nirgends vorbereitet gewesen, hatten die Engländer vielmehr als sichere Bun-

desgenossen angesehen, und der Erbstatthalter sah sie noch so an und schickte Befehle in die Colonien, den Engländern die festen Plätze zu übergeben. Er wollte damit ohne Zweifel den Befehlen der neuen batavischen Regierung zuvorkommen, überlieferte aber die Beute den Engländern, die weit entfernt waren, die Colonien dem Hause Oranien vorzubehalten, sondern alles für sich nahmen. So fiel die große Capcolonie, so das reiche Ceylon in ihre Hände. Man sagte damals von ihnen mit Recht: sie gleichen dem Freunde, der bei einem Brande stiehlt, während er die Miene annimmt, als wolle er löschen helfen. — Der König von Preußen, welcher früher mit so viel Energie seine Schwester, die Erbstatthalterin von Holland, gegen die Insurgenten unterstützt hatte und auch diesmal wieder den Einbruch der Horden Pichegru's hätte verhindern können, ließ diesen gewähren und untersagte sogar jede oranische Zusammrottung an den Grenzen, als der Erbstatthalter werben ließ, um Holland wiederzuerobern.

Die österreichischen Niederländer wurden schwer geprüft, da sie ganz an Frankreich übergingen. Nachdem sie sich kaum gegen Joseph II. erhoben hatten, um ihre Kirche und ihre alten Landesfreiheiten zu schirmen, bekamen sie an den Franzosen noch viel gewaltthätigere Feinde. Schon am 13. Dezember 1792 war unter Dumouriez alles Staats-, Kirchen-, Corporations- und Gemeindeeigenthum in Belgien unter französischen Schutz gestellt, d. h. für gute Beute erklärt worden. Im Frühjahr 1793 wurden die verzweifelnden Bürger gezwungen, die Einverleibung ihres Landes in die französische Republik zuzugeben. Französische Soldaten ertrotzten die Abstimmung mit dem Bajonet. In dem volkreichen Gent stimmten nur 150 Menschen, darunter 59 aus dem Zuchthaus befreite. Viele Städte protestirten, aber vergebens. „Wie kann uns Frankreich, indem es uns die Freiheit zu bringen vorgibt, dieselbe nehmen?" schrieb die Stadt Brüssel unter dem Präsidenten Dotrenge. „Jedes freie Volk gibt sich selber Gesetze und empfängt sie nicht von einem andern," schrieb die Stadt Antwer-

pen unter dem Präsidenten van Dun. „Ihr raubt uns nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatvermögen, was unsere früheren Despoten nie gethan haben," schrieben die Stände von Hennegau.

Ueberall, wohin die Franzosen kamen, raubten sie alles Staats- und Kircheneigenthum, verjagten den Adel, brandschatzten die reichen Bürger, plünderten selbst das Gemeindegut, verkauften z. B. Wälder und machten alles zur Beute und durch Verkauf an Juden und Judengenossen zu Geld. In Lüttich wurde am ärgsten gewüthet, weil hier das Volk lange von seinem Fürstbischof Constantin Franz mißhandelt worden war. Viele Kirchen wurden hier der Erde gleich gemacht. In Köln wurden alle Klöster geöffnet, und Reisende fanden hier noch späterhin eine Nonne als berühmte schöne Kellnerin. Trier verlor alle Glocken und ersetzte sie zum Theil aus solchen, die man aus Metz gestohlen hatte. Rewbel selber gestand, die französische Republik sey durch nichts so verhaßt geworden, als durch die Räubereien, „alle Spitzbuben von Paris seyen im Heere als Commissäre angestellt gewesen". Damals begann auch zuerst der Raub der Kunstwerke. Aus Holland wie aus Belgien wurden die kostbarsten Gemälde der berühmtesten niederländischen Maler nach Paris entführt. Eine ungeheure Menge Kunstwerke gingen in den zerstörten Kirchen zu Grunde. Die Meisterwerke der älteren niederländischen und rheinischen Malerschule waren damals nicht mehr gewürdigt, ihr Werth noch nicht gehörig wiedererkannt. Nur wenigen kenntnißreicheren Männern, vor allen den Brüdern Boisserée in Köln, gelang es später, von den damals aus allen Kirchen zerstreuten Gemälden die herrliche Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde zu retten, die jetzt in München aufbewahrt ist.

Die Oesterreicher, bereits aus den Niederlanden verdrängt, hielten, nachdem auch das feste Luxemburg am 7. Juni 1794 gefallen war, nur noch Mainz. Bayern übergab den Franzosen ohne Noth und im geheimen Einverständniß die Festungen Düsseldorf und

Mannheim, von wo aus sie neue Raubzüge machten und Greuel aller Art begingen. Ganze Gemeinden zwischen Main und Lahn flüchteten in die Wälder. Der tapfere Clerfait strafte noch einmal diese Frevel. Er überfiel das französische Belagerungsheer vor Mainz und nahm ihm 138 schwere Geschütze ab (29. Oct.) Eben so fiel Mannheim wieder in die Gewalt der Oesterreicher nach einem siegreichen Gefechte bei Handschuchsheim und nach einem heißen Bombardement. Aber von England und Preußen verlassen, ging Oesterreich am 21. Dez. einen Waffenstillstand mit Frankreich ein. Der edle Clerfait, anstatt für seine Leistungen belohnt zu werden, wurde in Ungnade abgedankt, weil er sich mit Recht über die elende Verpflegung der Armee, über die Unterschleife und über Thugut*) beschwert hatte. — Preußen schloß aus Gründen, die wir im folgenden Buch näher erörtern werden, im April des Jahres 1795 zu Basel mit der französischen Republik Frieden und schloß Hannover, Hessen, ganz Norddeutschland in diesen Frieden ein. Auch Spanien schloß Frieden, die italienischen Staaten (mit einziger Ausnahme Sardiniens) knüpften wieder freundliche Beziehungen mit Frankreich an, ebenso Dänemark und Schweden.

Die Engländer, aus Holland vertrieben, setzten den Krieg rüstig zur See fort. Am 14. März 1795 siegte ihr Admiral Hotham über die französische Flotte unter Martin im Mittelmeer auf der Höhe von Savona, und abermals unter Lord Bridport über die Brester Flotte am 23. Juni bei l'Orient. Auf den französischen Schiffen befanden sich ganz unfähige Offiziere, bildeten Soldaten und Matrosen politische Klubs und gehorchten gelegentlich nicht. Daher sie durch schlechtes Manövriren immer den Sieg verloren, während sie sich einzeln aufs heldenmüthigste schlugen. Das kleine Emigrantencorps unter Condé hatte sich in den früheren Feldzügen seit 1792 gut gehalten, war aber absichtlich, um seinen

*) Thugut wurde beschuldigt, mit den Juden, welche bei den Lieferungen aufs ungeheuerste betrogen, heimlich unter der Decke zu stecken.

Einfluß zu schwächen, getheilt worden, weil Oesterreich und Preußen allein hatten siegen und das künftige Schicksal Frankreichs bestimmen wollen ohne Einsprache der Emigranten. Jetzt wurde der größte Theil dieses Heeres von England in Sold genommen und sollte unter d'Hervilly an der Küste der Bretagne landen, um mit den Chouans dieser Provinz und den benachbarten Vendéern die Contrerevolution zu Gunsten Ludwigs XVIII. zu vollenden. Aber es war zu spät. Die Chouans waren immer nur zerstreute Banden und sehr vorsichtig gewesen. Die Vendéer hatten sich schon 1793 erschöpft und führten nur noch einen schwachen Vertheidigungskrieg. Am 3. Januar 1794 wurde die Insel Noirmoutier, die kurz vorher von den Vendéern unter l'Elbée erobert und worin der Commandant der Blauen, Wieland, gefangen und geschont worden war, von den Blauen unter Turreau wiedererobert, worauf der Sieger ohne Gnade alle Gefangenen, den tödtlich krank darniederliegenden Elbée, seine Gemahlin, 1200 Vendéer, einen Theil der unschuldigen Insulaner, ja sogar den armen Wieland erschießen ließ, den letzteren, weil man vorgab, er habe die Insel an die Vendéer verrathen. Vergebens betheuerte der edelmüthige Elbée noch sterbend Wielands Unschuld. Die Hauptmaßregel des Convents gegen die Vendée wurde jetzt ausgeführt. Man schickte nämlich zwölf s. g. infernalische Colonnen der Republikaner durch ihr Land, welche systematisch alle Einwohner ausrotteten und alle Häuser niederbrannten. Der junge tapfere Larochejacquelin fiel, die andern Anführer, Stofflet und Charette, benutzten das nach Robespierre's Sturz eingetretene mildere System und schlossen ihren Frieden mit der Republik im Winter auf 1795. Die Emigranten fanden also, indem sie im Juli an der Halbinsel Quiberon landeten, nur einige tausend Chouans unter Puysage vor. Der letztere wollte allein befehlen, und man stritt sich. Ueberdies schloß sie der nach Robespierre's Sturz wieder frei gewordene General Hoche mit 10,000 Mann am Landungsplatze ein und machte zugleich ein solches Feuer auf die englischen Schiffe, daß diese sich

treulos entfernten und die unglücklichen Emigranten im Stiche ließen. d'Herbilly fiel, Puysage entkam mit den Engländern. Nur Sombreuil, Sohn des alten Generals der Invaliden, kämpfte tapfer fort, bis auch er mit dem Rest seiner Getreuen capituliren mußte, 20. Juli. Hoche hätte ihnen gerne das Leben geschenkt, aber Tallien, der als Conventsdeputirter anwesend und eben damals als Contrerevolutionär verdächtig geworden war, ergriff diesen Anlaß, um sich rein zu waschen, und ließ 600 Emigranten erschießen, darunter den edlen Sombreuil*) und den Bischof von Dal mit 50 Geistlichen. Die übrigen ließ man unter der Hand frei, eben so die Chouans. Ein Graf Damas hatte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer gestürzt. — Die zweite Abtheilung der Emigranten unter dem Grafen von Artois kam zu spät, um zu helfen, und hielt auf der kleinen Insel Houat nur ein Todtenamt für die Gefallenen. Sein Versuch, bei Noirmoutier zu landen, mißlang, seine Flotte wurde von einem schrecklichen Orcan zerstört, zum Theil vernichtet.

Eben so traurig war das Schicksal von 400 Emigrirten, welche nach Guadeloupe geflohen waren, dort aber von der republikanischen Partei in einem großen Graben erschossen und dann mit Erde zugedeckt wurden. Auf den Antillen war wilde Bewegung. Die

*) Später wurde ein Brief Sombreuils an den englischen Kriegsminister Windham bekannt, worin der erstere bitter klagt, daß die Emigrirten von England im Stich gelassen seyen und weder Instruction, noch Lebensmittel erhalten, die Expedition also unglücklich ablaufen müsse. Windham antwortete nicht. Sheridan sagte im Parlament: „bei Quiberon floß freilich kein brittisches Blut, aber die brittische Ehre blutet aus allen Adern. Es waren mörderische Unternehmungen, die auf den Seelen ihrer Urheber lasten werden.“ Und Fox: „Man sagt, gewisse Cabinetsminister hätten, weil sie sich mit zu viel Emigranten überlastet, dieselben absichtlich aufgeopfert, um sie los zu werden. Ich will es nicht glauben, aber ewige Schmach der englischen Nation, wenn sie die Urheber der Expedition von Quiberon nicht wenigstens mit ihrem Tadel bestraft.“

Republikaner behaupteten die Uebermacht mit Hülfe aufgestandener Mulatten und Neger. Auf der Insel Granada wurde der englische Gouverneur Hume mit andern angesehenen Engländern auf Befehl des Mulattengenerals Fidore erschossen. In St. Vincent fielen die wilden Karaiben über die Engländer her. Auch die französischen Flotten waren wieder glücklich. Am 8. October gelang es dem französischen Contreadmiral Richery bei Cap St. Vincent 30, dem Capitän Moullon bei Cap Finisterre 18 reiche englische Handelsschiffe wegzunehmen.

Im südlichen Frankreich schritt die Contrerevolution am weitesten vor. Hier bildeten sich bewaffnete Banden unter dem Namen der Jesus- und Sonnencompagnien, die ein furchtbares Vergeltungsrecht an den Sansculotten übten. Im Namen der Religion und des Königs (des damals noch lebenden Ludwig XVII.) begannen sie im Frühjahr 1795 unter dem Gesang des réveil du peuple die Terroristen zu ermorden und wiederholten die Septembergreuel der Pariser, nur in umgekehrter Richtung, indem sie die vorher gefangen gesetzten Jakobiner in den Kerkern abschlachteten, so 97 in Lyon, 29 in Aix, 47 in Tarascon, 38 in Marseille. Auch hatten sich viele Emigranten eingeschlichen; aber diese Bewegungen erloschen, sobald die Niederlagen der Contrerevolutionäre in Paris selbst bekannt wurden. Die Oesterreicher und Sardinier thaten von Italien aus nichts, um jene Bewegungen im Süden zu unterstützen. Die erstern unter Devins wurden von den Franzosen unter Scherer bei Loano (23. Nov.), die letztern unter Colli bei Garessio (27. Nov.) von den Franzosen unter Serrurier geschlagen.

Auch nach Paris hatten sich viele Emigranten heimlich zurückbegeben und waren nicht verhaftet worden. Sie träumten schon von einem leichten Siege der königlichen Partei, die aristokratische Vorstadt St. Germain füllte sich wieder mit vornehmen Bewohnern und glänzenden Equipagen. Madame Staël eröffnete den ersten aristokratischen Salon. Die goldene Jugend trug ungenirt

die grünen Rockaufschläge der Chouans. Pichegru, als Eroberer Hollands und Besieger des Pöbels in Paris damals der angesehenste General, ließ sich in heimliche Verbindungen mit Condé ein. Aber die Mehrheit des Convents hing entweder aufrichtig der Republik an oder hatte wenigstens keine Lust, die Macht, die sie einmal besaß, abzutreten. Viele fürchteten, wenn das Königthum wieder eingeführt würde, noch wegen ihres Antheils an der Revolution zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Convent beschloß daher, der Contrerevolution einen Damm zu setzen. Louvet war es, welcher das Signal dazu gab, indem er ausrief: „Es ist Zeit, die Gegenrevolution zu endigen" (18. August). Die Verbannung der Emigrirten und des renitenten Klerus, so wie die Confiscation ihrer Güter wurden aufs neue bestätigt. Die Verfassung von 1793 wurde zwar definitiv aufgegeben (sie war nie ins Leben getreten); an ihre Stelle trat aber eine neue, von Daunou entworfene Verfassung (von 1795 oder dem Jahre III der Republik), in welcher sich der Convent vorbehielt, die bisher von ihm ausgeübte Macht fernerhin auszuüben. Die vollziehende Gewalt sollte aus fünf Directoren bestehen, die gesetzgebende in einen Rath der 500 mit dem Recht der Gesetzesinitiative, und einen Rath der 250 (der Alten) mit dem Rechte des Veto betraut, getheilt werden, aber zwei Drittel dieser beiden Räthe sollten aus bisherigen Conventsgliedern gewählt werden, wodurch ihnen die Gewalt gesichert blieb. Das war ein Zweikammersystem, eine Annäherung an die constitutionelle Monarchie im Sinne Neckers und der alten Constitutionellen, aber noch ganz unter den Bedingungen der Republik und unter dem persönlichen Einflusse derer, die für den Tod des Königs gestimmt hatten und eben so tief in die Schuld der Revolution verwickelt waren, als sie die Ehren der Republik sich angeeignet hatten.

Diese Wendung der Dinge brachte die royalistische Partei um alle ihre Hoffnungen. Sie wollte aber nicht weichen, ohne einen Kampf zu wagen. Unter dem Vorsitz des alten Herzog von Niver=

nois tagten ihre Häupter im Odeon und beschlossen einen bewaffneten Aufstand der 44 Pariser Sectionen, die sich bereits zu ihnen bekannten und 20—30,000 Mann, namentlich Nationalgarden der bessern Bürgerclasse aufstellten. Sie hatten aber keine Kanonen mehr, die Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau, die ganze alte Sansculottenpartei bewaffnete sich ebenfalls unter dem Namen der Patrioten von 1789, aber gegen jene und für den Convent. Tallien, kurz vorher noch ihr heftigster Gegner, führte sie an. Es war nur wenig Militär in der Stadt, welches General Menou befehligte. Dieser benahm sich aber nicht energisch genug und Barras, mit den Vertheidigungsanstalten vom Convent beauftragt, übergab das Commando an den General Bonaparte, der zufällig in Paris war.

Bonaparte war unmittelbar nach dem Sturze Robespierres in Nizza verhaftet worden, angeklagt als Terrorist und vertrauter Freund des jüngern Robespierre, der ihm als Conventsdeputirter im Lager viel Liebe bewiesen hatte. Nur das Zeugniß der Armee, man könne sein Talent nicht entbehren, rettete Bonaparte. Er blieb aber abgesetzt. Als er nach Paris kam, um Beschäftigung zu suchen, meinte Aubry, der damals die Armeeangelegenheiten leitete, er sey zu jung. „Auf dem Schlachtfelde wird man schnell alt," erwiederte Bonaparte. Das nahm aber Aubry, der nie Pulver gerochen hatte, sehr übel und that nichts für ihn. Bonaparte blieb in Paris ohne Gehalt in so kümmerlicher Lage, daß er seinen Bruder Joseph beneidete, der damals eine reiche Kaufmannstochter, Demoiselle Clary in Marseille, geheirathet hatte. Seine Freunde Junot und Sebastiani lebten damals mit ihm zusammen, wie arme Studenten. Auch der berühmte Schauspieler Talma war sein täglicher Gesellschafter. Endlich bekam er etwas im Kriegsbureau zu thun, aber erst Barras rief ihn wieder auf das Feld der Thaten.

Am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 setzte sich die royalistische Armee der Stadt in Bewegung gegen den Convent.

Rasch die Sachlage überblickend hatte Bonaparte noch im Dunkel der Nacht durch den Rittmeister Murat (Sohn eines Gastwirths zu Cahors, der nachmals Bonapartes Schwester Caroline heirathete) mit wenigen Reitern die vierzig Kanonen abholen lassen, welche in der Nähe der Stadt aufgestellt und von den Royalisten vergessen waren, und dieselben rings um die Tuilerien (den Convent) so geschickt placirt, daß er, obgleich er nur 8000 Mann zur Verfügung hatte, die 30,000 seiner Gegner, die keine Kanonen hatten, mit Kartätschenschüssen in Respect halten konnte. Sie griffen unter den Generalen Duhoux und Danican muthig genug an, wurden aber mit einem Hagel von Kugeln überschüttet und wichen nach einstündigem Kampf. Bonaparte ließ sie verfolgen und entwaffnen. Es ist bemerkenswerth, daß niemand an Barricaden dachte, was Bonapartes Sieg sehr erschwert haben würde. Als die sämmtlichen abgegebenen Waffen vor ihn gebracht wurden, fand sich auch ein schöner Knabe bei ihm ein, der ihn unter Thränen um den Degen seines Vaters bat, den man seiner Mutter weggenommen hatte. Es war Eugen Beauharnais, Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras, der die Confiscation ihres großen Vermögens verhindert hatte. Sie brachte dem viel jüngeren Bräutigam Reichthum und eine hohe Protection zu. Er wurde jetzt General der Armee des Innern und, als ein neuer Krieg gegen Oesterreich beschlossen wurde, Obergeneral der Armee von Italien.

Nach der Niederlage der Royalisten trat die neue Verfassung in Kraft und das Directorium begann mit den beiden Räthen seine amtliche Thätigkeit am 28. October. Der damit endlich aufgelöste weltberühmte Convent hatte die extremsten seiner Mitglieder in furchtbaren Parteikämpfen verloren, behielt aber in dem Reste derselben und in der geschonteren Mitte immer noch so viel Lebenskraft, daß er sich in den neuen Gewalten nur gleichsam fortsetzte. In die neuen Räthe gingen nicht weniger als 379 Con-

ventsmitglieder über. Die ersten Directoren waren Barras, Rewbel, Larévaillère-Lepaux, Letourneur und Sièyes. Ihr System war ein conservatives geworden. Sie wollten nur erhalten, was in der Revolution gewonnen worden war, uud in Ruhe und Ordnung deren Früchte genießen. Die Parteien waren erschöpft und des Lärmens satt. Das Volk wandte sich überall wieder der täglichen Arbeit und den Freuden des Familienlebens zu.

Nur wie nach einem heftigen Meersturme die Wellen noch fortschwanken, immer niedriger gehend, so wiederholte sich auch unter dem Directorium noch einmal eine terroristische und royalistische Bewegung, aber schon ganz abgeschwächt. Die alten Jakobiner sammelten sich im Klub des Pantheon, Grachus Baboeuf war ihr Journalist. Am 9. September 1796 überfielen sie, der kaum befreite tolle Drouet an der Spitze, das nahe bei der Stadt befindliche Lager von Grenelle, in der Hoffnung, die Soldaten zu verführen, wurden aber übel empfangen und verjagt. Drouet entkam, 32 aber wurden hingerichtet. Baboeuf, der noch aus dem Gefängniß heraus die Demokratie Robespierres predigte, erdolchte sich selbst. Er ist merkwürdig, weil er die Brücke von Robespierre zu den spätern Communisten bildet.*) — In den Provinzen blieb alles ruhig. Zwar hatten sich die Vendéer noch einmal erhoben, aber so schwach, daß sie bald den Angriffen des Generals Hoche unterlagen und sowohl Stofflet als Charette gefangen und wegen des gebrochenen Friedens erschossen wurden (Februar und März 1796).

Doch hatte die neue Regierung eine schlimme Erbschaft übernommen in den zerrütteten Finanzen und in der Corruption der zahllosen amtlichen Räuber. Im Sturm und Drange der Revolution hatte man zuletzt 45,000 Millionen Assignaten ausgegeben,

*) Er lehrte, aus dem Princip der Gleichheit folge Gemeinschaft der Güter, wie der Arbeit, gleiche Vertheilung der Rechte, wie der Pflichten, daher dürfe es keine Arme mehr geben, sey jeder zur Arbeit verpflichtet, habe aber auch gleichen Antheil am Erwerb und Genuß.

die gänzlich entwerthet waren. Um einen einzigen Franken baar zu bekommen, gab man deren eintausend in Assignaten. Ein Klafter Holz in Paris stieg bis zu dem Werth von 24,000 Fr. in Papier, ein Pfund Seife kostete 230. Das Directorium suchte nach und nach Ordnung zu schaffen, was aber einem Staatsbankerott gleichkam. Es schuf am 18. März 1796 nicht weniger als 2400 Millionen s. g. Territorialmandate (Anweisungen auf die Nationalgüter), welche nur noch die Zinsen aus dem Capital der älteren in den Assignaten verausgabten Summe darstellten, und auf welche diese reducirt wurde, forderte nun aber die Steuern in baarem Gelde ein. Wer dieses letztere nicht hatte, mußte seine Papiere dafür hergeben. Die Mandate waren so schnell entwerthet, wie die Assignaten selbst und um eine Steuer von einem baaren Frank zu bezahlen, mußte man den dreißigfachen Werth in Mandaten zahlen, welcher selbst nur der Ersatz für einen dreißigfachen Werth in Assignaten gewesen war. Der Staatsgläubiger erhielt mithin für 1000 baare Franken, die er einst dem Staate geliehen, nur einen zurück. Gleichwohl sollte das nur eine Reduction zum bessern Vortheil der Gläubiger vorstellen und der Name Bankerott durfte nicht ausgesprochen werden. Die Republik faselte immer noch von „französischer Rechtschaffenheit“ und von der „Garantie der Staatsschuld.“

Dennoch hätten die Finanzen besser geordnet werden können, wenn nicht die Beamten so entsetzlich gestohlen hätten. Von den Directoren an bis zum untersten Diener machte Jeder Unterschleif und füllte seinen Beutel mit dem, was er der Republik heimlich abführte. Das geschah im Complott. Nur wenige edlere Männer, wie Carnot, hielten sich frei davon. Die Siege der Republik gaben ihren Obern viele Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Generale schickten Geld und geraubte Kostbarkeiten an das Directorium, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Die besiegten Fürsten und Städte schickten Geld, um sich Schonung zu erkaufen. Die geheime Bestechung griff in gleichem Maaße um sich, wie der offene

Raub, und den obern Beamten ahmten überall die untern nach. Es war hauptsächlich der hohe Reiz der überreichen Kriegsbeute, durch den sich die Directoren verführen ließen, das System der Eroberungen zu begünstigen. Ohne es zu wollen aber verschafften sie dadurch allmählig den Armeen ein Uebergewicht, was endlich unvermeidlich zur Soldatenherrschaft und somit zur Vernichtung aller in der Revolution gewonnenen Freiheiten führen mußte. Robespierres berühmte Worte „les brigands triomphent,“ gingen in Erfüllung und Lafayettes berühmte Worte „die dreifarbige Fahne wird die Reise um die Welt machen,“ ebenfalls, denn sie war die Fahne jener heroischen Brigands, die ganz Europa plünderten und nicht eher ihr Ziel fanden, bis sie das goldene Kreuz vom Kreml herabgestohlen.

Fünftes Buch.

Das Trauerspiel in Polen.

Nachdem wir die furchtbaren Stürme der französischen Revolution in ihrem Zusammenhange geschildert haben, müssen wir uns zu den Nachbarländern wenden, um deren verschiedenartige Stellung zur Revolution zu charakterisiren. Würden die Mächte, welche nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. von allen Seiten drohend gegen die königsmörderische Nation sich erhoben, fortwährend gemeinschaftlich und nur mit einigem Nachdruck gehandelt haben, so hätte die junge französische Republik bei der Zerrüttung des alten Heeres und ehe die neuen Heere organisirt waren, unfehlbar unterliegen müssen. Aber jene Mächte handelten weder gemeinschaftlich, noch mit der gehörigen Energie, weil jede nur ihr Sonderinteresse verfolgte und eifersüchtig auf die andere war.

In England führte der junge William Pitt das Staatsruder unterstützt von der Mehrheit des Parlaments. Kalt und berechnend, wie er war, suchte er den Frieden so lange als möglich zu erhalten. England war durch den kaum überstandenen nordamerikanischen Krieg erschöpft und sein Handel mit Frankreich zur Friedenszeit sehr ergiebig. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, führte ihn Pitt nur zum Schutz und im Interesse des englischen Handels und der englischen Industrie, indem er theils ein

Heer in die Niederlande schickte, um Antwerpen und Holland zu decken, theils die französische Flotte im Hafen von Toulon zerstören, der französischen Marine so viel Schaden als möglich zufügen und die französischen Colonien erobern ließ. Was im Uebrigen geschah, war, wenn es das Geldinteresse Englands nicht berührte, Pitt völlig gleichgültig. Er fand es daher nicht für nöthig, den Aufstand in der Vendée zu unterstützen und behandelte die Expedition nach Quiberon auf eine Art, die ihm den Vorwurf zuzog, es sey ihm mehr darum zu thun gewesen, die Emigranten, deren Beherbergung England viele Kosten verursachte, loszuwerden, als ihnen zur Eroberung von Paris zu verhelfen. Holland, sobald es von den Franzosen erobert war, betrachtete Pitt nicht mehr als verbündeten Staat, sondern raubte dessen Flotte und Colonien, wie die der Franzosen, alles in Englands Geld- und Handelsinteresse, ohne Rücksicht auf den Erbstatthalter. Die Gefahr aber, welche eben diesen englischen Interessen drohte, so lange Frankreich Belgien und Holland besaß, war wieder der einzige Grund, aus welchem Pitt sich herbeiließ, Oesterreich und Preußen noch große Subsidien anzubieten, um die Franzosen in ihre alten Grenzen zurückzuwerfen.

Preußen hatte von England 1,200,000 Pfund Sterling (14 Mill. Gulden) empfangen, um kräftig mitzuwirken am Niederrhein zur Unterstützung des englischen Heeres unter dem Herzog von York. Als nun Preußen gezaudert hatte, die Niederlande mit Holland verloren gingen und die preußische Armee gänzlich zurückgezogen wurde, um fernerhin nur in Polen zu operiren, wurde das englische Ministerium Pitt im Parlament von der Opposition mit Vorwürfen überhäuft, wobei nicht die schmeichelhaftesten Reden auf Preußen abfielen. Besonders zornig war Sheridan.*) Allein

*) Er frug: welchen Theil des Tractates hat Preußen erfüllt? wo sind die Preußen? haben sie uns in Belgien beigestanden? Nein, sie stehen in Polen. Also damit Preußen Polen besetze, hat es von England Geld empfangen? war das der Plan des Krieges gegen Frankreich? — Bei

sie hätten Pitt mit mehr Recht vorwerfen können, daß er nicht Gelegenheit genommen habe, Oesterreich und Preußen in der Stimmung zu erhalten, wie auf dem Congreß zu Reichenbach, was nur dann möglich gewesen wäre, wenn er sie beide gegen Rußland unterstützt hätte.

Die beiden großen Gegner Pitts im Parlament Burke und Fox vermochten wenig gegen ihn auszurichten, weil sie nicht das materielle Interesse Englands, sondern Principien verfochten und überdies unter einander selbst uneins waren. Burke, welcher für die Freiheit in Nordamerika geschwärmt hatte, verdammte die französische, weil sie zu so großen Verbrechen geführt hatte. Fox im Gegentheil sah in der französischen Revolution einen Gährungsprozeß, der zur schönsten Aufklärung führen würde und sagte voraus, England und Frankreich würden sich dereinst noch in liberalen Interessen alliiren.

Die französische Partei in England war nicht klein. Zu ihr gehörten die alten Anhänger der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, die zahlreichen Dissenters, deren Glauben sie vom Genuß so vieler Rechte ausschloß, die katholischen hartgedrückten Irländer, die schlecht bezahlten Fabrikarbeiter. Eine Zeit lang hoffte die Gironde, durch einen Bund zwischen Frankreich und England die Jakobinerpartei im Innern Frankreichs niederhalten und dagegen die Grundsätze vernünftiger Freiheit nach außen desto glänzender siegen machen zu können, sie erlagen aber nur allzubald den

---

diesem Anlaß wurde Klage erhoben, daß England eine frühere Anleihe von gleichem Betrage gleichfalls umsonst gemacht und Capital und Zins verloren habe. Es hatte nämlich 1,200,000 Pfund Sterling an Maria Theresia geliehen, die in Schlesien versichert wurden, als aber Friedrich II. Schlesien nahm, erklärte sich Maria Theresia nicht mehr für verpflichtet, Zins oder Capital zurückzuzahlen, sondern wies die Engländer auf den König von Preußen als nunmehrigen Besitzer Schlesiens an. Dieser aber antwortete: wenn ein Land erobert wird, sind alle darauf haftenden Schulden annullirt.

Jakobinern, und damit erstarben auch die Hoffnungen der englischen Klubs, die bereits von einer Republikanisirung Englands geträumt hatten. Unter den englischen Fanatikern für die französische Freiheit machte sich besonders der Dissenter Dr. Priestley bemerklich, der Versammlungen und Reden hielt, in Birmingham aber vom gut englischen Pöbel überfallen wurde und kaum dem Tode entging. Sein Haus und sechzig Häuser seines Anhangs wurden zerstört, der Pöbel wüthete drei Tage lang und weil er besoffen war, kamen viele in den Häusern um. Priestley entkam in einer Verkleidung. Als der Herzog von Braunschweig sein Manifest erlassen und nachher doch schimpflich aus Frankreich zurückgewichen war, wurde sein Bild in großer Prozession durch London getragen und öffentlich an den Galgen gehenkt.

Nach den Septembermorden in Paris floh alles, was noch von Adel und Klerus in gutem Vertrauen in Frankreich zurückgeblieben war, auf dem kürzesten Wege nach England. Man zählte im October daselbst 80,000 französische Flüchtlinge. Sie kamen zum Theil verkleidet und im äußersten Elend an, manche in Koffer gepackt, die Gemahlin des verhaßten Herrn von Bouillé in Matrosenkleidern, die Herzogin von Biron auf einem kleinen Kahn und schon halbtodt. Ihr Gemahl war früher schon in London angekommen, wurde aber auf Grund falscher Wechsel unschuldig verhaftet. Auch Beaumarchais, der berühmte Dichter, kam in's Schuldgefängniß von Kings-Bench. Die armen Flüchtlinge hatten noch überdieß vom Haß der Engländer zu leiden, besonders die französischen Priester, gegen die man die schändlichsten Verleumdungen an die Mauern schlug. Ein Gassenprediger sammelte den Pöbel von London um sich und überredete ihn, die Priester seyen nicht die Opfer, sondern vielmehr die Anstifter der Septembermorde gewesen ꝛc. — In England machte eine große Anzahl Fanatiker die Sache der französischen Republik zu der ihrigen, weßhalb der Convent die Sprecher derselben, Priestley, Mackintosh und Paine zu seinen eigenen Mitgliedern wählte und Paine, derselbe, der in

Amerika den „gesunden Menschenverstand" gepredigt hatte, wirklich in den Convent niedersaß. Die beiden andern schlugen die Ehre aus.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI. brachte eine merkliche Aenderung in der Stimmung der Engländer hervor. Die französischen Sympathien traten in den Hintergrund und der alte Nationalhaß in den Vordergrund. In London legte der Hof auf 12 Tage Trauer an und fast die ganze Bevölkerung folgte diesem Beispiel. Alles strömte zu den katholischen Gesandtschaftscapellen, um die Todtenmesse für Ludwig XVI. mit anzuhören, und die fast vergessene Todtenfeier des gleichfalls hingerichteten Karl I. von England wurde am 30. Januar in großer Andacht erneuert. Pitt konnte jetzt nicht nur mit Zustimmung des Parlamentes und der großen Mehrheit der Nation den Krieg mit Frankreich aufnehmen, sondern er setzte auch drei Bills durch, welche die tumultuarischen Volksversammlungen, die rebellische Presse und die Intriguen der Fremden *) einschränkten. Zugleich mußte er, weil der Krieg viel Geld kostete, auch die Steuerkraft des Landes anstrengen. Daher sehr viele Mißvergnügte theils aus Aerger darüber, daß das freie England sich zum Kämpfer für den Despotismus gegen die Freiheit in Frankreich hergebe, theils um nicht länger hohe Steuern zahlen zu müssen, damals nach Amerika auswanderten. Pitt gab sich alle Mühe, den Strom der Auswanderung wenigstens nach Canada zu lenken und setzte deßfalls Prämien an, allein weitaus die Mehrheit wandte sich nach den vereinigten Staaten.

Pitt nahm die Miene an, als sey er immer populär, wenn er es auch nicht war. Im Jahr 1795 fuhr er einmal zu einem Zweckessen beim Lord Major von London und ließ sich von einem Pöbelhaufen, den er dafür bezahlt hatte, die Pferde ausspannen. Da kam ein anderer Pöbelhaufen und spannte sich an seinen Wagen

---

*) Die Alienbill, kraft welcher unter andern Talleyrand aus England fortgejagt wurde.

hinten an, so daß er sich hin- und herzerren lassen mußte, bis seine Partei ihn glücklich mit Hülfe der Polizei zum Lord Major brachte.

Lautes Murren ging durch Parlament und Volk, als das erstere aufgefordert wurde, dem Prinzen von Wales (nachherigen König Georg IV.) zum zweitenmal seine enormen Schulden zu bezahlen, gerade in jenen Zeiten der Noth. Dieser Prinz wurde frühzeitig in alle Lüste und Lüderlichkeiten des damaligen jungen Adels eingeweiht. Seine erste Maitresse war eine schöne Schauspielerin, der viele andere folgten. Von robuster Natur wurde er ein Gourmand, Esser und Schlemmer ersten Rangs und blieb es bis an seinen Tod. Auch den Wein vertrug er im vollsten Maaß und trank täglich Massen des stärksten Rum. Dazu spielte er um hohe Summen und hatte die größte Freude, wenn er die Genossen seiner Lüderlichkeit ausplündern konnte. Mehrere derselben, z. B. den berühmten Sheridan und den Meister der Toilette, Brommel, ließ er in Armuth sterben, ohne ihnen zu helfen. Er war gänzlich herzlos und so stolz und gebieterisch, daß er selbst in der Trunkenheit die Majestät bewahrte und kein Lustgenosse oder Diener es hätte wagen dürfen, den Respect vor ihm auch nur einen Augenblick auszusetzen. Dazu liebte er eine ausgesuchte Toilette und Garderobe, die ihn jährlich 100,000 Pfund Sterling kostete, und alle Arten von „noblen Passionen", wie die Wettrennen und das Wetten um große Summen, Boxen und tolle Streiche. Eine kräftige, aber verthierte Natur. Nachdem er lange mit einer Mrs. Fitzherbert und mit einer Lady Jersey gelebt, heirathete er erst 1795 die Prinzeß Karoline von Braunschweig, ohne sie zu lieben, nur auf Befehl der Eltern, um legitime Nachkommen zu erzielen. Schon gleich nach der Trauung lief er von ihr weg und obgleich sie ihm eine Tochter, Charlotte, geboren, blieben sie doch getrennt. Er lebte mit seiner Maitresse und setzte seine Schwelgereien fort, sie aber, eine hitzige Dame, ergab sich aus Ungeduld und Zorn eigenen Ausschweifungen. Man beschuldigte sie (wie

früher die unglückliche Marie Antoinette in ihrem Trianon) in ihrer Einsamkeit zu Montaguehouse nicht nur mit dem berühmten Sir Sidney Smith, sondern auch mit dem Maler Lawrence und einigen Andern unerlaubt verkehrt zu haben. Ein bildschöner Knabe, Billy Austin, den sie von dieser Zeit an stets um sich hatte, soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn.

Warum die großen Continentalmächte im Kampf gegen die französische Revolution nicht mehr als England ausrichteten, ist im vorigen Buch schon angedeutet. Preußen nämlich, wie Oesterreich waren zurückgehalten durch Rußlands habgierige Absichten auf Polen.

Die alte Kaiserin Katharina II. lebte und intriguirte immer noch. Wie sie vom Anfang ihrer Regierung an alle Händel im Occident und Orient benutzt hatte, um ihre Herrschaft auszubreiten, so erblickte sie auch in der schrecklichen Revolution jenseits des Rheins wieder nur eine gute Gelegenheit, um auf Kosten ihrer Nachbarn ihr Reich zu vergrößern. Sie hetzte Oesterreich und Preußen in den Kampf gegen Frankreich, um hinter ihren Rücken den Ueberrest von Polen an sich zu reißen. Diese Beute aber wollte ihr Friedrich Wilhelm II. nicht gönnen und weil er während seiner Feldzüge gegen Frankreich immer rückwärts nach Polen blicken und seine Kräfte theilen mußte, um die Russen an der Weichsel im Schach zu halten, konnte er auch gegen Frankreich nicht ausrichten, was er anfangs hatte ausrichten wollen. Als er überdies wahrnahm und sich immer mehr überzeugte, auch Oesterreich wolle ihn gegen Frankreich nur als Mittel benutzen und sich allein alle Vortheile des Sieges aneignen, wurde ihm dieser Krieg immer lästiger und er ließ ihn am Ende ganz fallen, um sich ausschließlich der polnischen Angelegenheit widmen zu können.

Nach dem Tode Potemkins schenkte die alte Kaiserin, die sich stark schminkte, um immer noch jung zu erscheinen, ihre Zärtlichkeit dem unwissenden Subow, nahm aber neben ihm zwei schlaue Männer als vertraute Räthe an, den schon genannten Markow

und den Kriegsminister Soltikow. In diesem Zirkel wurde das neue Unheil Polens ausgebrütet. Vor allen Dingen mußte sie, um allein freie Hand in Polen zu behalten, alle ihre Nachbarn gegen Frankreich hetzen. Gustav III. ließ sich wirklich durch große Versprechungen Katharina's verleiten, an Frankreich zum Ritter werden zu wollen, kam aber nicht mehr zum Handeln, weil der Tod ihn hinraffte. Preußen und Oesterreich ließen sich nicht so leicht bethören. Mit größter Ostentation empfing Katharina den Grafen Artois in St. Petersburg und zwang alle in Rußland lebenden Franzosen, Ludwig XVII. zu huldigen. Alles athmete an ihr Legitimität.

Inzwischen hatten die unglücklichen Polen sich schon seit dem Türkenkriege von Preußen aufmuntern lassen, das russische Joch abzuschütteln; Preußen wagte nicht, unmittelbar gegen Rußland und Oesterreich die Waffen zu ergreifen, weil es der französischen und englischen Hülfe nicht sicher war, hetzte aber Türken, Schweden und Polen auf. Der preußische Gesandte in Warschau, Luchesini, war instruirt, den Polen alle möglichen Versprechungen zu machen, und am 15. März 1790 wurde ein förmlicher Bund zwischen Preußen und Polen geschlossen. Da hofften die Polen wirklich auf preußische Hülfe und plötzlich änderte sich die Physiognomie der polnischen Hauptstadt. Das Hotel der russischen Gesandtschaft blieb isolirt, das der preußischen wurde von Gästen umdrängt. Die moderne französische Tracht, welche der polnische Adel bisher hatte tragen müssen, weil die altpolnische Tracht russischen Augen unerträglich war, wurde bei Seite gelegt und der gesammte Adel erschien wieder öffentlich in seinem Nationalkleide. Die patriotische Partei wuchs immer mehr an, ihr berühmtestes Haupt war Ignaz Potocki. Der König selbst begann in dem Maaß zu ihr zu neigen, in welchem er sich weniger mehr vor der alten Katharina fürchtete. Seitdem auch Kaiser Leopold sich von Rußland abwandte und sich Preußen näherte, stiegen die Hoffnungen Polens. Vor allem war der Reichstag darauf bedacht, die

abscheuliche alte Verfassung, das liberum veto ꝛc. zu ändern, indem er am 3. Mai 1791 eine neue verständige Verfassung zu Stande brachte, wonach Polen zwar noch ein Wahlreich bleiben, aber nicht mehr jeden einzelnen König, sondern nach dem Tode des kinderlosen Stanislaus den Prinzen von Sachsen wählen sollte, in dessen Geschlecht sodann die Krone einfach fortzuerben hätte. Die neue Verfassung gab ferner dem König eine größere Gewalt als bisher und steuerte der Anarchie, von welcher Rußland einen so großen Vortheil gezogen hatte. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. anerkannten die neue polnische Verfassung und lobten sie sehr. In der Zusammenkunft zu Pilnitz stimmten beide auch der sächsischen Thronfolge in Polen zu und Leopold erklärte sich bereit, Preußen den Besitz von Danzig und Thorn zu verschaffen, als das einzige Mittel, Preußen in seiner festen Haltung gegen Rußland zu bestärken.

Nun starb aber Leopold und sein Sohn Franz nahm gleich nach seinem Regierungsantritt eine kalte Miene gegen Preußen an. Es erschien ihm nämlich gerathener, sich wieder, wie Joseph, an Rußland anzuschließen. Nichts konnte der russischen Kaiserin erwünschter seyn, welche daher schon am 13. Juli 1792 mit Franz ein Bündniß einging, worin dieser sich verpflichtete, Polen nicht mehr zu unterstützen. Schon im Frühling dieses Jahrs hatte sie die Polen selbst zu bearbeiten angefangen. Sie ließ durch den polnischen Kronfeldherr Branicki, der eine Verwandte Potemkins geheirathet hatte und ganz russisch gesinnt war, die Conföderation von Targowitz einleiten, bei der sich besonders auch Felix Potocki, ein Vetter des Ignaz, betheiligte. Diese Conföderation hatte zum Zweck, die alte Verfassung Polens herzustellen, was sie durch ein Manifest vom 14. Mai 1792 proclamirte. Katharina aber erklärte sich sogleich für die Conföderirten und ließ denselben sagen, „sie möchten ganz auf die Seelengröße und Uneigennützigkeit (!) der Czarewna vertrauen.“ Die Polen riefen nun den preußischen Schutz an, allein der König von Preußen,

sobald er sich von Oesterreich verlassen sah, hatte nichts Eiligeres zu thun, als nun auch seinerseits Polen aufzugeben *) und um die Gunst der russischen Kaiserin zu buhlen. Sie aber griff auf dieser Seite eben so schnell zu und schloß mit Preußen ein Bündniß am 3. August, worin sie demselben den Besitz von Danzig und Thorn zusicherte und es dadurch ganz zu ihrem Werkzeug machte. Hierauf beklagte sie sich gegen Oesterreich, Preußen dringe in sie, Polen zu theilen, was sie nie gewollt habe, allein die Sache ließe sich vielleicht machen, wenn Oesterreich Rußland und Preußen gestatten wolle, in einer zweiten Theilung Polens neue Stücke von diesem Reich abzureißen, für sich selbst aber sich mit Bayern arrondirte, dessen Kurfürst Karl Theodor nicht mehr lange leben konnte. Franz ließ sich das gefallen und hoffte sogar in einem siegreichen Kampf mit Frankreich, welches ihm den Krieg erklärt hatte, noch mehr Eroberungen im Westen zu machen, weßhalb er Rußland und Preußen die polnische Beute einstweilen gönnen wollte. Nun mußte sich Preußen verpflichten, den Theil von Polen, der ihm abgetreten wurde, als Preis seiner Theilnahme am Kriege gegen Frankreich anzusehen. Friedrich Wilhelm II. willigte gern ein, denn er machte gern die Sache der Könige zu der seinigen und setzte eine Ehre darein, dem bedrängten Königspaare in Paris ritterliche Hülfe zu leisten. Nebendem hoffte er, seine un=

---

*) Der Graf von Golz, als Stellvertreter Lucchesinis, übergab am 17. Mai 1791 dem König Stanislaus ein Schreiben des Königs von Preußen, worin es hieß: „Friedrich Wilhelm II. habe die Umänderung der Verfassung mit herzlicher Zustimmung vernommen. Er preise diesen wichtigen Schritt des Volkes &c. und diese seine Gesinnung solle der Botschafter sogleich allen Theilnehmern an der großen Umschaffung bezeugen.“ In dem Bündniß zwischen Preußen und Polen vom 15. März 1790 hatte sich Preußen verpflichtet, keine fremde Einmischung in die Angelegenheiten Polens dulden zu wollen. Jetzt aber erklärte Lucchesini, jener Märzvertrag sey durch die neue Verfassung annullirt, „deren verderbliche Folgen der König von Preußen von jeher vorausgesehen habe.“

überwindliche Armee werde in dem insurgirten Frankreich eben so rasch fertig werden, wie einst in Holland.

Als nun die armen Polen Hülfe bei dem preußischen Gesandten in Warschau suchten, konnte sich Luchesini nicht erinnern, jemals die polnische Verfassung von 1791 gut geheißen zu haben und erklärte, sein Herr erachte sich nicht für gebunden, Polen gegen Rußland Hülfe zu leisten. Den polnischen Patrioten blieb also nichts übrig, als sich selber zu helfen. Joseph Poniatowski, ein Neffe des Königs, warf sich mit 20,000 Mann den einrückenden Russen entgegen. Allein der russische und preußische Hof machte die größten Anstrengungen, um durch Drohungen oder Liebkosungen den König von Polen und seine Generale von der Sache der polnischen Nation abzuziehen. Erst sollte Stanislaus zur Armee abgehen, aber unter dem Vorwand einer Krankheit kam er nicht, sondern schickte den Prinzen Alexander von Württemberg, der eine Czartoriska geheirathet hatte, den Oberbefehl aber nur benutzte, um die polnischen Heertheile irre zu führen, zu zerstreuen oder zum Rückzug zu commandiren, bis man ihn entfernte. Die Seele des polnischen Nationalheeres wurde damals Thaddäus Kosciuszko,*) der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gefochten hatte. Nachdem er schon

*) Ein armer Edelmann hatte er sich in die Tochter des reichen Marschalls von Lithauen, Sosnofski, verliebt, die ihn zärtlich wieder liebte, aber ihre stolzen Eltern verwarfen ihn. Er wollte sie mit ihrem Willen entführen, aber sie wurden eingeholt und er im Kampf um die Geliebte schwer verwundet. Als er geheilt war, ging er nach Amerika, während seine Geliebte den Fürsten Lubomirski heirathen mußte. In Amerika erwarb er sich als Ingenieur viele Verdienste und stieg bis zum General. Washington und Lafayette ehrten ihn hoch, Jefferson, der nachherige Präsident, wurde sein wärmster Freund. In jeder Schlacht trug er in ritterlicher Minne das Tuch, welches seiner Geliebten beim Abschied entfallen war. Ihr blieb er sein Leben lang getreu und hat nie geheirathet. Es war ein echter Pole von romanhafter Gluth.

am 18. Juni 1792 bei Zielence in Volhynien ein russisches Corps geschlagen hatte, lieferte er mit nur 4000 Mann, die er aber trefflich verschanzt hatte, am 17. Juli bei Dubienka den 18,000 Mann starken Russen unter Kochowski eine blutige Schlacht, in welcher er nur 700, die Russen aber 4000 Mann verloren, und gab seine Stellung nachher nur auf, weil er auch von der Seite bedroht wurde. Ein zweites großes Russenheer unter Kossakowski siegte bei Nyswitz und nahm Lithauen weg. Da nun auch König Stanislaus den Drohungen Rußlands und Preußens Gehör gab und es über sich vermochte, die patriotische Partei zu verlassen und der Targowitzer Conföderation beizutreten, am 23. Juli, konnte Kosciuszko allein mit seinen schwachen Kräften Polen nicht mehr retten und verließ es, um einstweilen in Leipzig zu privatisiren.

Die zweite Theilung Polens wurde am 23. Jan. 1793 zwischen Rußland und Preußen allein vorgenommen, aber mit Zustimmung Oesterreichs, welches wie gesagt im Westen entschädigt werden sollte, und sogar Englands. Die schlaue Katharina entsagte nämlich dem von ihr selbst früher aufgestellten Grundsatz der bewaffneten Neutralität in Seekriegen und bewilligte den Engländern neue Handelsvortheile. Da nun England wegen des einträglichen Ostseehandels Frieden mit Rußland haben wollte, und im Beginn des großen Kampfes gegen die französische Revolution die nordischen Mächte nicht entbehren konnte, drückte es die Augen zu und gab Polen zum zweiten Male verloren. Obgleich nun Katharina die Miene angenommen hatte, als ob sie nur durch Preußen zu der zweiten Theilung Polens fortgerissen und gleichsam genöthigt worden sey, nahm sie sich gleichwohl wieder das größte Stück der Beute, nämlich 4550 Quadratmeilen in Litthauen und Volhynien, während Preußen nur 1060 Quadratmeilen, nämlich außer Danzig und Thorn noch Posen, Gnesen, Kalisch, Rawa und Plozk rc. erhielt. Russische und preußische Truppen rückten ohne Widerstand ein und ergriffen Besitz. In einem Manifest vom 9. April machten beide Mächte den Polen bittere Vorwürfe wegen

ihres angeblichen Jakobinismus, der die Ruhe der Nachbarstaaten gefährde, und weshalb das Königreich Polen kleiner gemacht werden müsse. Die Verfassung von 1791 wurde als jakobinisch dargestellt, während gerade sie der königlichen Gewalt neue Rechte verliehen und der Anarchie der älteren Verfassung ein Ende gemacht hatte.

Noch blieb dem polnischen Reichstage zu Grodno übrig, die Abtretung an Rußland gutzuheißen. Sämmtliche Landboten weigerten sich, so tief und allgemein war die Entrüstung. Der sanfte Sievers ließ nun in aller Stille einen der muthigsten Landboten durch russische Soldaten festnehmen und fortbringen. Am 23. Sept. sollte über den Theilungstractat abgestimmt werden. Sämmtliche Landboten schwiegen. Der russische General Rautenfeld trat in den Saal und harangirte die Landboten mit Drohungen. Sie schwiegen immer noch. Nun besetzte er alle Ausgänge mit russischen Soldaten und schwur, keinen Landboten herauszulassen, bis sie der Theilung würden zugestimmt haben. Alle schwiegen, bis nach Mitternacht um 3 Uhr ein Landbote vorschlug, der Sache ein Ende zu machen, indem die Versammelten dreimal sollten aufgerufen, und wie sie noch immer schwiegen, ihr Stillschweigen als Zustimmung sollte angesehen werden. So geschah es, die Landboten aber setzten noch eine besondere Protestation auf. Die Verfassung von 1791 wurde nun ebenfalls aufgehoben und nach russischer Vorschrift eine andere gemacht. Am perfidesten handelte Rußland gegen Preußen, indem es den Reichstag von Grodno abhielt, nachdem die Abtretung an Rußland gutgeheißen war, die an Preußen ebenfalls gutzuheißen. Der russische Gesandte Graf Sievers marktete unterdeß mit dem preußischen v. Buchholz um die Grenzen, die nach einer schlechten alten Karte bestimmt waren, und zwickte am preußischen Antheil so viel als möglich ab.

Rußland konnte dieses schnöde Spiel mit Preußen spielen, weil Friedrich Wilhelm II. am Rhein gegen die Franzosen beschäftigt war und Franz II. sich, seit Thugut ihn leitete, wieder

blind an Rußland hingab. Sobald aber Buchholz entdeckte, wie arg ihm Sievers mitgespielt, und seinem Herrn Meldung gethan, verließ Friedrich Wilhelm II. den Kriegsschauplatz am Rhein und kehrte nach Berlin zurück, aber Rußland beschwichtigte seinen Zorn geschwind, indem Sievers den polnischen Reichstag bewog, nunmehr die preußischen Forderungen anzuerkennen. Die alte Katharina wußte wohl, der König von Preußen habe den Rhein ungern verlassen und wünsche die Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich, deswegen suchte sie ihn durch rasche Bewilligung seiner Forderungen zu einer baldigen Wiederabreise an den Rhein zu bewegen.

Man machte in Paris damals chimärische Pläne und gab ungeheure Summen aus, um zu Revolutionen und Angriffen auf die coalisirten Mächte aufzureizen. Die französischen Gesandtschaften und geheimen Agenten in Turin, Genua, Florenz, Neapel, unterwühlten Italien. Barthelemy, der französische Gesandte in der Schweiz, hetzte die Unterthanen in der Schweiz gegen ihre aristokratischen Herren auf und bewirkte zunächst eine demokratische Revolution in Genf. In England waren alle ähnlichen Versuche Talleyrands am gesunden Sinne der Nation gescheitert. In Constantinopel aber fand der französische Gesandte Descorches offene Hände und verschenkte nicht weniger als 40 Mill. Livres, um den Divan zu bestechen. Allein der Sultan wagte nicht, Oesterreich den Krieg zu erklären, weil er fürchten mußte, alsdann auch Rußland zum Feinde zu bekommen, und Katharina II. brannte so vor Begierde, wieder mit der Pforte anzubinden, daß sie schon die bloßen Umtriebe der Franzosen in Constantinopel zum Vorwande nahm, um Truppen an den Grenzen zu sammeln, und mit Thugut bereits einen Theilungsvorschlag einging, wonach sie Bessarabien, die Moldau und Wallachei, Oesterreich aber Serbien und Bosnien erobern sollte. — In die Zeit dieser französischen Umtriebe fällt nun auch eine Reise Kosciuszko's nach Italien, die er unternahm, theils weil er sich in Leipzig überwacht wußte, theils

um mit der französischen Republik in Verbindung zu treten, von welcher er Geld empfing, um Polen zu insurgiren.

In Polen selbst bearbeitete Jasinski die Gemüther und bereitete eine Erhebung vor. Der neben dem Gesandten Grafen Sievers im Königreich Polen allein gebietende General Igelström hatte einen großen Theil seiner Armee an die türkische Grenze schicken müssen und commandirte in Polen nur noch 20,000 Mann, weshalb er den König Stanislaus zwingen wollte, auch die polnische Armee auf 15,000 zu reduciren. Der König gehorchte, allein die ersten polnischen Truppen unter General Madalinski, welche aufgelöst werden sollten, gehorchten nicht, setzten sich bei Ostrolenka und verstärkten sich durch zahlreiche Zuzüge von Freiwilligen, im März 1794. Nun erschien auch Kosciuszko plötzlich in Krakau, jagte die wenigen dort garnisonirenden Russen aus der Stadt und stellte sich an die Spitze der Insurrection. Madalinski vereinigte sich mit ihm und beide stießen bei Raclawicze auf 4000 Russen unter Tormassow, und schlugen ihn mit Verlust von 1200 Mann und 12 Kanonen aus dem Felde, den 4. April. In diesem Kampfe hatten sich die Krakusen (nur mit Sensen bewaffnete Bauern) rühmlich ausgezeichnet, während das Aufgebot der Edelleute sich hatte versprengen lassen. Zornig warf nun Kosciuszko seinen Rock fort und zog den weißen Kittel eines Bauern an. Aber nicht zum Vortheil seiner Sache, denn der Adel wurde ihr Feind.

Die Nachrichten aus dem Süden elektrisirten die Bevölkerung von Warschau und ganz Polen. Igelström verlor den Kopf, das böse Gewissen machte ihn dumm. Obgleich er 8000 Mann commandirte und die nur 4000 Mann zählenden polnischen Truppen in Warschau leicht hätte isoliren und entwaffnen können, that er nichts. Als nun das Volk der Hauptstadt im Verein mit den polnischen Truppen am 17. April sich erhob, traf er nicht die geringste Vorkehrung, ließ seine Regimenter vereinzelt und ohne Instruction, so daß sie sich durchschlugen, wie sie konnten, und in der

Irre herumliefen. Endlich schlug sich Igelström selbst noch mit 700 Mann durch die Straßen Warschau's hindurch und sammelte draußen die Reste seiner Truppen, die auf ein Drittheil geschmolzen waren. Warschau war frei. Durch ähnliche Ueberraschungen wurden die Russen auch aus Grodno und aus Wilna vertrieben. In der letzten Stadt wurde Kossakowski, der als Pole russischer General geworden war und seine Landsleute bekämpft hatte, gehenkt. Sein Bruder, ein Bischof, befand sich in Warschau, wo er mit andern Russenfreunden eingekerkert war, und auch ihn, den Hetman Ozarowski, den Vicegroßfeldherrn Zabiello und den Grafen Ankwitz hing man an den Galgen, am 9 Mai.

Endlich kam Kosciuszko nach Warschau und stellte die Ordnung her. Sein Hauptaugenmerk aber war der König von Preußen. Ihn suchte er für die polnische Sache zu gewinnen und rieth ihm zugleich zum Frieden mit Frankreich, denn nur im Bunde mit Frankreich und Polen könne er Rußland und Oesterreich bestehen. Der König schwankte, ließ sich aber durch Manstein bewegen, die entgegengesetzte Politik zu befolgen und eine beträchtliche Streitmacht persönlich nach Polen zu führen, um Kosciuszko zu überwältigen. Indessen eilte er damit nicht und auch General Favrat, den er gegen Krakau vorausgeschickt hatte, verfuhr so methodisch und langsam, als ob er einen viel mächtigeren Feind vor sich hätte, schlug erst am 18. Mai einen Haufen Krakusen und zog sich dann sogar wieder zurück, ohne Zweifel durch Befehle seines Königs zurückgehalten, dessen System noch nicht fest stand. Kosciusczko gab sich unendliche Mühe, sein schwaches Heer durch ein allgemeines Aufgebot zu verstärken, wandte aber ein verkehrtes Mittel an, indem er den Bauern Freiheit und die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündete. Zu dieser Maaßregel bewogen ihn vielleicht amerikanische Sympathien,*) vielleicht sah er sich dazu auch durch ge-

*) Er hatte sich in Amerika nicht an den föderalistischen und mehr aristokratischen Washington, sondern an den demokratischen Jefferson angeschlossen.

heime Verpflichtungen gegen Frankreich gezwungen, allein sie verfehlte den Zweck, weil sie den polnischen Adel tief erbitterte, der nun alles anwandte, um die Bauern zurückzuhalten. So brachte Kosciusczko nur 17,000 Mann zusammen, um damit offensiv gegen den König von Preußen zu verfahren, welcher übrigens seine Streitkräfte vertheilte und indem er zu viele Punkte der Grenze besetzte, endlich im Juni selbst mit nicht viel mehr Truppen, als Kosciuszko selber hatte, auf diese losging. Der König aber wurde durch 8000 Russen unter Denisow unterstützt und mit dieser Uebermacht packte er den Polen bei Rawka oder Szczakociny am 9. Juni. Die Krakusen hielten mit ihren Sensen die furchtbarsten Chocs der Reiterei aus, wurden aber endlich vom russischen Fußvolk in die Flanke genommen und gaben die Flucht. Am Tage vorher war General Zajonczek, der mit einem kleinen Corps Krakau decken sollte, bei Chelm geschlagen worden und Krakau fiel am 15.

Diese Unglücksnachrichten machten das Volk in Warschau wüthend, so daß es am 28. unter Anführung des Demagogen Kanofka die Gefängnisse öffnete und trotz aller Abwehr des edlen Ignaz Potocki die verhaßtesten Russenfreunde, acht an der Zahl, vornehmlich den Fürsten Czetwertinski und den Wilnaer Bischof Massalski, ermordete. Sobald Kosciuszko in die Stadt kam, ließ er fünf der Mörder hängen, was aber die demokratische Stadtpartei eben so gegen ihn erbitterte, als die Befreiung der Bauern ihm den Adel zum Feinde gemacht hatte. Allein die Partei hatte nicht Zeit, unter einander selbst zu hadern, denn am 13. Juli erschien der König von Preußen mit seinen russischen Bundesgenossen vor den Thoren von Warschau.

Grade damals aber kam Kaiser Franz II. aus den Niederlanden nach Wien zurück und verständigte sich mit der russischen Kaiserin zum Behuf einer dritten Theilung Polens, nach welcher Oesterreich die vier südwestlichen Palatinate des noch übrigen Königreichs Polen zufallen sollten, namentlich aber Krakau und Sendomir, auf welche Preußen Anspruch machte. Zugleich erbot sich

Oesterreich, den Russen gegen die Türken zu helfen. Beide Contrahenten aber wollten sich des dupirten Königs von Preußen noch zur Ueberwältigung der Polen bedienen. Er sollte sich dabei für sie aufopfern, die ihm alsdann die Beute wegnehmen wollten. Deshalb gab Katharina II., während sie ein großes Heer unter Suwarow an den Grenzen sammelte und am 12. August Wilna erstürmen ließ, den wenigen russischen Truppen, die sich an den König von Preußen angeschlossen hatten, den Befehl, sich zu schonen und die Preußen allein machen zu lassen, Oesterreich aber that gar nichts. Kosciuszko befestigte und vertheidigte unterdeß Warschau gegen die Preußen mit größtem Heldenmuthe, veranlaßte Insurrectionen im Rücken derselben und ließ ihre Zufuhren auffangen, so daß es ihnen an Proviant zu fehlen begann, während Fersen, der die Russen im preußischen Lager anführte, sich zum Abmarsch rüstete, und Franz II. jede Hülfsendung verweigerte. Nun bestürmten Luchesini und Bischofswerder den König, die Belagerung aufzuheben und seine Kräfte zu schonen, da die Absicht Rußlands und Oesterreichs, diese Kräfte aufreiben zu lassen, unverkennbar sey. Und Friedrich Wilhelm II., dem alles hätte daran liegen müssen, Warschau vor den Augen der Russen zu nehmen und Herr des Terrains zu bleiben, ließ sich wirklich zum Rückzug bewegen und führte ihn am 6. September aus. Er war im Lager an der Weichsel eben so geärgert worden, wie in dem am Rhein, und aus gleichen Ursachen. Sein Temperament verlangte rasche Erfolge, und doch hatte er nicht Energie genug, seinen Generalen den Degen an die Rippen zu setzen, um Erfolge wie die Hoches, Pichegrus und Suwarows zu erzwingen.

Kaum waren die Preußen fort, so rückte Suwarow vor, um zu beweisen, er und seine Russen vermöchten in wenigen Tagen, was Friedrich Wilhelm mit seinen Preußen in Wochen nicht gelungen sey. Was vermochte die Tapferkeit der kleinen polnischen Haufen, welche Kosciuszko ihm entgegenschicken konnte, gegen Suwarows Uebermacht und gewohnten Ungestüm? Zuerst bei Brzesc

am 17. September unterlag ihm der polnische General Sierakowski in einem Verzweiflungskampf und verlor 9000 Mann, dann bei Maciejowice am 10. October Kosciuszko selbst, dessen letzte 10,000 Mann hier ruhmvoll sechs Stunden lang in blutigem Handgemenge rangen, bis ihre Schaar auf 2400 Mann geschmolzen war, die nun von Poninski geführt nach Warschau zurückflohen, um diese schwer bedrohte Stadt vertheidigen zu helfen. Kosciuszko selbst war, in Bauerntracht und auf einem schlechten Klepper reitend, von Kosaken verwundet und von seinem gleichfalls verwundeten Pferde in einen Sumpf hineingerissen worden. Ein Säbelhieb auf den Kopf machte ihn besinnungslos und seine letzten Worte waren: finis Poloniae! Aber ein Kosak erkannte ihn, Suwarow ließ ihn mit großer Sorgfalt und Schonung pflegen und heilen und schickte ihn nach St. Petersburg, wo die alte Kaiserin, minder edelmüthig, ihn eng und fest einkerkern ließ.

Suwarow aber zog gegen Warschau. Ignaz Potocki warf sich ihm noch einmal bei Kolilka entgegen, wurde aber blutig zurückgeworfen, am 26. October. Nun rückte Suwarow vor Praga, die Vorstadt Warschau's, von ihr durch die Weichsel getrennt, ein großer und stark befestigter Brückenkopf, hielt sich aber nicht, wie der König von Preußen, mit einer methodischen Belagerung auf, sondern ließ schon in der Nacht des 4. November Praga stürmen und wie in Oczakow alles Lebendige in der Stadt niedermetzeln. Die Polen wehrten sich in den Straßen aufs tapferste, Jasinski fiel, die Russen verloren 1400 Mann, aber die ganze friedliche Bevölkerung Praga's, Greise, Weiber und Kinder wurden von den Russen abgeschlachtet, nach der mäßigsten Berechnung 10,000 Menschen, ungezählt 2000, die in der Weichsel ertranken, weil sie nicht mehr über die von Menschen vollgestopfte Brücke entkommen konnten. Von so viel Blut gesättigt, wurde Suwarow plötzlich mild gestimmt, bewilligte der Stadt Warschau eine billige Capitulation, ließ die polnischen Truppen frei abziehen und schonte die Einwohner, am 7. Nov. — Die Trümmer des Insurgenten-

heeres wurden von den Preußen in kleinen Gefechten vollends aufgerieben und gefangen oder zerstreut. Die am meisten Compromittirten flohen durch Oesterreich, wo man ihnen nichts zu Leide that.

Nun war Rußland Herr des Terrains und konnte, im Einverständniß mit Oesterreich, Preußen vorschreiben, wie viel es bei der dritten Theilung Polens bekommen sollte. Mit Frankreich noch im Kriege begriffen, mit England wegen des nicht erfüllten Subsidientractats in bitterer diplomatischer Fehde (Graf Malmesbury übersetzte nur die Worte Sheridans in eine feinere Sprache), von den Polen selbst wegen des treulosen Spiels, das er mit ihnen getrieben hatte, furchtbar gehaßt, konnte der König von Preußen nicht wagen, Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären, mußte also Krakau und die reichen Salzwerke von Wieliczka an Oesterreich überlassen, dem sein polnischer Beutetheil zufiel, ohne daß es die geringste Anstrengung deshalb gemacht hätte. Am 3. Januar 1795 wurde der Theilungstractat in St. Petersburg unterzeichnet. Das ganze Königreich Polen wurde aufgehoben. König Stanislaus erhielt eine russische Pension und starb 1798 in St. Petersburg. Rußland nahm sich wieder den größten Theil weg, vollends ganz Litthauen mit Wilna und Volhynien, 2200 Quadratmeilen. Preußen bekam alles Land westlich von den Flüssen Niemen und Pilica, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau, nicht ganz 1000 Q.-M. Oesterreich alles Land zwischen den Flüssen Pilica und Bug, Westgalizien mit Krakau, 834 Quadratmeilen.

Damit sollte nun der Name Polen für immer von der Karte Europas und aus der Weltgeschichte ausgestrichen seyn. Man hat die Vernichtung des polnischen Reichs „das größte Verbrechen des Jahrhunderts" genannt. Die es vollbrachten, waren in keiner Weise dazu berechtigt und vollbrachten es mit dem vollen Bewußtseyn, daß sie ein himmelschreiendes Unrecht begingen. Die es verhindern wollten, handelten nach menschlicher Berechnung unklug, denn wie konnte der arme Kosciuszko mit seinen Bauern den Heeresmassen

Rußlands, Oesterreichs und Preußens widerstehen? Aber das Banner der Ehre, welches er entfaltete, blieb über der befleckten Fahne seiner Besieger rein und aufrecht stehen und wird durch alle Jahrhunderte fortleuchten.

An dem nämlichen verhängnißvollen 3. Januar hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut für den jungen Franz einen zweiten geheimen Tractat abgeschlossen, die künftige Theilung der Türkei einleitend. Man glaubt, wenn man die Punkte dieses Vertrags liest, die habgierigen Gesichter zweier alter Wucherer in einem Nachtbilde Rembrandts vor sich zu sehen. Katharina ließ sich die Moldau und Wallachei, Thugut Serbien und Bosnien versichern; als Aequivalent für weitere Erwerbungen Rußlands im Orient sollte Oesterreich nicht nur Bayern, sondern auch Venedig erhalten. Beide Contrahenten aber kamen überein, jede weitere Erwerbung Preußens gemeinschaftlich abzuwehren und zu hindern. Zur Besiegelung dieses Tractats mußte der bereits 71jährige Karl Theodor von Bayern sich noch mit einer Enkelin Maria Theresia's, Marie Leopoldine, Tochter des Herzogs Ferdinand von Modena, vermählen, am 15. Februar. Der nächste bayrische Agnat und Erbe, Maximilian von Zweibrücken, lebte in Straßburg unter französischem Einfluß, hing mit den Illuminaten zusammen und konnte nach Umständen der Nachfolge verlustig erklärt werden.

Friedrich Wilhelm II. kam hinter diesen Tractat und wurde zugleich von den rheinischen Fürsten, Herren und Städten bestürmt, sie zu retten, oder sich wenigstens bei Frankreich für sie zu verwenden. Gleichzeitig behandelte ihn die französische Diplomatie aufs artigste, um ihn vollends von der Coalition zu trennen. Er sah also die Möglichkeit, als Schutzherr des westlichen und mittleren Deutschland sein preußisches Reich zu arrondiren und mit Hülfe Frankreichs den österreichischen Anspruch auf Bayern zu vereiteln. Deshalb ließ er schon am 5. April durch seinen Gesandten, den Freiherrn von Hardenberg, denselben, der sich durch

seine treffliche Verwaltung der fränkischen Markgrafschaften bereits einen guten Ruf erworben hatte, und der mit dem französischen Gesandten Barthelemy zu Basel die geheimen Unterhandlungen pflog, den Basler Frieden abschließen. Man hat lange Zeit diesen Frieden Preußen zum schweren Vorwurf gemacht und ihn als Abfall von der deutschen Sache gebrandmarkt, allein aus den angeführten Thatsachen ergibt sich, daß er durch das Benehmen des übel geleiteten und übel gesinnten Kaiser Franz hervorgerufen, ja gewissermaßen erzwungen wurde. Friedrich Wilhelm II., wie viele gerechte Vorwürfe ihn auch treffen, war doch immer noch ehrlicher, als Franz und Katharina. Auch wäre der Basler Frieden an sich nicht so gefährlich für Deutschland geworden, wenn Friedrich Wilhelms II. Nachfolger auf dem preußischen Thron spätere Gelegenheiten mit Verstand und Energie benutzt hätte, um diesem schimpflichen Frieden zu entsagen, Großmuth gegen Oesterreich zu üben und mit demselben gemeinschaftlich Deutschland gegen Frankreich zu vertheidigen. Der Basler Friede wurde nur deshalb so verderblich und übel berüchtigt, weil er so lange gehalten, nicht schon viel früher preußischerseits wieder gebrochen wurde.

In diesem Frieden wurde mitten durch Deutschland eine Demarcationslinie gezogen, welche das ganze nördliche Deutschland vom Main an für neutral erklärte und vom österreichisch-französischen Kriegsschauplatz ausschloß. Hannover lag innerhalb dieser Linie und zog seine Truppen sofort zurück, wie auch Hessen. Auch Spanien folgte dem preußischen Beispiel und schloß, ebenfalls zu Basel, am 22. Juli Frieden mit Frankreich. Karl IV., nur dem Jagdvergnügen obliegend, hatte bisher den liberalen Aranda regieren lassen. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. mußte dieser letztere seine Stelle verlieren, um dem gemeinen Leibgardisten Godoy Platz zu machen, welchen des Königs Gemahlin Therese, geb. Prinzessin von Parma, zu ihrem Liebhaber ausersehen hatte und den sie zum Minister und Herzog von Alcudia machte. Godoy half einige Jahre die königsmörderische Nation an den Pyrenäen

bekämpfen, ließ sich aber später belehren, das Haus Oesterreich wolle sich in Frankreich nur auf Kosten des Hauses Bourbon bereichern, brachte diese Meinung den Majestäten bei und forderte sie auf, sich mit der neuen Regierung in Frankreich auszusöhnen. Er war nämlich von Frankreich bestochen und hoffte, sich mit Hülfe der französischen Allianz gegen den Willen des spanischen Volks, das ihn haßte, im Ansehen und Besitz der höchsten Gewalt zu erhalten. Als Hauptteilnehmer bei den Berathungen erhielt er damals den Titel principe de la paz (Friedensfürst). Uebrigens wurde der Anstand so weit beobachtet, daß die noch in Paris gefangene Tochter Ludwigs XVI., Maria Theresia, jetzt ihre Freiheit erhielt, indem sie gegen die von Dumouriez verhafteten Conventsmitglieder und Drouet nebst den Gesandten Maret und Semonville ausgewechselt wurde. Lafayette vergaß man. Die Prinzessin begab sich zu ihrem Oheim nach Deutschland und heirathete drei Jahre später den Herzog von Angoulème, ältesten Sohn des Grafen von Artois, blieb aber kinderlos und bewahrte ihr langes Leben hindurch den tiefen Schmerz ihrer Jugend. Das vertriebene Haus Bourbon hatte damals zum Haupte den ältesten Bruder des hingerichteten Königs, früher Graf von Provence, jetzt Ludwig XVIII. genannt, ohne Kinder; diesem stand sein Bruder Artois zur Seite mit zwei Söhnen, dem Herzog von Angoulème und dem Herzog von Berry. Außerdem blühten noch zwei Nebenzweige des bourbonischen Stammes, die Linie Orleans, deren Chef Louis Philipp sich später mit einer neapolitanischen Prinzessin vermählte, und die Linie Condé, deren Chef bisher die Emigrirten commandirt hatte, mit einem Sohn, Herzog von Bourbon, und einem Enkel, Herzog von Enghien.

Beinah unbemerkt machte Katharina II. damals eine neue wichtige Erwerbung, indem sie den 18. März 1795 Kurland ohne weiteres für eine russische Provinz erklärte und in Besitz nahm. Der bisherige Herzog Peter (Biron) vermochte keinen Widerstand zu leisten und zog sich nach Sagan zurück, welches

Herzogthum nebst vielen andern Gütern im Preußischen er schon vorher angekauft hatte. Oesterreich war damals Rußland ganz ergeben und Preußen allein zu schwach, um den Raub zu hindern, obgleich es sehr gegen sein Interesse war, sich auch von Kurland her durch die russische Riesenmacht überflügeln zu lassen. Die Mißvergnügten unter dem kurländischen Adel, welche keine Russen werden wollten, wurden aus dem Lande gejagt und ihre Güter Katharinens Lieblingen verliehen. Insbesondere die beiden Brüder Subow erhielten große Gütercomplexe. Eins der letzten Projecte Katharina's war, den russischen Einfluß in Schweden durch eine Verheirathung des jungen Schwedenkönigs Gustav IV. Adolfs mit ihrer Enkelin Alexandra, der ältesten Tochter ihres Sohnes Paul zu befestigen. Der schwedische Regent, Karl, Herzog von Südermannland, zeigte sich in Staatsangelegenheiten schwach und ängstlich. Da er die Regierung niederlegen mußte, sobald sein Neffe großjährig wurde, wollte er während des Provisoriums keine schwere Verantwortung übernehmen. Sein Bruder Gustav III. war ein Opfer des Adels geworden, er selbst glaubte daher für sich und seinen Neffen am sichersten zu gehen, wenn er den Adel schonte und gewähren ließ. In dieser unköniglichen Politik ging er so weit, daß er nicht nur die noch gefangen sitzenden Mitverschworenen Ankarströms wieder frei ließ, sondern auch alle Freunde Gustavs III. aus den höheren Staatsämtern entfernte und durch ehemalige Feinde desselben ersetzte. Als der heroische Armfelt, *) ein Liebling Gustavs III., von Neapel aus, wo er schwedischer Ge=

*) „Armfelt, ein geborner Finne, war ein Bild der Stärke und Schönheit. Sein stattlicher Leib von ungewöhnlich hohem und schlankem Bau trug einen Apollokopf, eine breite Stirne voll Phantasie und Verstand, große freurige blaue Augen, eine königliche Nase, einen Mund, worin Scherz, Witz und Wollust spielten. Er war auf den Schlachtfeldern und auf den Liebesfeldern gleich unwiderstehlich. Wenn der rechte Don Juan je gelebt hat, so hat ihn A. übertroffen. In wie vielen europäischen Hauptstädten hatte er Kinder auch von fürstlichen Frauen.“ E. M. Arndt.

sandter war, in Briefen an eine in Stockholm zurückgelassene Geliebte, die junge Gräfin Rudenskiöld sich allzufrei in Wünschen und Hoffnungen für Schweden erging und diese Briefe aufgefangen wurden, dichtete man ihm boshafterweise eine Verschwörung an, als habe er die gegenwärtige Regierung stürzen und die Zeiten Gustavs III. erneuern wollen. Er wurde geächtet und entkam, aber die arme Gräfin mußte öffentlich am Pranger stehen und dann in ein Zuchthaus wandern.

Der schwache Herzog gab sich in dieser Sache ganz zum Werkzeug des über seine Schwäche hohnlachenden Adels her und kümmerte sich überhaupt so wenig als möglich um die Regierung, indem er mit schwärmerischem Eifer sich der Freimaurerei hingab und beständig von Abenteurern umgeben war, die ihm neue Geheimnisse derselben vorspiegelten und ihn zur Stiftung neuer Orden verleiteten.

Als nun Katharina II. den Heirathsantrag machte und ihn und den jungen königlichen Neffen nach St. Petersburg einlud, fand sich Herzog Karl auch pflichtschuldigst ein, aber die Heirath kam nicht zu Stande, denn der junge König von Schweden machte, als er den schon fertigen Heirathscontract unterzeichnen sollte, die einfache Bemerkung, nach den schwedischen Reichsgesetzen müsse eine fremde Prinzessin, welche der König heirathe, den lutherischen Glauben annehmen, so gewiß nach den russischen Reichsgesetzen eine fremde Prinzessin, die der Czar heirathe, den griechischen annehmen müsse. Das wollte Katharina nicht gelten lassen und suchte den jungen Starrkopf durch allerlei Liebkosungen und Zureden auf andere Gedanken zu bringen. Als er aber fest blieb, ließ sie ihn stehen und lief voller Zorn fort. Am andern Tage reisten die schwedischen Gäste wieder heim.

Als Vorspiel zum Türkenkriege hatte Katharina zwei Expeditionen ausgerüstet. Indem sie nämlich die Verlegenheit Englands, welches von Oesterreich und Preußen im letzten Kampf in den Niederlanden verlassen worden war, geschickt wahrnahm, affectirte

sie einen ungeheuren Eifer, gegen Frankreich Krieg zu führen, und bewog Pitt am 22. Juli 1795 zu einem Vertrage, demzufolge eine russische Flotte von 12 Linienschiffen und 8 Fregatten unter Admiral Kanikow mit den englischen Flotten vereinigt gegen die französischen Flotten und Häfen kämpfen sollte. Sie ließ sich aber dafür eine Mill. Pfund Sterling Subsidien zahlen und gab dem Admiral geheime Befehle, seine Schiffe und Leute zu schonen, weil sie dieselbe für ihre eigenen Zwecke in der Levante brauchen wollte. Andererseits schickte sie Valerian Subow, den Bruder ihres Lieblings, mit zahlreichen russischen Truppen nach den Südküsten des kaspischen Meeres, um unter einem nichtigen Vorwand die Stadt Derbent in Dagestan wegzunehmen. Ja sie verlangte, während sie selbst im Begriff war, in die Türkei einzufallen, geschwind noch vom Sultan, er solle ihr gegen die Perser beistehen. Denn so alt sie war, wollte sie noch alles verwirren, um mit Behagen im Trüben zu fischen. Der Sultan weigerte sich, Subow nahm Derbent, wurde aber bald darauf von den Persern unter Aga-Mahmud in offener Schlacht auf's Haupt geschlagen und mußte nach Derbent zurückflüchten. Kaum hatte Katharina diese schlimme Nachricht erhalten, als sie sogleich Verstärkungen zu Subows Entsatz abgehen ließ. Feuriger als je in den türkischen Eroberungsplan vertieft hoffte sie, gestützt auf die neuen Verträge mit Oesterreich und England, endlich ihre Fahne auf der Kuppel der Sophienkirche in Constantinopel aufpflanzen zu können, stand am 17. Nov. 1796 wie gewöhnlich munter auf und arbeitete allein in ihrem Cabinet, als sie eine Stunde nachher von ihrer Kammerfrau leblos auf dem Boden liegend gefunden wurde.

So endete die nordische Semiramis ihr thaten- und lasterreiches Leben.

Ihr Sohn und Nachfolger, Kaiser Paul I., war 42 Jahre alt. So lange hatte er warten müssen, bis er den Thron besteigen konnte. Seine Mutter hatte ihn auf unnatürliche Weise gehaßt und von den Geschäften fern gehalten. Er hatte ihre Laster

nicht geerbt. Sein Lebenswandel war rein, nur durch Launen und Ausbrüche des Zorns plagte er seine Umgebungen. Die Geschichtschreiber haben gewetteifert, ihn zu tadeln, ohne seiner edeln und ritterlichen Natur die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er befahl die Leiche seiner Mutter mit der Peters III. gemeinschaftlich und mit größter Feierlichkeit zu bestatten, und erließ ein Edict, welches für ewige Zeiten das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausschloß. Mit Persien machte er augenblicklich Frieden und gab auch den türkischen Plänen seiner Mutter keine Folge. Um zu bezeugen, daß er an der Mißhandlung, welche Polen durch seine Mutter erlitten hatte, keinen Theil habe, begab er sich schon in den ersten Tagen seiner Regierung, seine beiden ältesten Söhne, Alexander und Constantin an der Hand, in das Gefängniß Kosciuszko's, kündigte ihm persönlich die Freiheit an und überreichte ihm seinen tapfern Säbel wieder mit der einfachen Bitte, ihn nicht mehr gegen Rußland zu führen. Kosciuszko ging nach Amerika und lebte später auf einem Landgut bei Paris, zuletzt in der Schweiz, wo er 1817 in Frieden gestorben ist.*) Paul suchte Polens Wunden so viel als möglich zu heilen und zeigte sich besonders gnädig gegen die katholische Kirche, womit zusammenhing, daß er sich, obgleich der griechischen Kirche angehörig, bald darauf zum Großmeister des katholischen Johanniterordens wählen ließ. Gegen die französische Revolution war er sehr erbittert, so daß er die neufranzösische Modetracht eben so wenig, wie die Einschleppung revolutionärer Bücher in Rußland duldete.

Die von Kosciuszko versuchte Emancipation der Bauern in Polen stand im Zusammenhang mit einer zu gleichem Zweck in Ungarn entdeckten Verschwörung und beide Versuche erhielten

*) Er hielt sein Wort und kämpfte nicht mehr gegen Rußland, lehnte aber die ihm vom Kaiser ausgesetzte Pension ab. In der Familie Zeltner in Solothurn fand er Ruhe und Zufriedenheit, bei ihr starb er. Seine Leiche aber wurde in die alte polnische Königsstadt Krakau gebracht.

ihren Impuls von Paris aus. Schon 1793 hatte der Platzhauptmann Hebenstreit in Wien selbst eine Verschwörung gegen das Leben des kaum zum Thron gelangten jungen Kaisers Franz II. angezettelt, war aber gefaßt und gehenkt worden. Es waren viele Personen dabei verwickelt, alte Schwärmer aus der josephinischen Zeit, denen die Reaction nicht behagte und die sich in den Nachrichten aus Frankreich berauschten. Vielleicht standen sie auch in directer Verbindung mit Frankreich, wenigstens bedang Bonaparte später im Frieden von Campo Formio die Freilassung der Hauptschuldigen aus. Gefährlicher war die im Jahr 1795 entdeckte Verschwörung in Ungarn. Hier hatte der Abt und k. Rath Martinowits den Plan verfolgt, nicht nur den König (Kaiser Franz II.), sondern auch den Adel zu vertreiben und die Bauern frei zu machen. Er wurde aber entdeckt und mit vier Gefährten am 20. Jan. 1795 zu Pesth enthauptet, später noch zwei. Nach diesen Vorgängen wetteiferte die österreichische Polizei mit der russischen, allem Einfluß von Frankreich her den Zugang zu versperren. Zumal in Wien wurden alle Verdächtige auf's schärfste beobachtet. Das war der Anfang der berüchtigten Naderer und Spitzeln (Spionen der geheimen Polizei).

In Preußen und zumal in Berlin wurde umgekehrt alles Französische wieder Mode. Seit dem Basler Frieden war es dort erlaubt, den Helden der Revolution Bewunderung zu zollen. Allein zu England kam Preußen in eine bedenkliche Stellung. Es hatte eben noch Geld genommen von England und schloß jetzt mit dessen bitterstem Feinde Frieden. In einem geheimen Artikel des Friedenstractats hatte die französische Republik Preußen eine Entschädigung zugesichert, falls Frankreich das linke Rheinufer behalten sollte. Diese preußische Entschädigung war aber schon durch die Demarcationslinie bezeichnet, innerhalb welcher auch Hannover lag. Von dem Augenblick an, in welchem Preußen mit Frankreich Frieden schloß, sah England dieses sein Hannover bedroht. Die kleineren norddeutschen Staaten fühlten sich getröstet, sofern sie inner=

halb der Demarcationslinie lagen und sich demnach vor französischen Raubzügen sicher wußten, doch zeigte sich auch viel Angst des kleinen Gevögels vor der offenen Kralle des schwarzen preußischen Adlers.

Die Art, wie der König von Preußen seine neuerworbenen polnischen Landestheile behandeln ließ, gereichte ihm sehr zum Nachtheil. Zu dem früheren polnischen Erwerb, der unter dem Namen Westpreußen an Ostpreußen angeschlossen worden war, kam nun noch ein s. g. Südpreußen, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau. In diese Länder schickte man den Auswurf der preußischen Beamten, die schlechtesten Subjecte, die man sonst nicht brauchen konnte, und die nicht einmal polnisch verstanden, und ließ die armen Polen nach dem ihnen eben so unverständlichen preußischen Landrecht (dem endlich vollendeten und 1794 publicirten Werke, welches als codex Fridericianus begonnen hatte) regieren. Diese Beamte, von der Corruption des damaligen Berliner Hofes und Ministeriums geschützt, verfuhren auf die gehässigste Weise. Die höheren Beamten trieben nicht geringere Unterschleife, wie die des französischen Convents. Des Königs Liebling, General von Bischofswerder, ließ seinen Freund, den Forstrath von Triebenfeld, eine wahre Paschawirthschaft treiben, die confiscirten Güter des polnischen Adels verschachern und auf's lüderlichste verschleudern. Die Volksthümlichkeit der Polen wurde mit Füßen getreten; in ihren Urwäldern, die nur einen ritterlichen Adel und barbarische Leibeigene kannten, sollte auf einmal deutsches Schreibereiwesen, in die dickkatholische Finsterniß allerneueste Berliner Aufklärung übertragen werden. Die verblendete Regierung that alles, den neuen Unterthanen sich verhaßt zu machen, während Kaiser Paul umgekehrt, wie wir oben sahen, den Katholicismus der Polen schonte und das unglückliche Volk durch Milde zu gewinnen suchte.

Eben so machte sich Friedrich Wilhelm II. in Mitteldeutschland verhaßt, als er den im nächsten Jahre 1796 ausbrechenden Krieg, der die Franzosen bis tief nach Deutschland führte, nur

benutzte, um die fränkische Ritterschaft und die Stadt Nürnberg zu drangsaliren, daß die letztere in der Angst sich ihm ergab. Ein gedruckter Folioband enthielt die Beschwerden der Deutsch-Ordensritter, welche viele Besitzungen in Franken hatten, gegen die Uebergriffe Preußens in jenen Tagen, ein Denkmal der Schmach für die Deutschen, die in jener schrecklichen Zeit, in welcher sie alle gegen die übermüthigen Franzosen hätten zusammenhalten sollen, sich unter einander selbst beraubten, beschimpften und Prozeßacten darüber schrieben.

Friedrich Wilhelm II. setzte diese klägliche Politik nicht allzu lange mehr fort, denn er starb erst 53 Jahr alt, von Ausschweifungen erschöpft, am 16. November 1797. Nicht an allem, was man ihm vorgeworfen hat, war er schuld. Oesterreich und Rußland zwangen ihn zum Schlimmsten, was er gethan hat. Doch lastet auf ihm selbst noch schwere, schreckliche Verantwortung. Er hinterließ seinem Sohne und Nachfolger nicht blos 28 Millionen Thaler Schulden, sondern auch den preußischen Staat in einer höchst unsicheren Lage, ohne irgend eine Allianz, als die unnatürliche, welche die französische Republik ihm anbot, ringsum von Feinden umgeben, und dazu nicht getragen, sondern verlassen von der öffentlichen Meinung, durchdrungen nicht von edlem Geist und Muth, sondern von tiefer Corruption, falschem Dünkel und kleinlicher, feiger Berechnung. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war wieder so ganz anders als er geartet, daß es schien, auf dem preußischen Throne sollte nie ein König dem andern gleichen. Vermählt mit der Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, welche schön und liebenswürdig, gleichsam an Leib und Seele nur Grazie war, genoß der junge König ein reines eheliches Glück und blieb fern von den sinnlichen Ausschweifungen des väterlichen Hofes. Auch war seine erste Handlung ein Sittengericht, indem er die Gräfin Lichtenau verhaften *) und der ihr

*) Die Königin Wittwe Louise (Prinzessin von Darmstadt) war so

geschenkten reichen Güter verlustig erklären ließ, ihr später aber die Freiheit und eine Pension gab. Bischofswerder und Wöllner wurden fortgejagt und man erwartete ein ganz neues Regierungssystem. Aber der König war noch jung und unerfahren, von Natur schüchtern, wortkarg, mürrisch, trocken, willenlos und unproductiv, weder einer Leidenschaft, wie sein Vater, noch einer genialen Conception, wie sein Großoheim, fähig, daher durch das bloße Gewicht der eigenen Trägheit festgebannt in den Basler Frieden und in die Demarcationslinie. Die Gewißheit, daß er sich dadurch die Neutralität und den Frieden bewahre, genügte ihm. Eine Natur wie die seinige will Ruhe haben und scheut vor der Nothwendigkeit, sich rasch entschließen, rasch eine Situation wechseln, rasch handeln zu müssen, zurück. Er behielt daher als seine vertrautesten Minister und Gesandte die Männer bei, welche, wie Hardenberg, den Basler Frieden geschlossen hatten, oder wie Lucchesini und Haugwitz der Meinung waren, durch ein immer engeres Anschließen an Frankreich werde die preußische Macht nicht nur sicher gestellt, sondern auch auf Kosten der österreichischen vermehrt werden.

---

schwach und gutmüthig, am Sterbebett des Königs die Lichtenau zu umarmen und ihr zu danken, daß sie den König so treu gepflegt habe. Der neue König aber warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

Sechstes Buch.

Bonaparte's italienischer Feldzug.

Oesterreich war isolirt. Wenn es früher, so lange es noch mit England, Preußen und Holland verbunden gegen Frankreich focht und die französischen Heere noch im erbärmlichsten Zustande waren, nicht zu siegen vermocht hatte, durfte es nicht hoffen, jetzt allein ohne jene Bundesgenossen über die unterdeß geordneten, siegestrunkenen und besser angeführten Heere Frankreichs zu siegen. Belgien und Holland waren bereits verloren; auf dieser Seite, von welcher man Paris aus der Nähe bedrohte, war Frankreich vollkommen sicher, auch im Rücken war es durch den Frieden mit Spanien gedeckt, es konnte daher seine ganze überlegene Kriegsmacht gegen Oesterreich allein am Rhein und in Italien verwenden. Bei dieser Sachlage hätte Oesterreich vielleicht besser gethan, dem Beispiel Preußens zu folgen und mit Frankreich Frieden zu suchen. Es hatte auch wohl eine Zeitlang Lust dazu, um sich auf den Orient werfen zu können, nach dem mit Rußland verabredeten Plane. Aber es stand nicht mehr in seiner Macht, selbst wenn es große Opfer gebracht hätte, die Kriegslust der Franzosen durch Friedensanerbietungen zu beschwören. Sie wollten den Krieg fortsetzen, sie bedurften der Eroberungen.

Selbst in England wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht

räthlicher sei, jetzt mit Frankreich Frieden zu schließen. Der größte Redner der Opposition im Unterhause, Fox, sprach entschieden dafür und das Haupt der Regierung, der wie Bonaparte schon im frühesten Jünglingsalter zur Macht gelangte Minister Pitt erwog die Sache und ließ in Basel Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy anknüpfen. Es scheint jedoch, er habe absichtlich seine Forderungen zu hoch gespannt. Das Mißlingen der Expeditionen unter York, bei Toulon und Quiberon, weit entfernt, ihn zu demüthigen, reizten nur seinen Stolz. Frankreich fühlte sich Sieger und gab nicht nach. Somit blieb England im Kriegsstande, wartete aber bessere Gelegenheit ab, um sich nicht wieder Niederlagen auszusetzen und leistete diesmal Oesterreich, was dessen gerade jetzt mehr bedurft hätte, weniger Hülfe als früher. Es stellte nämlich kein Hülfsheer mehr ins Feld, wie früher unter York, sondern lieh Oesterreich nur subsidiarisch 4,600,000 Pfund Sterling.

Ursprünglich war der Krieg von Frankreich zwar zuerst erklärt, aber nur vertheidigungsweise geführt worden. Erst allmählig waren die Franzosen zum Angriff und zur Eroberung übergegangen. Von nun an behaupteten sie die Offensive und dehnten sie weit aus über Rhein und Alpen. In dem Maaße, in welchem das revolutionäre Feuer im Innern Frankreichs erlosch, begann das kriegerische Feuer nach außen zu wüthen, wie aus dem Vesuv erst dann, wenn die Feuersäule in seinen Krater zurückgesunken, desto mächtigere Lavaströme sich weithin in das friedliche Land ergießen.

Carnot entwarf den großen Plan des Krieges vom Jahre 1796. Drei französische Armeen sollten über die Grenzen gehen, die niederrheinische unter Jourdan in Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau in Schwaben und die italienische unter Bonaparte in Italien einbrechen und alle drei sollten sich in concentrischer Richtung gegen Wien bewegen und im Herzen Oesterreichs vereinigen. Eine vierte s. g. Alpenarmee unter Kellermann zählte nur 15,000 Mann und bewachte nur das schon von

den Franzosen eroberte Savoyen. Der ersten der drei französischen Hauptarmeen stellten die Oesterreicher ein Heer unter dem Erzherzog Karl, der zweiten ein weiteres unter dem alten Wurmser, dem dritten ein österreichisches Heer unter dem tapferen schon 72jährigen Beaulieu und ein sardinisches unter Colli entgegen, um zunächst nur vertheidigungsweise die Fortschritte ihrer Gegner aufzuhalten, denn sie warteten diesmal den Angriff ab. Der erste auf dem Platze war Bonaparte, Jourdan und Moreau eröffneten ihren Feldzug erst um Monate später.

Das rasche und energische Vorgehen der Franzosen in Italien kam den Oesterreichern unerwartet. Sie hatten sich nur auf Hauptschläge am Rheine gefaßt gemacht und deshalb hier mehr als vier Fünftheile ihrer Macht aufgestellt (91,000 Mann unter Erzherzog Karl, 81,000 unter Wurmser, wobei die Contingente der noch reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben miteingerechnet sind), während Beaulieu in Italien nur 37,000 Oesterreicher commandirte. Er wurde nun zwar durch 20,000 Sardinier unterstützt, allein außer diesen fanden sich nur noch 1500 Neapolitaner zur Vertheidigung Italiens ein, kein Venetianer, kein Römer. In einer so großen Gefahr für die ganze Halbinsel hätten auch alle italienischen Staaten wetteifern müssen, Beaulieu zu verstärken.

Bonaparte kam am 27. März 1796 in Nizza an, wo Scherer ihm das Commando der italienischen Armee übergab. Dieselbe zählte 43,000 Mann mit nur 60 Kanonen und befand sich in einem elenden Zustande, die Soldaten hatten zerrissene Kleider und kein Brod. Die Assignaten, die man ihnen statt Soldes gab, hatten allen Werth verloren; das baare Geld und die Naturalleistungen wurden von diebischen Kriegscommissären und Lieferanten zurückgehalten. Die Noth war groß, alles schrie und klagte, einige Bataillone zerstreuten sich eigenmächtig und begingen große Unordnungen, nur um sich den nöthigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Trotzdem aber war es eine auserlesene Truppe. Die französische Jugend hatte

Geschmack am Kriege gefunden. In der Sturmzeit der Revolution hatten die Söhne gebildeter und reicher Familien ihr Leben, das sonst der Guillotine verfallen wäre, nur ins Lager retten können. Eine Menge anderer gebildeter Jünglinge hatten als feurige Republikaner zu den Waffen gegriffen, um für die Freiheit zu kämpfen. Das Aufgebot in Masse brachte alle Stände in Waffenbrüderschaft. Die jacobinische Ungebundenheit war je mehr und mehr jener soldatischen Disciplin gewichen, die man in der Gefahr als unentbehrlich erkennen lernt und auf die man nach dem Siege stolz wird. Schon begann der mit ehrenvollen Narben geschmückte Soldat den feigen Pöbel der Sansculotten zu verachten. Schon hatte sich der ritterliche Sinn echter Krieger gegen die vom Convent gebotenen Ermordungen der Gefangenen empört. Die französischen Bürgersoldaten jener Zeit glichen nicht mehr weder den alten aus dem gemeinsten Gesindel oder aus Fremden geworbenen und ausschließlich von zum Theil unfähigem Adel befehligten Söldnern vor der Revolution, noch den Maratscompagnien und Epaulettiers eines Ronsin. Die vornehme Jugend, die im Range der Gemeinen an Strapazen und Gefahren gewöhnt wurde, fand einen romantischen Reiz in denselben und wetteiferte mit den Helden, die aus tieferen Schichten der Gesellschaft auftauchten, um nicht von ihnen übertroffen zu werden. Für alle lag der höchste Reiz in der schnellen Beförderung des Verdienstes. Wer tapferer, kriegskundiger, geistesüberlegener war, stieg in jenen Jahren rasch zum General empor und machte seinen Namen welthistorisch. Die republikanische Gleichheit aller, in welcher die alte Aristokratie der Barone begraben worden, gebar die neue der Generale. Bonaparte, selber ein Emporkömmling und erst 27jähriger Jüngling, fand in der kleinen Armee, deren Commando er übernahm, und brachte zum Theil in seinem Gefolge zu ihr mit eine Menge junger Männer, die alle Generale von unsterblichem Ruhm geworden sind: d'Allemagne, Andreossy, Augereau, Bessières, Cervoni, Duroc, St. Hilaire, Joubert, Junot, Kilmaine, Laharpe, Lannes, Lanusse, Marmont,

Murat, Rusca, Serrurier, Victor, Bonaparte's Stiefsohn Eugen Beauharnais, Duroc, der schon Bonaparte's Mitschüler in Brienne gewesen. Den ersten Rang unter allen behauptete aber Alexander Berthier, ein schon erfahrener Mann, der mit Lafayette in Amerika gedient hatte. Bonaparte machte ihn zum Chef seines Generalstabs, ein Amt, das er bis zum Jahre 1814 mit der größten Umsicht und Treue versah. Der merkwürdigste Untergeneral Bonaparte's war Massena, der als Waisenknabe aufgewachsen gemeiner Soldat geworden war und es in 14jährigem Dienst nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte, weil vor der Revolution kein Nichtadeliger Offizier werden konnte. Die Revolution hatte ihn dagegen schnell erhoben, er galt als einer der tapfersten und klügsten Generale. Dem jüngeren Bonaparte gab er sich mit Enthusiasmus hin und dieser hielt ihn sehr hoch und sagte sogar einmal von ihm „er ist mein rechter Arm." Massena's Hingebung an Bonaparte war aber nicht ohne Eigennutz, denn nachdem er so lange als gemeiner Soldat das harte Kasernenleben durchgemacht hatte, wollte er auch etwas von seiner Generalswürde haben und war der größte Räuber in der Armee. Er plünderte nicht nur eroberte Länder, sondern stahl auch, was seinen eigenen Soldaten bestimmt war. Damit man ihm das übersähe, bedurfte er große Thaten und große Gunst seiner Obern.

Es war Bonaparte nicht möglich, dem Mangel in seiner Armee abzuhelfen, da ihm das Directorium nicht mehr als 2000 Louisd'or baar und eine Million Livres in Wechseln mitgegeben hatte, die zum Theil nicht acceptirt wurden. Er jagte inzwischen die verrufensten Kriegscommissäre fort und elektrisirte das Heer durch die wunderbare Thätigkeit, mit der er neue Hülfsquellen eröffnete, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen und die Truppen vorwärts zu bringen. Im Uebrigen verwies er sie auf Sieg und Eroberung und auf die reiche Beute, die sie in Italien finden würden. Alles jauchzte ihm zu, alles vertraute ihm, selbst die älteren Generale beugten sich ach-

tungsvoll vor ihm und wünschten sich Glück, unter ihm zu dienen.*) Er strahlte von Jugend, martialischem Genie und von dem geheimen Glück, das er im Besitz Josephinens gefunden, der er fast täglich mitten unter einer Last von Geschäften die zärtlichsten Briefe schrieb. Seine persönliche Erscheinung übte einen Zauber auf seine Nebenbuhler wie auf den gemeinen Mann. Gegen alle liebenswürdig, verbannte er doch schon aus seiner Nähe jeden Rest sansculottischer Brüderlichkeit. Alle Generale hatten bisher ihre Truppen nur citoyens (Bürger) anreden dürfen. Bonaparte war der erste, der sie nur „Soldaten" nannte und nicht mehr zu ihnen von Freiheit und Gleichheit, sondern von Ruhm und Beute sprach. Sein berühmter Tagesbefehl lautete: „Soldaten! ihr seyd nackt und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!"

Das war das Progamm der Eroberungen und des künftigen Kaiserreichs, wie die Erklärung der Menschenrechte das der Freiheitskämpfe und der Republik gewesen war. Das Directorium in Paris war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu jenem älteren Programm zurückzuführen. Auch das Volk selbst nicht. Die im Leben vorgerückter waren, hatten nur noch das einzige Bedürfniß der Ruhe nach so viel Stürmen und des Genusses der erhaltenen oder neuerworbenen Güter. Bei den jüngeren war die Begeisterung für die Freiheitsgöttin in der rothen Mütze übergegangen in kriegerisches Feuer und Streben nach Ruhm. Sieben Jahre hatten hin-

*) Nichts bezeichnet die damalige Stimmung für ihn besser, als was Junot seinem Vater auf die Frage: wer denn dieser Bonaparte sey? antwortete: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie nur in Jahrhunderten einmal geboren werden läßt."

gereicht, diese erstaunliche Veränderung in den Trieben der französischen Gesellschaft zu bewirken.

Der Plan Bonaparte's war, die hohen Gebirgsketten, die ihn von Italien trennten, an der niedrigsten Stelle, nämlich da zu überschreiten, wo die Alpen sich von Nordwesten her senken und nach Osten hin die Apeninnen aufsteigen. Hier sich durchzwängend wollte Bonaparte seine zerstreut aufgestellten Gegner einzeln überfallen und schlagen nach dem Grundsatz, in welchem, wie er selbst sagte, die ganze Kriegskunst enthalten ist, daß es nämlich nur darauf ankomme, auf dem entscheidenden Punkte mehr Menschen und Kanonen zu haben, als der Feind, möge derselbe ihrer auch noch so viel mehr auf andern, nicht entscheidenden Punkten haben.

Beaulieu hatte sich durch das wahrscheinlich von Bonaparte selbst ausgestreute Gerücht, die Franzosen würden von Nizza aus nicht ins Gebirge, sondern am Meeresufer hinziehen, um das reiche Genua zu besetzen, täuschen lassen und seine Truppen noch östlicher gezogen und von Colli, mit dem er überhaupt stets uneins war, entfernt. Da fiel Bonaparte über jedes der vereinzelt im Gebirge stehenden österreichischen Corps mit Uebermacht her und drängte sie alle gegen Genua hin, um nachher die Sardinier ganz eben so einzeln zu fassen und zu schlagen. Diese ersten Kämpfe am 11. und 12. April waren nur strategisch wichtig, aber tactisch unbedeutende Gefechte, in denen der Verlust der Oesterreicher nicht 300 Todte und nur 400 Gefangene betrug, weil sie sich bald vor der Uebermacht zurückzogen. Aber Bonaparte gab diesen Gefechten den pomphaften Namen der Schlacht bei Montenotte und sein Siegesbericht war voll Uebertreibung und nur auf einen Effect berechnet, den er allerdings nicht verfehlte. Die Bewegung, durch welche die Oesterreicher immer weiter östlich abgedrängt wurden, dauerte in den nächsten Tagen fort, indem andere österreichische Abtheilungen dasselbe Loos erlitten, wie die früheren. Das waren am 13. bis 15. April die Gefechte bei Cossaria, einem Castell, vor dem die Franzosen drei Generale verloren, wo aber 800 Oesterreicher unter

Provera gefangen wurden, und bei Dego. An diesem letzteren Ort überließen sich die Franzosen unter Massena nach dem Siege einer sorglosen Ruhe, als plötzlich der kühne Vukassovich mit fünf österreichischen Bataillonen sie überfiel, ihnen 900 Mann mit dem Bajonet niederstach und 700 Gefangene mit 19 Kanonen abnahm. Allein von Bonaparte selbst, der in der Nähe war, umdrängt, konnte der tapfere Oberst sich nur noch mit Verlust von 900 Mann durchhauen. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei Millesimo und gab mehr Gefangene an, die er gemacht haben wollte, als überhaupt Oesterreicher im Gefecht gewesen waren. Dieser Charakterzug von Bonaparte ist sehr merkwürdig. Auch später, als sein Feldherrncredit fest gegründet war und Niemand an seinem überlegenen Genie mehr zweifelte und Jeder Furcht genug vor ihm hatte, unterließ er niemals, dem wahren Verdienst erlogenes hinzuzufügen und seine Kriegsberichte nicht wie ein großer Feldherr, der er wirklich war, sondern wie ein Charlatan abzufassen. Die Unwahrheit, die dann doch zu Tage kam, schadete ihm viel mehr, als wenn er seine Erfolge immer nur auf das Maaß der Wahrheit zurückgeführt hätte. Seine offiziellen Lügen waren daher keineswegs immer kluge Berechnung. Es scheint, man müsse sie mit einem ursprünglich dämonischen Zug im Charakter des großen Corsen in Verbindung bringen und nicht gemeine Pfiffigkeit, sondern eine ungeheure Verachtung der Menschen darin lesen.

Sobald die Oesterreicher weit genug in die Apeninnen zurückgeworfen waren, wandte sich Bonaparte gegen Colli und faßte die Sardinier zuerst bei Ceva, am 17. April. Colli zog sich sogleich zurück, leistete aber an der Cursaglia am 20. tapfern Widerstand. Da er indessen keine Hoffnung sah, durch die Oesterreicher verstärkt zu werden, zog er sich noch weiter zurück und erlitt durch die ihm nacheilenden Franzosen bei Mondovi am 22. eine Niederlage. In dieser Gebirgsgegend war es, von wo aus die hungernden und abgerissenen Franzosen zum erstenmal in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinuntersahen und wo Bona-

parte ihnen zurief: „dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch alles, was ihr braucht.“ — Von panischem Schrecken ergriffen ließ der König von Sardinien, Victor Amadeus III., in seiner nahe bedrohten Hauptstadt Turin sich bewegen, um Frieden zu bitten und die Oesterreicher, die ihm nicht ausreichend halfen, nun seinerseits im Stich zu lassen. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 25. Mai abgeschlossen. Sardinien trat Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab und ließ die festen Plätze in Piemont, vor allen Alessandria, von den Franzosen besetzen. Dieser Friede war nur eine Galgenfrist, der Uebermuth der Sieger ließ es den armen König nur zu bald fühlen, der auch die Schmach nicht lange überlebte und schon im October starb, den wankenden Thron an Karl Emanuel IV. überlassend.

Der nunmehr gänzlich blosgestellte Beaulieu zog sich so eilig als möglich über den Po zurück und wagte keine Schlacht mehr, da er schwächer war als Bonaparte. In der eiteln Hoffnung, der breite Strom werde den Feind aufhalten, zerstreute er sein Corps abermals an einer langen Uferstrecke. Bonaparte ging aber am 7. Mai bei Piacenza über den Fluß und schlug am 8. ein österreichisches Corps unter Liptai. Nun gab Beaulieu Mailand selbst auf und suchte nur noch Mantua zu verstärken. Als die Franzosen in der Nacht auf den 8. ruhig bei Codogno lagerten, wurden sie vom österreichischen General Schubirz überfallen nud erlitten bedeutenden Verlust, auch fiel hier ihr tapferer und geistvoller General Laharpe (ein Waadtländer, Bruder des Obersten, dem die Erziehung des jungen Großfürsten, nachherigen Kaisers Alexander von Rußland anvertraut worden war). Ueberhaupt fochten die Oesterreicher in diesem für sie so unglücklichen Kriege überall mit Heldenmuth, wo sie irgend gut und besonders zum Angriff geführt wurden. Bonaparte schlug diese Armee nicht nur, sondern verleumdete sie auch, indem er jeden ihrer Verluste übertrieb, jeden ihrer Erfolge verschwieg oder verkleinerte. Es verdient bemerkt zu werden, wie sehr er damals schon die öffentliche Meinung und die

Presse beherrschte. Jede seiner amtlichen Lügen wurde geglaubt und nicht nur in französischen, sondern namentlich auch norddeutschen Blättern verbreitet, während man die Berichtigungen aus österreichischen und englischen Federn nicht beachtete.

Ehe Beaulieu nach Mantua abzog, ließ er an der Adda bei Lodi den General Sebottendorf mit 9—10,000 Oesterreichern stehen, um Nachzügler aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Als nun am 10. Bonaparte mit seiner gesammten Macht vor Lodi ankam, schossen die Oesterreicher mit Kartätschen über die lange Brücke, um die Franzosen abzuhalten. Da führten Massena, Lannes, Berthier und einige andere höhere Offiziere die Truppen im Sturmmarsch hinüber. Die Oesterreicher, anstatt sie zusammenzuschießen, brachen das Gefecht freiwillig ab und zogen sich zurück, wobei sie, da die Franzosen mit Uebermacht nachdrängten, 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten. Aus diesem einfachen Rückzugsgefecht machte Bonaparte in seinem Armeebericht eine große und wunderähnliche Schlacht.

Bevor Bonaparte seinem Feinde nach Mantua folgte, beeilte er sich, seinen Triumpheinzug in der Hauptstadt der Lombardei zu halten, 14. Mai. Die Bevölkerung Mailands empfing ihn festlich geschmückt unter lautem Jubelruf (obgleich die Citadelle noch von Oesterreichern besetzt war) als Befreier und sah in ihm nur den mit unüberwindlichem Schwert bewaffneten Genius der Republik, durch den alle Völker frei und das goldene Zeitalter eingeführt werden sollte. Sie wurde jedoch bald enttäuscht, als Bonaparte eine Kriegssteuer von 20 Millionen Lire und außerdem unermeßliche Lieferungen von Armeebedürfnissen aller Art forderte, wobei seine Soldaten sich überdies eine Menge Eigenmächtigkeiten gestatteten, bei denen ihr Obergeneral die Augen zudrückte, denn die Beute war es ja, die er ihnen versprochen hatte. Dasselbe geschah in Pavia, Crema und überall, wohin die Franzosen kamen. Aber auch wo sie noch nicht waren, erfeilschte man ihre Schonung durch Geld und Werthe, die man ihnen zuschickte. Bonaparte verkaufte

seine Gnade dem Herzog Ferdinand von Parma (9. Mai) um 2 Millionen Lire, 1700 Pferde, eine große Lieferung von Naturalien und um 20 der kostbarsten Gemälde. Da Italien noch reicher an Kunstschätzen war, wie Holland und Belgien, so machte sich Bonaparte ein besonderes Geschäft daraus, es in dieser Beziehung auszuplündern und Paris mit einer Kunstbeute zu bereichern, an die sich das Andenken seines Namens und seiner Siege knüpfte. Gleiche Gnade widerfuhr dem Herzog Herkules von Modena, dem letzten des Hauses Este, für 10 Millionen, viele Lieferungen für die Armee und 20 Gemälde.

Das Verfahren Bonaparte's war insofern neu, als er es verschmähte, die Fürsten zu vertreiben und die Völker mit demokratischer Freiheit zu beglücken, wie Viele, vielleicht das Directorium selbst, von ihm erwartet hatten. Aber er verfuhr eigenmächtig und wußte wohl, das Directorium werde nichts gegen seine Handlungsweise einwenden, wenn er nur Siege erfocht und Geld und Trophäen in Hülle und Fülle nach Paris schickte. Nur um die Freiheitsmänner zu beschwichtigen, deren Verdacht von sich abzulenken und zugleich um Italien durch innere Parteiung zu zerrütten und sich den Sieg zu erleichtern, verkündete er von Mailand aus „wir sind die Freunde aller Völker und lieben vor allen die Enkel des Brutus und Scipio. Wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wiedererwecken."

Nur in dem Theile Italiens, wohin keine Franzosen gekommen waren, konnte ihnen diese Sprache Anhänger gewinnen. In der Lombardei hatten ihre Plünderungen *) das Volk schon dermaßen erbittert, daß Bonaparte kaum (22. Mai) von Mailand aufgebrochen war, um sich zwischen Mantua und Tirol zu werfen, als auch schon das Landvolk hinter seinem Rücken in Masse aufstand. Blitzschnell aber wandte Bonaparte sich um, zersprengte die Bauern

*) General d'Allemagne schrieb am 9. Mai an Bonaparte, ein Mann von Ehre müsse sich schämen an der Spitze eines Corps zu marschiren, in dem die mauvais sujets so zahlreich seyen.

bei Bimasco, welchen Ort er verbrennen ließ, und nahm Pavia, den Hauptsitz der Insurrection, mit Sturm, ließ es plündern und die Führer des Volks hinrichten, 26. Mai. Mittlerweile hatte der alte Beaulieu die Festung Mantua mit einem Theil seines Heeres verstärkt und sich mit dem Rest den einzigen Rückzugsweg nach Tirol durch Ueberrumplung der kleinen Festung Peschiera am Gardasee und durch Besetzung Verona's geöffnet. Diese beiden Orte, so wie Brescia und Bergamo, gehörten damals noch zur Republik Venedig, die trotz ihrer alten Reichthümer und einer nicht unbedeutenden Landmacht sich völlig passiv verhielt, den Franzosen keinen Mann entgegenstellte, aber auch von den Oesterreichern nicht beachtet wurde. Der unglückliche Prätendent, Ludwig XVIII., der bisher ruhig in Verona gelebt hatte, war schon beim ersten Herannahen der Franzosen durch einen feigen Befehl der venetianischen Regierung entfernt worden. Mit solchen Gegnern hatte Bonaparte zu thun, und man muß gestehen, daß sein Uebermuth hier überall durch Kleinmuth herausgefordert wurde. Beaulieu, welcher zu allem Unglück noch erkrankte, zog nach einigen unbedeutenden Gefechten, namentlich bei Borghetto, alle seine zerstreuten Corps in die Schluchten von Tirol zurück. Eines derselben hatte sich verspätet und gerieth am 31. Mai bei Valeggio an die Villa, in der Bonaparte, der gleichfalls ein wenig unwohl geworden war, sich mit geringem Gefolge einquartiert hatte. Mit genauer Noth entkam er durch die Gärten, benutzte aber den Vorfall, sich eine Leibwache zuzulegen, die s. g. Guides, zu deren Chef er Bessières machte. Das war der kleine Anfang der weltberühmten alten Garde.

Bonaparte besetzte Bergamo, Brescia und Verona, das von den Oesterreichern wieder verlassene Peschiera und das benachbarte venetianische Landgebiet, das er zum Abfall von Venedig aufreizte und auf dessen Kosten er seine Truppen verpflegte. Auch ließ er durch den französischen Gesandten in Venedig dem Senate daselbst drohen, wenn derselbe die angeworbenen Slavonier nicht sofort

wieder entferne, und Venedig gehorchte. Zunächst blieb Bonaparte außer der Bewachung der Tiroler Pässe nichts zu thun übrig, als die Eroberung von Mantua, wozu ihm aber schweres Geschütz fehlte. Dessen befand sich genug in der Citadelle von Mailand, die daher heftiger bedrängt wurde; bis sie fiel, konnte man auch eine Diversion nach Mittelitalien machen und sich dort Geschütz, Geld und Beute aller Art holen. Vor allem lockte der reich mit englischen Waaren angefüllte Hafen von Livorno. Das Directorium in Paris hatte den natürlichen Gedanken, zwei Heere in Italien operiren zu lassen, Bonaparte sollte Toscana, Rom und Neapel erobern und Kellermann unterdeß mit seiner Armee Tirol belagern. Aber das widerstrebte dem Ehrgeiz Bonaparte's, der alles allein thun wollte. Mit Recht entgegnete er, wenn er sich in Italien vertiefe und zu weit von den Alpen entferne, könne Kellermann durch eine neue österreichische Armee, die ohne Zweifel Beaulieu verstärken oder ersetzen werde, erdrückt werden und Oberitalien wieder verloren gehen. Die italienische Eroberung müsse in einer Hand allein liegen. „Besser ein schlechter General, als zwei gute." Das Directorium wagte nicht, ihm zu widersprechen, ließ ihm den Oberbefehl allein und schickte ihm Verstärkungen. General Clarke, welchen Carnot als Commissär des Directoriums zu ihm geschickt, um ihn zu überwachen, erkannte bald, daß in Bonaparte mehr Zukunft liege als im Directorium und vertauschte die Rolle des Wächters mit der eines ergebenen Dieners.

Nach Neapel war es Bonaparte zu weit, er gestand also diesem Staate schon am 5. Juni die Neutralität zu, erfreut genug, daß die Königin Karoline, Marie Antoinette's leidenschaftliche Schwester, ihn nicht angreifen ließ. Dagegen schickte er Augereau in den Kirchenstaat; Bologna, das immer eifersüchtig auf Rom war und ist, empfing die Franzosen als Befreier vom päpstlichen Joch und der arme Papst erkaufte am 23. Juni Bonaparte's Gnade durch 21 Millionen Lire, Auslieferung schweren Geschützes, Oeffnung der Festung Ancona, Verpflegung französischer Truppen in

den Legationen, 100 der herrlichsten Gemälde und 300 der werthvollsten Manuscripte aus den berühmten Sammlungen im Vatican. Auch hier plünderten die französischen Soldaten und erbitterten die Einwohner dergestalt, daß es zu einem blutigen Aufstand in Lugo bei Ferrara kam, der aber eben so energisch niedergeschmettert wurde, wie der lombardische. Bonaparte selbst begab sich nach Florenz und gewährte dem Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der bisheran mit Frankreich in Frieden gelebt hatte, die Neutralität, ließ aber gleichwohl Livorno am 29. Juni von Franzosen einnehmen. Da die Engländer alle ihre Reichthümer auf 60 Schiffen schleunigst fortgeschafft hatten, ließen die Franzosen ihren Aerger an den unschuldigen Einwohnern aus und erpreßten von der Stadt 12 Millionen. An demselben Tage hatte sich die Citadelle von Mailand ergeben, was Bonaparte in Florenz an der Tafel des Großherzogs erfuhr, und zugleich die Einschließung Mantua's unter Serruriers Befehl begonnen. Mantua war aber schwer zu nehmen. Die Festung ist ringsum durch Seen geschützt, durch welche nur schmale Dämme einen Zugang öffnen. Nur der Hunger konnte diese fast unüberwindliche Festung fällen. Das schwere Geschütz war erst am 19. Juli in hinreichender Menge herbeigeschafft, um das Bombardement zu beginnen.

Durch die Niederlagen Beaulieu's war der Hofkriegsrath in Wien nicht wenig aufgeschreckt worden und hatte sofort befohlen, die Aufstellung am Mittelrhein zu schwächen, um Italien zu Hülfe zu kommen. Da sich Mantua noch lange halten konnte, so hätte Oesterreich vielleicht klüger gethan, sein Heer in den uneinnehmbaren Alpen zurückzuhalten, bis die Franzosen in Italien überall vom Aufruhr umwickelt und zugleich Venedig, Toscana, Rom und Neapel zu einem gemeinsamen Auftreten gegen Frankreich vermocht worden wären. Alsdann wäre das Heraustreten einer großen österreichischen Armee aus Tirol wahrscheinlich entscheidend gewesen. Indem sie sich aber allein in die Ebene hinauswagte, setzte sie sich großen Gefahren aus. Man begreift nicht, warum der Hofkriegs-

rath damals mit so viel Uebereilung die Kräfte Oesterreichs zersplitterte. Der alte Wurmser wurde mit einem Theil seines Heeres nach Tirol geschickt, der andere Theil desselben aber mit der großen Armee des Erzherzogs Karl vereinigt, der nunmehr allein gegen Jourdan und Moreau kämpfen mußte. Wurmser führte, die Reste der Beaulieu'schen Armee mit eingerechnet, 60,000 Mann aus Tirol heraus, um Mantua zu entsetzen. Er selbst warf mit 40,000 Mann bei Rivoli ein französisches Corps unter Massena zurück, auf das er zuerst stieß, 29. Juli; eben so Quasdanovich mit 20,000 Mann an der westlichen Seite des Gardasee's hervorbrechend bei Salo das Corps von Sauret, worauf er Brescia besetzte und daselbst 2700 Franzosen gefangen nahm. Da faßte Bonaparte den genialen Entschluß, Serrurier von Mantua abzurufen, das Belagerungsgeschütz, das er mit so vieler Mühe erst zusammengebracht hatte, im Stich zu lassen und mit seiner ganzen Streitmacht von 45,000 Mann zuerst über den weit schwächeren Quasdanovich herzufallen, nach dessen Vernichtung ihm Wurmser nicht mehr gefährlich schien. Schon am 31. Juli überfiel er Quasdanovich bei Lonato, schlug ihn und nahm Brescia wieder. Wurmser aber zog, ohne einen Feind gesehen zu haben, am 1. August in Mantua ein, in dessen Mauern man so eben das erbeutete Belagerungsgeschütz einschleppte. Aber zu spät erkannte er den Fehler, seine Macht getheilt zu haben. Als er eilends aufbrach, um Quasdanovich zu retten, war dieser trotz abermaligen wüthenden Widerstandes bei Lonato am 3. August gänzlich besiegt worden. Drei zersprengte österreichische Bataillone ergaben sich am folgenden Tage an Bonaparte, der auf sie stieß und obgleich er nur 1500 Mann bei sich hatte, ihnen durch den Schrecken seiner persönlichen Gegenwart die Waffen entriß. Am 5. August wurde Wurmser, der bisher nur den Nachtrapp Bonaparte's erreicht und angegriffen hatte, plötzlich von dessen gesammter Macht bei Castiglione, indem sie Quasdanovichs Verfolgung aufgebend, sich nach ihm umwandte, überfallen und nach

hartnäckigem Kampfe besiegt, konnte sich aber noch glücklich nach Tirol zurückziehen. Bonaparte war nicht im Stande, ihm den Weg dahin abzuschneiden und so standen die Dinge wie vorher, nur daß er alles schwere Geschütz vor Mantua und überdies 4000 Gefangene verloren hatte, die Wurmser mit sich nahm.

Allein der Sieg war doch wieder an die französischen Fahnen geknüpft gewesen, Bonaparte hatte sich abermals als den Unüberwindlichen bewährt. Unbegreiflicherweise ließ der greise Wurmser sich von seiner Hitze verleiten, denselben mißlungenen Plan noch einmal und jetzt mit geschwächten Kräften wieder aufzunehmen, indem er abermals in zwei getrennten Massen aus Tirol herausrückte und abermals 20,000 Mann, diesmal unter Davidovich, rechts vorschob, während er selbst mit 30,000 Mann gegen Vicenza drang. Nichts war natürlicher, als daß Bonaparte nun auch ganz dieselben Schläge führte, wie früher. Erst warf er seine ganze Streitmacht auf Davidovich und schlug ihn bei Roveredo am 4. Sept., dann wandte er sich blitzschnell in Wurmsers Rücken und schlug ihn am 8. bei Bassano gänzlich, ja er schnitt ihm diesmal auch den einzigen Rückzugsweg durchs Thal der Brenta ab und nöthigte ihn, sich hinter die Mauern von Mantua zu flüchten.

Ehe wir neue Verstärkungen aus Oesterreich in Italien ankommen sehen, was erst im November geschah, müssen wir uns an den Kriegsschauplatz am Rhein versetzen. Jourdan eröffnete seinen Feldzug erst am 1. Juni, indem er Kleber nach Düsseldorf voraussandte. Im ersten Gefecht bei Altenkirchen am 4. wichen die Oesterreicher zurück. Jetzt erst kam Erzherzog Karl bei der Armee an, ging zum Angriff über und schlug die vorgeschobenen Corps Jourdans, das erste unter Lefebvre bei Wetzlar am 15., das zweite unter Kleber bei Uckerath, worauf Jourdan sich eilends über den Rhein zurückzog. Um ihm Luft zu machen und den Krieg in das Herz von Deutschland hinüberzuspielen, ging Moreau mit seinem Heere am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, ein schwächeres Corps unter General Ferino that dasselbe

bei Basel und suchte über den Bodensee rasch nach Ulm vorzudringen. Durch Wurmsers Entfernung war Schwaben so gut wie entblößt. Ehe Erzherzog Karl herbeikommen konnte, hatte Moreau schon den Schwarzwald überstiegen und alle kleinen Corps, die sich ihm entgegenwarfen, zurückgeschlagen, zuerst die schwäbischen Kreistruppen unter Raglovich, die sich übrigens gut wehrten, bei Kehl, dann ein österreichisches Corps unter Sztarray bei Sasbach und die schwachen württembergischen Posten auf dem hohen Kniebis. In Eilmärschen kam zwar Erzherzog Karl durchs Murgthal herbei und lieferte Moreau eine Schlacht bei Malsch am 9. Juli, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge vertreiben und zog sich über Pforzheim nach Kannstadt zurück, um ihm hier noch einmal den Neckarübergang zu wehren, 18. Juli. Doch nach einer kurzen Kanonade zog er sich auch von hier zurück, um sich mit Wartensleben wieder zu vereinigen, den er zur Abwehr des abermals vordringenden Jourdan zurückgelassen hatte.

Baden, Württemberg und der ganze schwäbische Kreis unterwarf sich Moreau, zog die Kreistruppen von den Oesterreichern zurück (Erzherzog Karl ließ sie ziehen, nahm ihnen aber bei Biberach die Waffen ab), zahlte 25 Millionen Livres Kriegssteuer und lieferte Pferde, Lederwerk, Tuch, Lebensmittel in ungeheurer Menge, wobei nicht mitgerechnet ist, was die Franzosen im Einzelnen überall raubten oder erpreßten. Der alte Herzog Karl von Württemberg war 1793 gestorben. Ihm folgte sein gleichfalls schon bejahrter Bruder Ludwig Eugen, welcher 1795 ebenfalls ohne Kinder starb, und hierauf der jüngste Bruder Friedrich Eugen, dessen Kinder lutherisch erzogen wurden, um den gleichen Glauben zu haben, wie das württembergische Volk. Durch ihre Hingebung an Frankreich hofften aber sowohl Württemberg als Baden neue Vortheile zu erringen und ließen sich damals schon in geheimen Artikeln von Frankreich den künftigen Erwerb von geistlichen und städtischen Besitzungen in ihrer Nähe zusichern. Das ist der dunkle Ursprung des nachherigen Rheinbundes. Eine lächerlich kleine

Partei von Freiheitsschwärmern, die eine schwäbische Republik zu gründen wünschte, wurde von Regnier, dem Chef des Generalstabs unter Moreau, mit den Worten abgefertigt, wenn sie durch einen Aufstand das Einrücken der Franzosen erleichtert hätten, würde man sie anerkennen, aber hinter der Armee mache man keine Revolution mehr. Stuttgarter, die mit den französischen Völkererlösern fraternisiren wollten, wurden vorerst ihrer Uhren, guten Röcke und Stiefeln beraubt. In Moreau's Heer fand sich noch viel mehr Jakobinismus als in dem Bonaparte's. Die Soldaten begingen in Schwaben, besonders in den geistlichen Orten, große Schändlichkeiten. Wie in der wildesten Zeit Heberts in Paris plünderten Ferino's Banden in den oberschwäbischen Kirchen, besudelten die Altäre, warfen die Hostien ihren Hunden vor, drehten Crucifixe wie Bratspieße im Feuer herum. In einem Nonnenkloster zu Memmingen setzten sie sich nackt zur Tafel und zwangen die Nonnen sie zu bedienen. In Berg bei Weingarten rissen sie die Figur eines Teufels von einer Gruppe ab und stellten sie in's Allerheiligste rc.

Jourdan ging am 28. Juni bei Neuwied abermals über den Rhein, ließ durch Lefebvre die Oesterreicher unter Wartensleben bei Friedberg zurückdrängen (9. Juli) und durch Kleber Frankfurt am Main wegnehmen (13. Juli). Zum zweitenmal von den Franzosen erobert mußte diese Stadt 6 Mill. zahlen. Wartensleben war zu schwach und wich über Würzburg zurück. Wie ein Strom ergoßen sich nun Jourdans plünderungssüchtige Horden über Franken. Auch der fränkische Kreis unterwarf sich, wie der schwäbische, zahlte 16 Millionen und eine Menge Naturallieferungen. Das Rauben und wüste Schwelgen der französischen Soldaten war hier noch ärger und allgemeiner wie in Schwaben und erbitterte das Landvolk auf's höchste. Graf Soden, der die Greuel mit ansah und beschrieben hat, erzählt die größten Abscheulichkeiten von Kirchenschändungen in den Bisthümern Würzburg und Bamberg. Zu hunderten flohen die jungen Mädchen in die Gebirge des Spessart und der Rhön, um sich vor Brutalität zu schützen.

In charakteristischer Erinnerung an Robespierre pflegten damals die französischen Soldaten ihre nächtlichen Orgien mit Anzündung einer großen Schüssel voll Branntwein zu beginnen, deren blaue Flamme sie ihr être suprème nannten und um welche sie tanzten.

Das damalige Unglück des fränkischen Kreises wurde von Preußen benutzt, welches am 4. Juli Nürnberg, das Bisthum Eichstädt und die Besitzungen der fränkischen Ritterschaft mit seinen Truppen besetzen ließ, nicht um sie gegen Frankreich zu schützen, sondern um sie als künftigen Entschädigungspreis für die preußischen Abtretungen auf dem linken Rheinufer mit Beschlag zu belegen.

Erzherzog Karl befand sich in einer schwierigen Lage zwischen den beiden feindlichen und siegreich vordringenden Armeen, während ihn nicht nur die schwäbischen, sondern auch die sächsischen Reichstruppen verließen. Allein er zog sich nicht weniger genial aus der Gefahr, wie Bonaparte, indem er seine Feinde einzeln packte, bevor sie sich vereinigen konnten. Am 11. August lieferte er Moreau noch eine unentschiedene Schlacht bei Neresheim, in welcher der tapfere französische General Desaix den linken Flügel der Oesterreicher unter Hotze (einem Schweizer) zurückwarf, Duhesme aber auf dem rechten Flügel vom österreichischen General Riese geschlagen und bis Heidenheim verfolgt wurde, von wo sich der große Armeepark Moreau's nur in Eile rettete. Erzherzog Karl hatte gehofft, den General Frelich an sich zu ziehen, den er am Bodensee gegen Ferino aufgestellt hatte, der aber zu schwach war und sich nach unbedeutenden Gefechten zurückzog. Bei ihm befand sich der Prinz Condé mit dem kleinen Rest der Emigrirten, die, von den Oesterreichern verspottet, am 13. August bei Mindelheim einen verzweifelten Angriff auf Ferino's Truppen machten und nach der tapfersten Gegenwehr größtentheils zusammengehauen wurden. Die wenigen, welche gefangen wurden, ließ Moreau heimlich frei. Damals hatte er eine Weisung vom Directorium in Paris erhalten, wo möglich Bonaparte's Armee in Italien zu unterstützen und durch Tirol mit ihr in Verbindung zu treten. Er zog dem-

nach seinen rechten Flügel zu weit gegen das Gebirge und trennte sich dadurch von Jourdan, zur großen Genugthuung des Erzherzogs, der nur ein schwaches Corps unter Latour gegen Moreau stehen ließ, um diesen nach Baiern zu locken, während er selbst mit dem Gros seines Heeres am 17. August bei Donauwörth über die Donau ging, um sich auf Jourdan zu werfen.

Am gleichen Tage (17.) war Wartensleben bei Sulzbach von Jourdan ereilt und geschlagen worden, ohne jedoch an der Vereinigung seines Heeres mit dem des Erzherzogs gehindert werden zu können. Beide begrüßten sich mit Jubel und schon am 24. brachten sie Jourdan bei Amberg eine schwere Niederlage bei. Die Franzosen flohen durch die Stadt und bildeten jenseits derselben ein großes Quarrée, um sich der wüthend einhauenden österreichischen Reiterei unter Wartensleben zu erwehren. Zweimal schlugen sie den Angriff ab, aber der dritte Choc zersprengte sie und 3000 Franzosen wurden niedergehauen. Noch einmal setzte sich Jourdan bei Würzburg am 3. September; aber auch hier erstürmte Wartensleben seine Batterieen und er mußte nach einem Verlust von 6000 Todten und vielen Gefangenen weichen. Sein Rückzug durch den Spessart artete in wilde Flucht aus. Die treffliche Reiterei des Erzherzogs Karl war seinen aufgelösten Banden überall auf den Fersen und überall bewaffnete sich das wuthentbrannte Landvolk, um die Plünderungen zu rächen, und schlug nicht nur einzelne Franzosen, sondern ganze Abtheilungen todt, denn Dr. Röder und der Förster Witt sammelten einen Landsturm, der auch größere Massen angriff. Röder fiel im Kampfe. Die Franzosen schonten auch ihrerseits nichts mehr und verbrannten viele Dörfer. Bei Aschaffenburg erlitt Bernadotte, der Jourdans Nachhut befehligte, noch eine Niederlage durch die Vorhut der Oesterreicher. Jourdan floh durch's Nassauische über den Rhein. Nur bei Limburg stellte sich der tapfere Marceau, der mittlerweile Mainz vergeblich belagert hatte, noch einmal dem Erzherzog Karl entgegen, am 16. Sept. und noch einmal bei Altenkirchen am 19., unterlag aber und fiel

tödtlich verwundet in die Gefangenschaft des Erzherzogs, der den wie Bonaparte erst 27jährigen Jüngling vergebens durch seine besten Wundärzte zu retten suchte und als er dennoch starb, feierlich beerdigen und mit einer allgemeinen Salve ehren ließ. Jourdan legte sein Commando nieder und überließ sein zertrümmertes Heer dem General Beurnonville.

Unterdeß hatte sich Moreau's Heer nach einem kleinen Siege über Latour bei Friedberg am 24. August über Bayern ergossen. Anstatt sich zu wehren, zog Karl Theodor die bayrischen Truppen zurück, floh für seine Person nach Sachsen und erkaufte von Moreau den Frieden um 10 Millionen, die gewöhnlichen Armeelieferungen und die 10 besten Gemälde aus der berühmten Münchner Bildergallerie. Da war Moreau guter Dinge, bis die Schreckensnachrichten von Jourdans Heer eintrafen. Moreau erachtete sich nicht stark genug, weder um auf Wien loszugehen, noch das durch seine Gebirge und noch mehr durch seinen Landsturm gefährliche Tirol zu forciren und bequemte sich daher zum Rückzug auf dem Wege, den Ferino hergekommen war, das heißt so ferne als möglich vom Erzherzog, damit dieser ihn nicht von Frankreich abschneide. Latour suchte Moreau zwar zuvorzukommen, war aber zu schwach und wurde bei Ravensburg zurückgedrängt. Moreau wagte den gefährlichen Weg durch das berühmte Höllenthal einzuschlagen, welches mehrere Stunden lang durch eng sich drängende schauerliche Felsen führt. Schon im Allgäu waren die Bauern aufgestanden und hatten eine Menge Franzosen todtgeschlagen. Im Schwarzwald war das Volk nicht minder erbittert. Auch hatten sich einige kleine österreichische Streifcorps unter Petrasch und Nauendorf hinter Ferinos Rücken im Schwarzwald eingeschlichen, welche hingereicht haben würden, das Höllenthal unzugänglich zu machen; aber sie waren von Moreau's Rückzugweg nicht hinreichend unterrichtet und ließen sich von einzelnen französischen Corps bei Villingen und Rottweil zurückwerfen, indeß Moreau's Hauptheer am 11.—13. October unbehindert durch die

Hölle kam. Dieses Thal des Flüßchens Treisam mündet bei Freiburg im Breisgau in das weite Rheinthal aus und Moreau hatte bereits einen Theil seines Heeres bei Breisach und Hüningen über den Rhein gesetzt, als der Erzherzog, zu spät eintreffend, noch den Rest angriff und am 19. bei Emmendingen, am 24. bei Schlingen zurückschlug, das Entkommen Moreau's über den Rhein aber nicht mehr verhindern konnte. Das Directorium glaubte diesen Rückzug Moreau's außerordentlich rühmen zu müssen als ein non plus ultra von Meisterschaft, Bonaparte aber (der an Moreau eine Million aus seiner italienischen Beute geschickt hatte, um ihn durch diese Artigkeit zu demüthigen) sagte spottend: „ein schöner Rückzug, ja, aber ein Rückzug."

Bonaparte benutzte die kurze Zeit der Ruhe nach Wurmsers Niederlagen, um in Italiens neuer Organisirung vorzuschreiten. Dem Herzog von Modena, der sich nach Venedig zurückgezogen hatte, nahm er unter dem Vorwand, er conspirire und habe Mantua mit Lebensmitteln unterstützt, sein Land weg (8. Oct.) und vereinigte es mit Reggio und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara zu einer cispadanischen Republik, unabhängig von der lombardischen, die sich gleichfalls unter seinen Augen bildete. Durch ihre Vereinigung wären sie ihm zu stark gewesen, er wollte über viele kleine herrschen. Damals gab er auch an Genua das Vorspiel zu dem, was er mit Venedig machen wollte. Der kühne englische Admiral Nelson hatte unter den Mauern von Genua ein französisches Schiff gecapert. Zur Strafe mußte diese Republik nun 2 Millionen zahlen, 2 weitere leihen, den Engländern Krieg erklären, 9. Oct. Auch Corsica entriß Bonaparte den Engländern wieder. Diese hatten durch ihre Gewaltthätigkeiten die Corsen erbittert und Admiral Elliot fand es gerathener, die Insel zu verlassen, als einen schwierigen und mörderischen Kampf fortzusetzen. Bonaparte ließ die Insel am 20. Oct. durch ein Corps unter Gentili in Besitz nehmen. Während Wurmsers Heranzug hatten der Papst und Neapel sich feindlich gezeigt,

nach seiner Niederlage aber baten sie wieder um Frieden. Bonaparte hatte seine Gemahlin aus Paris kommen lassen und hielt mit ihr schon eine Art von Hof in Mailand. Alles huldigte ihm hier und bemühte sich um seine Gunst. Auch verbannte Polen kamen, als ihr Sprecher Graf Sulkowski. Bonaparte tröstete sie, konnte aber zunächst nichts für sie thun, denn die französische Verfassung duldete nicht, Fremde in Sold zu nehmen. Aber er bildete doch eine polnische Legion unter dem tapfern Dombrowski im Solde der italienischen Republiken.

Oesterreich säumte nicht, nachdem es am Rhein Sieger geblieben war, ein neues Heer nach Italien zu schicken. Es hätte vielleicht besser gethan, seinen Sieg am Rhein zu verfolgen. Durch einen Einfall in Frankreich hätte es Bonaparte gezwungen, umzukehren oder wenigstens Streitkräfte abzugeben. Es zog indessen vor, die Festung Mantua, welche das zahlreiche Heer Wurmsers nicht lange mehr ernähren konnte, zu entsetzen. Den Oberbefehl erhielt Alvinzy, der aber trotz den früheren Erfahrungen wieder den alten Fehler beging, sein Heer in eine größere und kleinere Hälfte zu theilen. Er selbst führte 30,000 Mann aus Friaul herbei, ging am 2. November über die Piave, schlug am 6. die vorgeschobenen Corps von Massena und Augereau an der Brenta zurück und griff am 11. Bonaparte selber vor Verona an. Nach diesem ersten Gefecht packte ihn Bonaparte am folgenden Tage bei Caldiero mit seiner ganzen Macht, fand aber so heftigen Widerstand, daß er sich zurückzog und in nicht geringe Sorge kam, weil das zweite österreichische Heer unter Davidovich, 25,000 Mann stark, aus Tirol herauskam und das ihm entgegengeschickte kleine Corps von Vaubois schon in vier Gefechten zurückgeschlagen hatte. Aber Davidovich hielt sich zu lange auf und ließ Bonaparte Zeit, am 15. bei Arcole einen neuen wüthenden Angriff auf Alvinzy zu machen, den er um jeden Preis zurückschlagen wollte, ehe Davidovich ihm in den Rücken käme. Hätte Alvinzy die 25,000 M. Davidovichs gleich anfangs bei sich gehabt, so würde er zumal bei

der muthigen Stimmung seiner Truppen unfehlbar über Bonaparte gesiegt haben. Auch ohne sie blieb er an diesem Tage Meister des Schlachtfeldes. Bonaparte machte die verzweifeltsten Anstrengungen, den Damm und die Brücke zu forciren, die hier über den Alpone und seine sumpfigen Ufer führten, auf die aber die Oesterreicher ein mörderisches Feuer richteten. Hier war mehr als Lodi. Vergebens trug Augereau, nachher Bonaparte selbst den Seinen die Fahne voraus, sie wichen. Sein Adjutant Muiron fiel neben ihm, Lannes wurde neben ihm verwundet, er selbst von seinen fliehenden Soldaten in den Sumpf hinabgerissen und entkam mit genauer Noth den vordringenden Oesterreichern. Am andern Tage umging er aber die Stellung Alvinzy's und nöthigte ihn durch seine geschickten Manoeuvres, am dritten Tage dieselbe ganz zu verlassen und hinter die Brenta zurückzugehen. In dieser dreitägigen Schlacht verlor jeder Theil etwa 10,000 Mann. Wenn Davidovich schon dagewesen und Wurmser mit seinen beträchtlichen Streitkräften nicht unbegreiflicherweise in Mantua ganz ruhig sitzen geblieben, sondern hervorgebrochen und in Bonaparte's Rücken gefallen wäre, so war dieser, wie er selbst wohl wußte, verloren. Jetzt konnte Bonaparte sich mit überlegener Macht gegen Davidovich umwenden, der nach einem unbedeutenden Gefecht bei Campara am 21. für klüger hielt, zurückzugehen. So war denn trotz der herrlichsten Waffenthaten der österreichischen Regimenter durch die ungeschickte Disposition der Generale wieder alles verloren worden.

Inzwischen brachen neue Empörungen des Volks in der cispadanischen Republik aus, in Folge der fortdauernden Plünderungen; Bonaparte ließ sie durch General Rusca dämpfen in Grafignana, Castel Nuovo, Comordia, Carrara. Um keinen festen Punkt des Feindes im Rücken zu lassen, nahm er durch einen listigen Ueberfall die venetianische Stadt Bergamo ein. Aber nur durch Gewalt und Schrecken vermochte er die Italiener niederzuhalten, die aufs tiefste erbittert waren. Er selber klagte über die schamlosen Räubereien der Kriegscommissäre, die er auch verhaften

ließ, die aber immer milde Richter fanden. Es war ihm wohl nicht ernst oder sah er durch die Finger, weil seine Generale und Soldaten es nicht besser machten. Das Corps, welches Mantua belagerte, litt den Winter über sehr durch Krankheiten, wegen der feuchten Luft dieser Gegend.

Am 7. Januar 1797 unternahm Alvinzy einen neuen Feldzug, aber auch diesmal wieder nach der unverbesserlichen Praxis, sein Heer zu theilen und jede Hälfte einzeln schlagen zu lassen. Der eine Heertheil von 9000 Mann unter Provera kam von der Brenta her, schlug Augereau bei Bevilaqua am 8., bei Legnano am 9. und kam glücklich vor Mantua an. Der andere Heertheil von 26,000 Mann unter Alvinzy selbst kam aus Tirol und drängte das unter Joubert vorgeschobene Corps nach Rivoli, wo es sich am 13. in fester Stellung zwischen hohen Bergen so lange hielt, bis Bonaparte selbst herbeikommen konnte, der am folgenden Tage die steilen Höhen besetzen ließ, die Oesterreicher von mehreren Seiten faßte und gänzlich zerrüttete, so daß er 10—12,000 Gefangene machte. General Lusignan hatte mit 5000 Mann die Franzosen im Rücken fassen sollen, kam aber durch tiefen Schnee gehindert, zu spät, wurde jetzt selbst umzingelt und mußte sich gefangen geben. Bonaparte brach aber augenblicklich wieder auf und kam nach einem Gewaltmarsch vor Mantua an, ehe noch Provera im Stande gewesen war, mit Hülfe Wurmsers, der aus der Festung ausfiel, das französische Belagerungscorps unter Miollis, welches am 15. sich aufs heldenmüthigste wehrte, zu überwältigen. Am 16. war Bonaparte schon da, schlug Wurmser zurück und nahm Provera's ganzes Corps gefangen. Noch niemals hatte er so rasche und entscheidende Schläge geführt und Niemand machte ihm mehr den Ruhm des ersten Feldherrn der Welt streitig. Ganz Frankreich brach in Bewunderung aus und das Directorium fand nicht Worte genug, ihn zu preisen, als Bessières mit den eroberten Fahnen in Paris ankam.

Nun konnte sich auch Mantua nicht länger halten. Schlechte

Nahrung und die Sumpfluft erzeugten eine Seuche, an der 17,000 Mann von der Besatzung schon gestorben waren und 6000 noch darniederlagen, der Rest von 12,000 Mann hatte bereits die Pferde verzehrt und nichts mehr zu essen. Da mußte der alte Wurmser mit schwerem Herzen den Entschluß fassen, das letzte Bollwerk Oesterreichs in Italien zu übergeben, am 2. Februar. Er selbst, seine Stabsoffiziere, 700 Mann mit 6 Kanonen erhielten freien Abzug, die übrige Besatzung wurde kriegsgefangen. Die eroberten Fahnen brachte Augereau nach Paris. Dieser General, der Sohn einer armen Obsthändlerin aus der Vorstadt St. Marceau, zog jetzt triumphirend in seine Vaterstadt ein.

Gerade in diesem merkwürdigen Zeitpunkt erhielt Bonaparte eine dringende Aufforderung vom Directorium, dem Papstthum in Rom den Garaus zu machen. „Sie sind, lautete das Schreiben, zu sehr gewohnt nachzudenken, als daß Sie nicht eben so gut wie wir einsehen sollten, daß die römisch-katholische Kirche die unversöhnliche Feindin der Republik bleiben wird. Im Innern Frankreichs werden wir sie unschädlich zu machen wissen, aber es ist von hoher Wichtigkeit, auch den Mittelpunkt ihrer Macht in Rom selbst zu zerstören und es ist an Ihnen, diesen Wunsch zu erfüllen." Das war von Seiten nicht nur der alten Jakobiner, sondern auch der gemäßigten Philosophen in der Directorialpartei vollkommener Ernst und Ausdruck des antikirchlichen Fanatismus, der schon vor der Revolution weit verbreitet gewesen war. Man wollte aber zugleich dem General Bonaparte eine Falle legen. Er sollte, indem er das Papstthum ausrottete, das Gegentheil von dem thun, was Karl der Große gethan hatte. Er sollte sich selbst jeden Weg zum Thron versperren, indem er den Altar niederriß, er sollte mit dem Alten so auffallend als immer möglich brechen und sich für immer compromittiren. Aber das war es, was er nicht wollte. Er benahm sich sehr klug. Eilends und gleichsam in blindem Eifer, den Befehl des Directoriums zu vollstrecken, kündigte er dem Papst unter nichtigen Vorwänden den Krieg an. Der unglückliche

Papst war schon lange in Rom durch eine vom französischen Gesandten Cacault geleitete revolutionäre Partei auf alle Art bedrängt und listig inducirt worden, um etwas zu thun, was einen Vorwand lieh, ihn zu stürzen, aber er hatte sich immer vorsichtig benommen. Jetzt wurde man brutal und griff ihn ohne weiteres an. Bonaparte schickte 13,000 Mann unter Victor gegen Rom und begab sich selbst nach Ancona und Loretto. An letzterem weltberühmten Wallfahrtsort fand sich jedoch von dem unermeßlichen Schatz der Mutter Gottes nur noch etwa eine Million an Werth zum plündern vor, das übrige war vorher geborgen worden. Wie eine Heerde Wölfe über ein armes Lamm fielen die Franzosen über den greisen Pius her, dessen schwache Armee sich ergab. Niemand zweifelte, es sey nun aus mit Rom. Aber Bonaparte täuschte die schadenfrohe Welt und schloß mit den bittend zu ihm kommenden Gesandten des Papstes am 19. Februar zu Tolentino einen Frieden, in welchem Rom seine Rechte auf Avignon, Bologna und Ferrara und die Festung Ancona aufopferte und 13 Millionen Kriegskosten zahlte, im übrigen aber unangetastet gelassen wurde. Somit blieb Pius VI. auf dem heiligen Stuhl und behielt den Kirchenstaat, wenn auch geschmälert, eine Schonung, die er ganz allein Bonaparte verdankte und in der sich deutlich ein Hintergedanke dieses Generals verräth. Man darf nicht zweifeln, daß Bonaparte damals schon vorausgesehen hat, der Papst werde ihm einmal mehr von Nutzen seyn, als die irreligiöse Jakobinerpartei. Das Directorium aber ließ sich sein willkürliches Verfahren gefallen, weil es ihn nicht entbehren konnte. Auch Parma wurde auffallend von Bonaparte geschont, aus Rücksicht auf Spanien, dem man schmeichelte, weil es sich Frankreich ganz anschmiegte.

Erzherzog Karl hatte den Winter über am Rhein noch die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen wegnehmen lassen und beeilte sich im Beginn des Frühjahrs Bonaparte in Italien anzugreifen. Aber die Oesterreicher rüsteten und marschirten zu langsam. Der Erzherzog hatte erst 20,000 Mann am Tagliamento

und seine Verstärkungen von der Rheinarmee waren noch unterwegs, als Bonaparte schon, beträchtlich verstärkt durch die von Moreau's Heer zu ihm gelangten Corps unter Delmas und Bernadotte, den Feldzug eröffnete und in die Alpenkette selber eindrang, um gegen Wien vorzurücken. Er selbst zog mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog, während Joubert mit 20,000 Mann durch Tirol vordringen sollte. Karl war zu schwach und zog sich, Triest preisgebend, nach Villach in Kärnthen zurück. Bonaparte schrieb damals an das Directorium: bisher hatte ich Armeen ohne einen Feldherrn gegen mich, jetzt einen Feldherrn ohne Armee. Als der Erzherzog die Franzosen in dem Gebirgspaß von Tarvis aufhalten wollte, blieben seine Truppen zum Theil im tiefen Schnee stecken, Massena hatte den Paß schon früher besetzt und alle Anstrengungen, ihn daraus zu vertreiben, mißlangen. Nach dreimaligen verzweifelten Angriffen am 21.—23. März mußte er weichen und das von den Franzosen umzingelte Corps unter Bajalich sich gefangen geben. Bonaparte nannte das „die Schlacht über den Wolken," weil auf den hohen Gebirgen der Nebel unter den Kämpfenden lag. Der Erzherzog brachte nur noch 14,000 Mann nach Klagenfurt, Seckendorf mit 5000 Mann war in Laibach, Kerpen mit 14,000 Mann in Tirol bereits von ihm abgeschnitten. Joubert, der durch Tirol vordringen sollte, um die vom Rhein kommenden österreichischen Verstärkungen abzuschneiden, erreichte seinen Zweck nicht, denn obgleich Kerpen vor ihm bis über den Brenner zurückwich, standen doch die Tiroler Bauern an allen Orten auf und beunruhigten die Franzosen in dem engen Gebirgsterrain von allen Seiten dermaßen, daß er es vorzog, vom Brenner wieder zurückzuweichen und sich einen Weg durch's Pusterthal nach Kärnthen zu bahnen, wo er sich nach einem Verlust von 6—8000 Mann mit Bonaparte vereinigte. Der letztere hatte ihm eine höchst merkwürdige Instruction für Tirol gegeben. Die Franzosen sollten hier die Kirche ehren, die Priester zu gewinnen trachten, vom Kaiser nur Gutes reden, nichts contribuiren, nichts

stehlen, nichts im Bestehenden ändern. Man sieht daraus, wie gut er unterrichtet war. Aber die braven Tiroler hörten nicht auf Joubert oder antworteten ihm nur mit dem Donner ihrer Stutzen.

Gleichzeitig hatte Bernadotte Triest und Görz besetzt, aber vor Gradiska, das er mit Sturm nehmen mußte, 500 Todte verloren. Er sowohl, als alle Offiziere und Truppen von der Rheinarmee wetteiferten, es den alten Truppen Bonaparte's gleich oder zuvor zu thun und waren nur zu hitzig. Es brauchte einige Zeit, bis diese Heertheile sich mischten. Anfangs geriethen sie unter einander in wüthenden Streit, weil die vom Rhein sich noch citoyens, Bonaparte's Soldaten aber schon messieurs genannt wissen wollten. Uebrigens sucht man unter diesen Truppen vergebens nach Italienern. Bonaparte hatte nur eine 1500 Mann starke lombardische Legion errichten lassen, sey es, weil er mißtraute, oder weil das lombardische Landvolk sich nicht dazu hergab. Von Bassano aus hatte dagegen Bonaparte bereits am 10. März eine Proclamation an seine Armee erlassen, worin er ihr die Aufgabe stellte, „der tapfern ungarischen Nation die Freiheit zu bringen.“ Er fand aber keine Sympathien in Ungarn, man rüstete sich dort vielmehr sehr ernstlich gegen ihn.

Der Erzherzog mußte sich auch von Klagenfurt zurückziehen und Bonaparte folgte ihm unaufhaltsam. Als er nach einem unbedeutenden Gefecht in Judenburg eingerückt war und sich nur noch 18 Meilen von Wien befand, ersuchte ihn der Erzherzog um einen Waffenstillstand, der am 7. April zu Leoben abgeschlossen wurde. Die Oesterreicher waren in der That noch nicht gerüstet, Wien zu vertheidigen, ihre Corps waren alle noch zu sehr zerstreut und Bonaparte's Schnelligkeit hatte das Zusammenziehen derselben vereitelt. Auf der andern Seite mißkannte Bonaparte selber nicht, daß er in großer Gefahr schwebte. Von allen Seiten waren Verstärkungen und neu ausgehobene Truppen der Oesterreicher gegen ihn im Anmarsch, die Ungarn und Croaten erhoben sich. Die letzteren unter Casimir nahmen Fiume und Triest wieder ein.

Venedig sah endlich das Verkehrte seiner bisherigen Handlungsweise ein und erklärte sich gegen die Franzosen, das Volk von Verona stand auf und ermordete die schwache Besatzung. Ganz Tirol war bewaffnet und in wilder Aufregung. Wenn also Bonaparte auch in Wien eingerückt wäre, so würde es sein Grab geworden seyn, denn er war durch hohe Gebirge, feindliche Heere und Volksaufgebote von seiner Operationsbasis abgeschnitten. Aber Kaiser Franz ließ sich durch seine Gemahlin, Marie Theresia, Tochter seiner Tante, der Königin Karoline von Neapel, zum Frieden bereden, weil Karoline dadurch allein ihr Neapel retten zu können hoffte. Deshalb war es auch der Neapolitaner Marchese de Gallo, dem der deutsche Kaiser die Unterhandlungen mit Bonaparte übertrug. Dieser war sehr froh über ein solches Entgegenkommen und machte dem Kaiser den Abschluß eines Friedens noch genehmer durch das Versprechen reicher Entschädigungen für die Niederlande und die Lombardei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonaparte die Aussöhnung auch deshalb beschleunigte, weil er allein der Friedensstifter seyn wollte, wie er allein bisher der Sieger gewesen war. In demselben Frühjahr nämlich hatte das Directorium auch die ehemalige Jourdan'sche, jetzt von Hoche befehligte und die Moreau'sche Armee wieder über den Rhein geschickt; Hoche drängte am 18. April die Oesterreicher unter Werneck bei Neuwied, Moreau am 21. die unter Latour bei Kehl zurück und sie hätten, wenn sie weiter vorgedrungen wären, glückliche Nebenbuhler Bonaparte's, vielleicht gar seine Retter aus der Gefahr werden müssen. Solche Hülfe wäre ihm lästig und seinem Ehrgeiz unerträglich gewesen. Wie groß sein Ansehen bereits war, erkennt man daraus, daß Moreau und Hoche, als sie von seinem Waffenstillstand hörten, sogleich auch ihre Waffen ruhen ließen. Das Directorium schien nicht mehr dem General Bonaparte Weisungen zu ertheilen, sondern sie vielmehr von ihm zu empfangen.

Hoche, jung und feurig wie Bonaparte, hatte weniger Glück.

Er war im vorhergegangenen Winter zu einer abenteuerlichen Expedition nach Irland geschickt worden. Je weniger die Engländer am großen Kriege theilnahmen, um so kühner glaubte das Directorium gegen sie die Offensive ergreifen zu müssen. Durch Bestechung Godoys und Beschmeichelung der Königin von Spanien war es ihm gelungen, Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England zu bringen und die spanische Flotte mit der französischen zu vereinigen, 5. Octbr. 1796. Am 31. desselben Monats sperrte das Directorium alle italienischen, wie holländischen und französischen Häfen den englischen Waaren und ließ diese im ganzen Bereich der französischen Waffen verbieten (der erste Anfang des berüchtigten Continentalsystems). Am 15. Dezember ließ es endlich eine Flotte mit 16,000 Mann Landungstruppen unter Hoche von Brest auslaufen, um Irland zu insurgiren. Die Truppen landeten wirklich in Irland, aber Hoche's Schiff wurde durch Stürme verschlagen. Vergebens harrten seiner die Truppen und kehrten muthlos am Neujahrstage nach Brest zurück, während Hoche endlich zur irischen Küste gelangte, nun aber seine Soldaten nicht mehr fand und gleichfalls umkehrte. Jetzt ergriff England die Offensive, eine englische Flotte unter Jervis schlug die spanische bei Cap Vincent, 14. Februar 1797, wobei Nelson sich auszeichnete. Am 15. April aber brach auf den englischen Schiffen im Hafen zu Portsmouth ein gefährlicher Aufstand der Matrosen aus, weil sie sich im Sold und in den Prisengeldern verkürzt sahen und, schon angesteckt vom französischen Freiheits- und Bürgergeist die harte Schiffsdisciplin nicht mehr dulden wollten. Das Parlament bewilligte ihnen so viel, daß sie sich zufrieden gaben. Als nun auch die Flotte bei Plymouth und sogar die in der Themse dicht vor London rebellirte, die letztere unter Anführung des kühnen Matrosen Parker, waren es jene früheren Aufrührer selbst, welche den späteren zuredeten und sie auch wirklich beruhigten, so daß der Rest der Hartnäckigsten sich ergeben mußte. Parker und zwölf andere wurden hingerichtet. Auf Jervis's Flotte, die bei Cadix lag,

wurde dem Aufruhr durch blutige Hinrichtungen der Aufhetzer vorgebeugt. Jervis erwarb sich unsterbliches Verdienst um das englische Seewesen durch Disciplin und Gesundheitspflege. Man hatte die Revolution auf den Schiffen, „die schwimmende Republik“ genannt. Sie erklärt sich aus dem Umstand, daß England damals, wie noch heute, sehr viele Ausländer unter seinen Matrosen zählte, von früher Jugend an mit der See vertraute, aber unbeschäftigte Bewohner der Nord- und Ostseeküsten, Verbannte und Wildfänge aus allen Ländern. Das englische Landvolk war weit entfernt, die französische Revolution nachahmen zu wollen und der Aufruhr der Matrosen hatte keinen Hinterhalt im Volke. Am 11. October brachte der englische Admiral Duncan der holländischen Flotte unter Dewinter bei Egmont op Zee eine schwere Niederlage bei und nahm ihr 10 große Kriegsschiffe weg, erlitt jedoch selbst großen Verlust dabei.

Nachdem Bonaparte zu Leoben das Friedenswerk geschickt eingeleitet hatte und vor den Oesterreichern sicher war, eilte er nach Italien zurück, um den Aufruhr und Venedig zu bändigen. Er schickte Junot voran, der dem Senat von Venedig nur die Wahl ließ zwischen Krieg oder einem schimpflichen Frieden. Das kräftige Bergvolk der Bergamasken hatte bereits zu den Waffen gegriffen mit dem Ruf „Tod den Franzosen“. Die Empörung dehnte sich über Brescia und Crema aus. Am zweiten Osterfeiertage, 17. April, stand auch rings um und in Verona das Volk auf und mordete alle Franzosen, die sich nicht in die Citadelle retten konnten, etwa 400 Mann. In Venedig selbst hatte man schnell 11,000 tapfere Slavonier kommen lassen und ein französisches Schiff, das im Hafen lag, in den Grund gebohrt. Aber der Waffenstillstand mit Oesterreich machte alle diese Bewegungen stocken. Die französischen Truppen kehrten nach und nach aus Kärnthen und Krain zurück und hielten ein furchtbares Strafgericht. Augereau züchtigte Verona, indem er die Häupter des Aufstandes erschießen ließ und die Stadt ganz ausraubte. Außer der Geldcontribution nahm er alle Pferde weg, ein ungeheures Material von Tuch, Leder, Leinwand ꝛc.,

alles Kirchengeräth, alles Eigenthum der Regierung, plünderte das Leihhaus mit 7—8 Millionen und legte auch noch den Privaten Zwangszahlungen auf. Endlich mußten alle Kunstwerke, Alterthümer und Naturaliensammlungen, auch wenn sie Privaten gehörten, ausgeliefert werden. In kaum minderem Grade wiederholten sich diese Plünderungen auch an andern Orten, z. B. in Vicenza.

Am 3. Mai erklärte Bonaparte der Republik Venedig den Krieg, da sie sich seinen Forderungen bisher noch nicht gefügt hatte. Diese Weigerung hatte ihren Grund in der Hoffnung, das Directorium werde milder seyn, als Bonaparte. Der Senat hatte um die Directoren zu bestechen, 10 Millionen nach Paris gesandt. Allein Bonaparte kümmerte sich darum nicht. Gleichwohl hätte sich Venedig, die rings vom Meer umgebene Stadt, lange gegen Bonaparte halten können, der keine Schiffe hatte, wenn die Regierung der Republik nicht gar zu erbärmlich gewesen wäre. Das gesetzliche Oberhaupt, der Doge, damals der greise Luigi Manini, war unfähig. Der Senat hatte alle Untugenden und Schwächen einer gealterten Aristokratie an sich, namentlich Geiz, Feigheit, Arglist. Unfähig, das Volk zu begeistern und zum Kampf zu führen, schwebten die Nobili nur in Angst, wie sie ihren Privatbesitz retten sollten. Ueberdieß trat eine von Frankreich bestochene Partei unter dem Senator Battaglia auf, die im Geist der damaligen Zeit die Aristokratie verwarf und demokratische Formen wollte. Anstatt mit Hülfe der Slavonier über diese kleine Partei herzufallen, glaubte sich der Senat die Gnade des französischen Directoriums zu erkaufen, indem er seinen Vorrechten entsagte und die aristokratische Verfassung Venedigs in eine demokratische umänderte, am 12. Mai. Allein die Slavonier litten es nicht, sondern verfolgten die Franzosenfreunde und plünderten ihre Häuser. Die neue Regierung wagte nicht sich zu constituiren, bis französische Truppen zu ihrem Schutz eingerückt seyn würden. Salembeni, ein alter Malteser, stellte sich an die Spitze einer Schaar

von Männern, die um jeden Preis die Plünderungen der Slavonier enden wollte und diese wirklich zurücktrieb und zur Einschiffung nach Dalmatien bewog. Darauf öffnete man den Franzosen heimlich die Thore und sie zogen unter Baraguay d'Hilliers in der Nacht des 12. Mai so still ein, daß die Einwohner nichts von ihnen bemerkten, bis sie am andern Morgen die ganze Stadt von ihnen besetzt fanden. Die Aristokratie verlor ihre Souverainetät, behielt aber ihre Güter. Bonaparte machte hier nur mäßige Forderungen, eine Contribution von 6 Millionen, 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 20 der besten Gemälde (insbesondere die herrlichsten Titians) und 500 Manuscripte. So ging die uralte, einst höchst ehrwürdige und mächtige Republik Venedig unter, altersschwach und ruhmlos. In Kraft der geheimen Verabredungen mit Oesterreich wurde das zu Venedig gehörige Istrien und Dalmatien von Oesterreichern besetzt, die jonischen Inseln, Corfu &c. aber von einer französischen Flotte unter Brueys in Besitz genommen (28. Juni) und Frankreich als ägeisches Departement einverleibt.

Ein gleiches Schicksal wie Venedig traf auch ihre alte Schwesterrepublik Genua. Hier machte der französische Gesandte Faypoult dem alten Dogen, Giacomo Brignole, und der Aristokratie bange, plünderten die Kohlenträger die Häuser der Franzosenfreunde, forderten die Franzosen dafür Genugthuung und dankte die alte Regierung am 5. Juni ab, um einer demokratischen Platz zu machen. Auch nannte sich die Republik von nun an die ligurische.

Die neuen Wahlen in der cispadanischen Republik waren unter dem Einfluß der Geistlichen so päpstlich ausgefallen, daß es Bonaparte doch für gefährlich hielt, diese Republik für sich bestehen zu lassen, sie würde ein Bollwerk für den Papst und Neapel geworden seyn. Er vereinigte sie daher mit der Lombardei und dem bisher venetianischen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona in eine einzige, die s. g. cisalpinische Republik, die eine der französischen ganz ähnliche Verfassung erhielt. Ihre Directoren waren Bonaparte's Creaturen, Serbelloni, Moscati, Ales-

sandri, Paradisii und Contarini. Er weihte die neue Republik, als seine Schöpfung, am 9. Juli auf dem großen Bundesfelde vor Mailand mit höchster Feierlichkeit ein und nahm dabei strenge Rücksicht auf die kirchlichen Gewohnheiten und Meinungen des Volks. Der Erzbischof von Mailand las die Messe, die Feier begann und schloß mit katholischen Ceremonien, zum Aerger vieler alter Jakobiner im Heere. Damals faßte Bonaparte auch den Gedanken, den er später ausführte, Italien mit Frankreich durch die Simplonstraße zu verbinden. Oberitalien, der Schauplatz seines Ruhmes, die Heimath seines schönsten Jugendglücks, lag ihm seitdem immer sehr am Herzen. Als die den Graubündtnern unterthänigen Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio mit ihren Alpenthälern in die cisalpinische Republik einverleibt zu werden wünschten, erfüllte er am 22. Oct. ihren Wunsch und die Schweiz wagte nicht, es zu hindern.

Mittlerweile setzte er unablässig die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich fort, welches sie absichtlich in die Länge zog. Oesterreich nämlich, wie auch England, hofften damals auf eine Contrerevolution in Paris, durch welche die Royalisten zur Herrschaft gelangen sollten. Allein die Republikaner siegten (18. Fructidor oder 4. September) und seitdem konnte Oesterreich nur noch durch Bonaparte etwas bei den Friedensverhandlungen zu erreichen hoffen. Die Basis derselben war, daß Oesterreich für die Verluste der Niederlande und der Lombardei reichlich entschädigt werden sollte. Das Directorium in Paris wünschte, diese Entschädigungen sollten lediglich in Deutschland gesucht und Oesterreich ganz von Italien abgeschnitten werden. Bonaparte jedoch war mit Oesterreich einverstanden, daß diesem Venedig zufalle, und er setzte seine Meinung durch. Er ging nämlich davon aus, daß entweder kein Friede möglich, oder daß Oesterreich durch allzu umfangreiche Entschädigungen in Deutschland unmittelbar an der französischen Grenze allzu mächtig werden müßte, wenn man es nicht durch das abgelegenere Venedig befriedige. Bonaparte benahm sich auch wieder als Mei-

ster des Terrains und imponirte eben so seinen Obern im Directorium wie dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl. Als dieser einmal auf der Villa Campo Formio bei Fiume, wo die Unterhandlungen Statt fanden, sehr zähe in seinen Forderungen war, warf Bonaparte eine kostbare Tasse, ein Geschenk, welches Cobenzl von der Kaiserin Katharina II. erhalten hatte, zu Boden in tausend Stücken und rief aus „so werde ich Oesterreich zerschmettern." Cobenzl soll sich durch diese rohe Renommisterei Bonaparte's wirklich haben einschüchtern lassen. Das eigentlich Entscheidende für Oesterreich war der von Talleyrand dem österreichischen Unterhändler mitgetheilte Vertrag vom 3. Aug., in welchem Preußen die Zerschlagung und Plünderung des deutschen Reichs mit Frankreich verabredet hatte. Bis dahin hatte Oesterreich, gemäß den Präliminarien von Leoben, noch das Reich zu retten gesucht. Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als mit zu theilen und mit zu rauben, ganz so wie es früher sich lange der polnischen Theilung widersetzt hatte, um am Ende mitschuldig zu werden. Im Grunde mußte Oesterreich zufrieden seyn, daß ihm noch so viel bewilligt wurde. Außer Venedig, von dessen Gebiet nur Brescia und Bergamo an die cisalpinische Republik und die jonischen Inseln an Frankreich abfielen, sollte Oesterreich das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, Bayern bis zum Inn und noch viele zu säcularisirende Gebiete in Schwaben erhalten, was jedoch alles erst auf einem nach Rastadt anberaumten Congreß formulirt werden sollte, wo sich das deutsche Reich über die sämmtlichen Säcularisationen vereinbaren würde. Das war ein reicher Ersatz für die verlorenen Niederlande und die Lombardei. Oesterreich verlor aber mehr als diese Länder, nämlich den moralischen Nimbus als Oberhaupt des deutschen Reichs. Es gab nicht nur das ganze linke Rheinufer und die Lombardei (die zunächst deutsches Reichslehen und erst in zweiter Linie österreichisches Erbe war) den Franzosen Preis, sondern ließ sich auch durch deutsche Reichsländer entschädigen. Aber auch die Republikaner in Frankreich sahen eine Ent-

weihung ihres Princips in der Auslieferung der Republik Venedig an die absolute Monarchie in Oesterreich und warfen es Bonaparte bitter vor. Er erwiderte nur: ich habe Venedig den Oesterreichern nicht geschenkt, nur geborgt. Er rechnete also damals schon auf neue Kriege und noch weiter gehende Eroberungen. Ueberdies hatte er Venedig, ehe er es den Oesterreichern abtrat, vollständig ausgesogen, alles Staatseigenthum, das Arsenal, die Flotte rc. und ungeheure Contributionen, endlich als Siegeszeichen die berühmten antiken vier Rosse von Bronze, die mit einem Siegeswagen seit undenklicher Zeit den Marcusplatz geziert hatten, mitgenommen. — Edler war seine Handlungsweise, indem er im Frieden ausdrücklich von Oesterreich die endliche Auslieferung Lafayette's und seiner Mitgefangenen Alexander Lameth, Latour-Maubourg und de Pucy ausbedung. Endlich sollte der Herzog von Modena mit dem Breisgau enschädigt werden, Preußen aber (wie Frankreich mit Oesterreich in einem geheimen Artikel verabredete) keine neuen Erwerbungen machen dürfen. Unter diesen Bedingungen wurde nun am 17. October der berühmte Friede von Campo Formio abgeschlossen, so benannt von der Villa, wo man zuletzt verhandelt hatte.

Oesterreich nahm diesen Frieden aus Noth an, weil es von England und Rußland nicht unterstützt, von Preußen gleichsam verrathen war und weil es immerhin für seine Verluste noch ansehnlichen Ersatz empfing. Bonaparte dictirte diesen Frieden, um seine italienische Eroberung zu sichern, um seine Siege durch einen für Frankreich ruhmvollen Frieden zu krönen, um als der zu erscheinen, der in Europa das erste Wort zu sprechen habe. Wenn er den Frieden nicht zu Stande gebracht hätte, wäre viel Arbeit vergebens gethan worden und hätten am Ende Andere sie vollendet. Nicht ohne Absicht und geheime Freude aber streute Bonaparte in dem Beschluß, auf einem Congreß zu Rastadt die Entschädigungen auszugleichen, eine Saat neuer Kriege aus, die früher oder später noch einmal das Dazwischentreten seines Genies nothwendig machen

würden. Auf diesem Congreß sollten die Deutschen einander selbst berauben, die Schwächeren wehe rufen über die Stärkeren und diese letzteren einander die Beute mißgönnen. Nichts war mehr geeignet, die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich zu nähren und die übrigen Reichsgenossen gegen beide tödtlich zu erbittern.

Venedig konnte Bonaparte's Treulosigkeit kaum begreifen. Am Pfingsttage hatte er noch die demokratische Regierung daselbst einen Freiheitsbaum aufrichten und sich in Jakobinismus berauschen lassen und jetzt ließ er sie zu österreichischen Unterthanen machen. Als sie ihn um Schutz anflehten, sagte er spöttisch: ihr könnt euch ja selber gegen die Oesterreicher wehren, wenn ihr wollt. Die Thoren hatten mit Freude zugesehen, wie er die Symbole der alten Aristokratie vernichtete, wie er den ehrwürdigen Bucentauro, das Staatsschiff des Dogen, das Palladium der alten Republik, zertrümmern ließ. Je am Himmelfahrtstage pflegte seit uralter Zeit der Doge auf diesem Schiff in See zu stechen und einen goldnen Ring in's Wasser zu werfen, zum Zeichen, daß er sich mit dem Meere gleichsam vermähle und daß das Meer ihm unterthan seyn sollte, wie das Weib dem Manne. Aber Venedig, einst die Königin der Meere, hatte seine Seeherrschaft längst an die Spanier, Holländer und Engländer verloren. Auch das uralte s. g. goldene Buch Venedigs, worin die Namen aller Nobili eingetragen waren, wurde von den Franzosen verbrannt und die venetianischen Demokraten hatten darüber in ihren rothen Mützen gelacht. Jetzt mußten sie lernen, weiße Hosen tragen. Nur ein Venetianer bewahrte den alten Stolz der Republik, nur in einem Herzen drängte sich aller Schmerz zusammen. Als die Oesterreicher eingerückt waren und der letzte Doge Manini vortreten sollte, um den neuen Unterthaneneid zu leisten, überwältigte ihn das Gefühl der Schmach, er sank um und war todt.

Am 15. November nahm Bonaparte von seiner Armee Abschied, um nach Frankreich heimzukehren. Er hielt seinen Tapfern

hier noch einmal alle ihre Siege und Erfolge im Spiegel vor, wobei er hohe Worte nicht sparte. Seinen Weg aber nahm er über die Schweiz, um hier mit den Franzosenfreunden, insbesondere Ochs in Basel, unheilvolle Verabredungen für die Zukunft zu treffen, und über Rastadt, um den unglückseligen Congreß, Deutschlands tiefste Schmach und Erniedrigung, einzuweihen. Doch blieb er nur wenige Tage dort und kehrte nach Paris zurück, wo ihn Volk und Soldaten mit Bewunderung und lautem Jubel, die Parteien aber nur mit heuchlerischen Phrasen und verhaltenem Mißtrauen begrüßten.

Die Männer und Ereignisse in Paris, während Bonaparte in Italien kämpfte, waren matt und erbärmlich im Vergleich mit ihm und seinen wundervollen Thaten.

Das Directorium, in jeder Beziehung mittelmäßig, behauptete seine mittlere Stellung zwischen den extremen Parteien. In Federhüten und Mänteln daherprunkend glichen die Directoren eher Comödianten als Staatsmännern, die republikanischen Formen selbst aber wurden immer mehr nur Comödie. Bei allen Festen sah man noch immer antike Götterbilder und allegorische Figuren, welche die Tugenden und Macht der Republik ausdrücken sollten. Der Sonnenwagen des Phöbus durchzog den hölzernen Thierkreis, um den siegreichen Zug der Tricolore durch die Nachbarländer und die dadurch bewirkte Erleuchtung der vorher verfinsterten Völker zu bezeichnen. Zwar sah man keine nackte Vernunftgöttinn mehr, aber Vestalinnen, die auf einem Altare das h. Feuer hüteten, obgleich man sie aus den Lusthäusern nahm. All dieser heidnische Pomp wurde nur noch belacht und fand keinen Glauben mehr. Eben so wenig aber befriedigte der Versuch, die Loge an die Stelle der Kirche zu setzen. Der Director Larevellière-Lepeaux vereinigte unter dem Namen der Theophilanthropen alle die, welche im Sinne Robespierres ein höchstes Wesen verehren wollten, ohne zur alten Kirche zurückzukehren, und schuf ein Mittelding zwischen dieser und dem Cultus der Vernunft in einem neuen Gottes-

dienst, der mit Reden und Gesängen in den theophilanthropischen Tempeln gefeiert wurde. Das Bekenntniß war: „Wir glauben, daß ein Gott existirt und die Seele unsterblich ist. Unsere Gebote sind: Bete Gott an, liebe Deinesgleichen, diene dem Vaterlande, widme dich dem Guten, das dir nützt und dich veredelt; meide das Böse, das dir schadet und dich erniedrigt; ehre die Eltern ꝛc." Die Tempellieder dieser Secte glichen den Freimaurerliedern. Aber die Gemeinden waren dünn, die Einen wollten gar keinen Gottesdienst, die Andern lieber den alten. Nur einige Gebildete betheiligten sich dabei, dem gemeinen Volke blieb die Sache fremd. Wie gut sie gemeint war, es fehlte dem neuen Priesterthum die Weihe des alten. Die affectirte Ernsthaftigkeit und Würde entbehrte der altkirchlichen Attribute und wurde bald lächerlich gemacht. — Indem die revolutionäre Wuth erlosch, fehlte es nicht an Reclamationen der Altkirchlichen. Insbesondere verlangten die Belgier Schonung der eidweigernden Priester und ein junger Lyoner, Camille Jordan, wollte das unsinnige Verbot der Glocken aufgehoben wissen und drang darauf, daß die weite Luft von Frankreich wieder von diesen heiligen Tönen erzittere (am 17. Juni). Das hieß so viel, als die Kirche herstellen und erregte einen Sturm von Widerspruch in ganz Frankreich. Man nannte den Antragsteller spöttisch den Glockenjordan und überhäufte ihn mit Schmach. Sein Antrag drang nicht durch, allein man nahm wenigstens die strengsten Maaßregeln gegen die Priester zurück. Die politische Reaction ließ man sich eher gefallen, aber gegen die religiöse waffnete sich der giftigste Haß und glühendste Fanatismus der eingebildeten Philosophen, der Geisteskinder Voltaires.

In politischer Beziehung standen sich noch immer die zum Royalismus geneigten Thermidoristen und die an der Republik festhaltenden, wenn auch gemäßigter gewordenen Terroristen gegenüber und hetzten sich in unfruchtbaren Umtrieben ab, deren Kleinlichkeit der Thatengröße Bonaparte's zur Folie diente. Die ersteren hatten ihren Mittelpunkt im Klub von Clichy in der Straße

gleiches Namens und zu Häuptern den Abbé Brottier, insgeheim auch den General Pichegru. Aber nur der erstere und seine Freunde wurden durch ihre royalistischen Wühlereien compromittirt und verhaftet, im Januar 1797, der letztere kam mit bloßem Verdacht davon. Ein zu weit gehender Verdacht fiel damals auch auf Carnot, an dem jeder Zoll ein Republikaner war, der aber aus Staatsgründen die Schonung Oesterreichs empfahl und Bonaparte's Ansichten darüber guthieß. Beim gesetzlichen Austritt eines der fünf Directoren (Letourneur) setzte der Club Clichy die Wahl Barthelemy's durch, der den Basler Frieden abgeschlossen hatte, so wie die Wahl Pichegru's zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und Barbé Marbois' zum Präsidenten des Raths der Alten. Als die Franzosen Venedig besetzten, nahmen sie dort den Grafen d'Entraigues gefangen und faßten bei ihm eine Menge Papiere ab, welche die Verbindung der Pariser Royalisten mit den exilirten Bourbons bewiesen. Die Besorgniß vor den Royalisten wuchs immer mehr, und sie selbst glaubten sich schon stark genug. Von beiden Seiten sann man auf einen Staatsstreich. Im Directorium zählten die Royalisten nur auf Barthelemy, dem sich aber auch Carnot anschloß, weil ihn die andere Partei ausstieß. Dagegen hielten Barras und Rewbel zur streng republikanischen Partei und nicht minder Lareveillière-Lepeaux, dem vor nichts bänger war, als vor einer Wiederherstellung der Kirche, wenn die Republik unterläge. Die Präsidenten der Räthe waren royalistisch und die Mehrheit in diesen Staatskörpern neigte ihnen zu, so lange die andere Partei nicht entschiedener auftrat. Die Bevölkerung von Paris hatte zu lange unter dem Terrorismus gelitten, um nicht gleichfalls in ihrer Mehrheit royalistisch zu seyn. Dagegen war die ehemalige Armee Jourdans, die Hoche jetzt auf Barras' eigenmächtigen Befehl in die Nähe von Paris bringen mußte, noch sehr jakobinisch und auch Bonaparte ließ durch sehr energische republikanische Adressen seiner italienischen Armee Barras unterstützen. Pichegru schlug eine neue Organisirung der National-

garde vor, die ihm eine royalistische Stadtarmee verschafft haben würde. Aber Barras ließ es nicht so weit kommen, sondern bediente sich Hoche's und auch Augereau's, der die Fahnen von Mantua nach Paris gebracht hatte, zur Ausführung eines Staatsstreichs. Am 18. Fructidor (4. September) erklärten die drei republikanischen Directoren die Absetzung und Verhaftung ihrer beiden Collegen Carnot und Barthelemy und sprengte Augereau mit brutaler Soldatengewalt den Rath der Fünfhundert. Die Clichypartei ergab sich feig, viele flohen, das Volk blieb ruhig. Hinrichtungen gab es nicht mehr, aber zur Deportation wurden verurtheilt außer den beiden Directoren vom Rathe der Alten Barbé Marbois mit 12 Mitgliedern, vom Rath der Fünfhundert Pichegru, Boissy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Camille Jordan, Aubry mit 36 anderen, dazu noch die Generale Miranda und Morgan, der frühere Minister Cochon 2c. Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Jordan und Miranda entkamen; eben so Aubry (den jedoch später Bonaparte aus altem Haß nie wieder zurückkehren ließ, während er andern diese Gnade erwies). Auch gegen die Emigranten und Priester wurden die früheren strengen Decrete erneuert. In die erledigten Stellen im Directorium traten Merlin von Douai und François von Neufschateau ein.

Moreau gab zu spät die Papiere ein, die Pichegru's Schuld bewiesen, kam dadurch selbst in Verdacht und wurde von der Armee entfernt. Hoche starb plötzlich*), ehe er die zweite Landung in Irland, die ihm zugedacht war, unternehmen konnte. Das Unglück oder die Depopularisirung aller dieser Generale war ein Vortheil für Bonaparte, dem kein Nebenbuhler mehr im Heere die Waage hielt. Als er im December nach Paris zurückkam, hatte er es nur noch mit der Eifersucht und dem Mißtrauen der Directoren

*) Barras und Rewbel wurden beschuldigt, ihn durch Gift auf die Seite geschafft zu haben, weil sie ihn mißbraucht hatten und er dadurch in Wuth gerathen war und so schlecht von ihnen gesprochen hatte, als sie es verdienten.

und Räthe und der fanatischen Republikaner zu thun. Aber weit entfernt, im Vertrauen auf die Soldaten und auf seinen Ruhm Stolz blicken zu lassen, trug er die bürgerlichste Bescheidenheit zur Schau. Die ihm bereiteten Feste nahm er nur mit rücksichtsvoller Demuth vor dem Directorium an und entwaffnete jeden Verdacht durch den echt republikanischen Trinkspruch, den er der Völkerfreiheit ausbrachte. Die eitle Frau von Staël suchte ihn in ihren Klub zu ziehen. Er hatte in der Schweiz zu Coppet bei Genf ihren Vater, Necker, auf seinem schönen Landsitz besucht, aber zu dessen Wunsch, wieder die Finanzen Frankreichs leiten zu dürfen, geschwiegen. Die Tochter hoffte ihm durch ihren Geist zu imponiren und frug ihn, welche unter den Frauen er für die größte halte? Er antwortete martialisch: die, welche die meisten Söhne gebiert. Alle Parteien bemühten sich um ihn, er gab sich aber keiner hin. Mancher rieth ihm damals schon, von seiner unermeßlichen Popularität und von seinem Genie Gebrauch zu machen und die höchste Gewalt zu usurpiren. Allein er wies sie mit den Worten ab: „die Birne ist noch nicht reif." Die republikanische Civilpartei war noch zu mächtig, die Soldaten in Paris waren nicht die, welche er in Italien befehligt, sondern ihm fremd und noch stark jakobinisch.

Während dieser Vorgänge in Europa kam die junge französische Republik auch in Streit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese nämlich verfehlten nicht, den Seekrieg zu benutzen, um unter ihrer neutralen Flagge englische Waaren zu verführen. Nun nahmen die Franzosen alle englische Waaren auch von nordamerikanischen Schiffen weg und verboten am 15. Dezbr. 1796 sogar allen Verkehr mit Nordamerika. Ja sie wollten den Vereinigten Staaten nicht eher wieder Gnade widerfahren lassen, als bis sie Frankreich 32 Mill. geliehen und denselben (für Barras und Talleyrand) ein Geschenk von 1,200,000 Franken beigefügt haben würden. Die Nordamerikaner wiesen diese freche Zumuthung

zurück und nur um England keine Schadenfreude zu bereiten, enthielten sie sich, Frankreich den Krieg zu erklären.

England hatte, nachdem Oesterreich vom Kampf abgelassen, auch seinerseits Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die sich aber aus demselben Grunde zerschlugen wie früher. Minister Pitt gab der Opposition, welche Frieden wollte, nur zum Scheine nach und übrigens sorgte der Siegesübermuth des französischen Directoriums, insbesondere der Engländerhaß Rewbels dafür, daß die Aussöhnung nicht zu Stande kam. Ein Angriff des kecken Nelson, welcher der spanischen Silberflotte vergeblich auflauerte, auf die spanische Insel Teneriffa wurde am 24. Juli 1797 abgeschlagen. Die Franzosen aber drohten mit einer Landung in England. Diesmal sollte Bonaparte eine französische Armee nach England führen, was pomphaft angekündigt wurde. Aber er hatte schon von Italien aus an das Directorium geschrieben „England muß in Aegypten angegriffen werden." Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er die jonischen Inseln besetzen lassen, die in der Nähe Aegyptens der französischen Flotte einen sichern Anhaltspunkt darboten. Auch hatte er nicht verfehlt, eine geheime Verschwörung auf der Insel Malta anzuzetteln, um den dort herrschenden Ritterorden der Malteser zu stürzen und die Insel, die wichtigste Station im Mittelmeer, Frankreich zu überliefern, was jedoch noch nicht gleich ausgeführt wurde. Nicht minder hatte Bonaparte mit Ali Pascha von Janina geheime Verbindungen angeknüpft, um eine Revolution in der Türkei anzuregen und die Griechen zu emancipiren. Sein Hauptgedanke aber war, Aegypten (unter der Aristokratie der Mameluken von der Türkei unabhängig) zu erobern und von hier aus den englischen Handel in der Levante und überhaupt im Mittelmeer zu vernichten. Das schien ausführbarer, als eine Landung in England. Das Directorium adoptirte diese Ansicht und während Bonaparte mit Ostentation die Nordseeküsten bereiste und alles die Expedition nach Norden erwartete, diente sie nur dazu, diejenige zu maskiren, die man nach Süden

vorbereitete. Bonaparte fand es seiner Politik angemessen, sich noch einmal aus Frankreich und aus dem Getriebe der Parteien zu entfernen, um neue wunderbare Thaten zu vollbringen, die seinen schon so großen Ruhm noch strahlender machen sollten. Er zweifelte wohl kaum, daß Frankreich unter dem schwachen Directorium bald in neue Zerrüttung gerathen würde und daß man dann nach seiner Rückkehr, als nach der des einzigen Retters, sich sehnen würde. Wo nicht, so scheint es sein Plan gewesen zu seyn, in Aegypten zu bleiben und sich zum selbständigen Herrscher und Eroberer im Orient aufzuwerfen. Das Directorium aber war nicht minder zufrieden, ihn gehen zu sehen, weil es ihn fürchtete. Alle Vorbereitungen wurden insgeheim getroffen und im Frühjahr 1798 vollendet. Ehe wir aber Bonaparte nach Aegypten folgen, wollen wir die unheilvolle Saat aufgehen sehn, die er in Rastadt gesäet hatte.

Siebentes Buch.

Rastadter Raubcongreß. Plünderung der Schweiz.

Schon im November 1797 sammelten sich in dem mit seinem röthlichen Gestein weit durchs Rheinthal sichtbaren Schlosse zu Rastadt die Bevollmächtigten zum Congreß, der aber erst am 9. December förmlich eröffnet wurde. Von Bonaparte war die erste Idee zu diesem Congreß ausgegangen, so wie er ihn auch bei seiner Durchreise aus Italien nach Paris persönlich eingeweiht hatte. Das Directorium wünschte, er möchte Frankreichs Stimme beim Congreß führen, allein er lehnte es ab, weil er bei langen und häklichen Unterhandlungen seinen Ruhm abgenutzt haben würde. Das Theilungsgeschäft war unter seiner Würde. Nachdem er wie ein Löwe das deutsche Reich wie einen Stier gepackt und sich weggerissen hatte, was er wollte, überließ er den Rest verächtlich den Raben, die sich darum streiten mochten. Statt seiner leitete der schlaue Talleyrand, welcher jüngst wieder aus Amerika zurückgekehrt und durch Vermittlung der Frau von Staël von der Emigrantenliste gestrichen worden war, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen Frankreichs den Congreß durch die bevollmächtigten Gesandten Treilhard, Bonnier, später Roberjot und Jean de Brie, welche mit ihrer republikanischen Unverschämtheit Talleyrands Feinheit überall unterstützen mußten,

wo es galt, Furchtsame einzuschüchtern oder Zudringliche zurückzustoßen. Obgleich die Entschädigungen diesseits des Rheins lediglich die Genossen des deutschen Reichs angingen und unter ihnen allein auf dem gewöhnlichen Reichstage hätten abgemacht werden sollen, so nahm dennoch Frankreich nicht blos am Congresse Theil, sondern bemächtigte sich auch der eigentlichen Leitung desselben. Das duldeten Oesterreich und Preußen, weil beide sich der Franzosen bedienen wollten, um einander im Schach zu halten, und die kleinen Reichsstände sahen in der Angst, in der sie waren, von Oesterreich oder Preußen verschlungen zu werden, in Frankreich sogar ihre einzige Hülfe. Talleyrand benützte diese Umstände sehr geschickt, um die beiden deutschen Großmächte gegen einander und die kleineren gegen beide zu hetzen und nebenbei sich die französische Vermittlung aufs theuerste bezahlen zu lassen.

Man hat noch die geheime Instruction, welche Talleyrand den französischen Gesandten in Rastadt am 12. Brumaire im Jahr VI der Republik ausstellte (am 2. November 1798) und worin er denselben einschärfte, Oesterreich etwas mehr zu begünstigen als Preußen, weil Oesterreich schon besiegt und demüthig, Preußen aber noch intact und etwas übermüthig sey. Preußen könne leicht falsches Spiel mit England und Rußland spielen, wenigstens mit ihnen kokettiren, während Oesterreich geneigt seyn würde, mit Frankreich in dem guten Vernehmen zu bleiben, welches zu Campo Formio eingeleitet worden sey, wenn man ihm nicht zu vieles Mißtrauen einflöße. Doch empfahl Talleyrand den Gesandten, Oesterreich nicht zu weit entgegenzukommen und stets zwischen ihm und Preußen geschickt zu balanciren und bald durch den einen, bald durch den andern Staat mittelbar beim Congreß durchzusetzen, was Frankreich nicht unmittelbar verlangen könne. Ferner machte Talleyrand die Gesandten auf diejenigen kleinen Fürsten aufmerksam, die bisher die meiste Ergebenheit gegen Frankreich gezeigt hätten, deren man sich daher am sichersten im französischen Interesse bedienen könne (die von Baden, Württemberg und Darmstadt). Alle

Vortheile der Stellung zwischen den drei deutschen Faktoren (Oesterreich, Preußen, Reich) erwägend, erinnert er die Gesandten an einen Ausspruch Bonaparte's: le corps germanique, s'il n'existait pas, il faudrait l'inventer. Man bemerkte übrigens, daß außer den Genannten auch noch Nassau, die Wetterau'schen Reichsgrafen und der Herzog Max Joseph von Zweibrücken (Erbe Bayerns) die eifrigsten Anhänger Frankreichs waren.

Oesterreich hatte auf dem Congreß den schlimmsten Stand. Besiegt von Frankreich, verhöhnt von Preußen sollte es wie aller Pflichten, so aller Ehre der deutschen Kaiserwürde entsagen und selber den unglücklichen Reichsländern ankündigen, es gebe sie auf, es überlasse sie den Franzosen zum Raube, ja es eigne sich selber einen Theil des Raubes zu. Der österreichische Bevollmächtigte beim Congreß im Namen des deutschen Reichs war Graf Metternich (Vater des später berühmten Staatskanzlers und Fürsten), damals schon alt, weshalb ihm der jüngere Cobenzl nachgeschickt wurde, und neben ihm noch als Gesandter im Namen der k. k. Erbstaaten Graf Lehrbach. Der alte Metternich wetteiferte mit seinem Sohn in öffentlicher Lüderlichkeit, (ein Scandal, den Kotzebue in den „beiden Klingsbergen" auf die Bühne brachte), und Cobenzl ließ sich in Rastadt durch eine abgefeimte französische Maitresse seinen kostbaren Staatswagen stehlen. Lehrbach war mehr boshaft als frivol. Der deutsche Kaiser hatte nie unwürdigere Vertreter. Ohne sich viel um die Klagen der Schwachen zu kümmern, richteten diese Männer ihr Hauptaugenmerk auf Bayern. Der bayerische Kurfürst Karl Theodor war alt und kinderlos und hatte schon früher an Kaiser Joseph II. Bayern gegen die Niederlande abtreten wollen. Im Frieden von Campo Formio hatte Bonaparte eine Abtretung Bayerns an Oesterreich vom Inn an zugestanden. Die Niederlande konnte Oesterreich jetzt nicht mehr anbieten, dagegen suchte es in Schwaben und Franken so viel als immer möglich säcularisirte Reichsgüter an sich zu reißen, um Karl Theodor damit entschädigen zu können. Der nächste Erbe des kinderlosen Kur-

fürsten war der Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der seine kleine überrheinische Besitzung bereits verloren hatte und in Straßburg als Privatmann lebte. Es galt nun, daß Oesterreich mit Karl Theodor zum Abschluß komme, ehe sein Todesfall jenen Pfälzer Erben nach Bayern führte; um aber mit Karl Theodor abschließen zu können, mußten die Entschädigungen ermittelt seyn. Das aber erforderte Zeit.

Preußen ließ sich in Rastadt durch den Grafen Görtz vertreten und zeigte, Oesterreich gegenüber, viel Schadenfreude und ein allzu voreiliges Vertrauen zu Frankreich. Die übrigen Glieder des deutschen Reichs befanden sich, Rastadt gegenüber, in einer außerordentlichen Angst und Gährung. Einige Protegirte oder Kecke griffen zwar auch zu, thaten es den Größern gleich und packten gleichsam zwischen den Beinen der Größern ihren kleinen Beutetheil auch, z. B. Hessen-Cassel; die Mehrheit indessen konnte nur verlieren und machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu retten, wenn nicht, die Welt mit ihrem Klagegeschrei zu erfüllen. Das Geheimniß des Basler- und des Campo-Formiofriedens mußte endlich aufgedeckt werden. Sowohl Oesterreich als Preußen hatten das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Man öffnete Mainz den Franzosen am 30. Dezember 1797, und ließ die Rheinschanzen bei Mannheim erstürmen, ohne die armen Reichstruppen, die sich hier tapfer wehrten, vorher zu warnen. Die kleinen Fürsten mußten auf alles verzichten, was sie jenseits des Rheins besessen hatten, und dessen war viel. Jeder suchte eine Entschädigung auf dem rechten Rheinufer. Allein hier griffen Oesterreich und Preußen vor und Mancher, der für einen schon erlittenen Verlust entschädigt werden wollte, erwartete nicht, daß ihm bald auch das noch weggenommen werden sollte, was er noch sein nannte. Welche Verwirrung der Rechtsbegriffe, welche Anmaßung sich geltend machte, davon ist das sprechendste Zeugniß die Forderung des Erbstatthalters Wilhelm, für den Verlust des (nicht zum Reich gehörigen) Holland im Reich entschädigt zu werden.

Da sich Oesterreich und Preußen überall entgegenhandelten, blieben zuletzt immer die Franzosen die Schiedsrichter. Zu ihnen kamen alle, ihnen schmeichelten, bei ihnen bettelten alle. Das machte sie denn auch so unverschämt, daß sie nicht blos den respectvollen und schmeichelhaften Schreiben der deutschen Reichsgenossen die gröbsten und infamsten Antworten gaben, sondern auch im ganzen Verlauf des Jahrs 1798 an allen Grenzen des Reichs räuberisch zugriffen, ohne von Oesterreich und Preußen im mindesten daran gehindert zu werden. Diese duldeten alles, Frankreich erlaubte sich alles.

Man fühlt sich gedrungen, die Frage aufzuwerfen, wie sich denn das deutsche Volk zu dieser Misere von Rastadt verhielt? Warum es die französische Unverschämtheit so geduldig litt? Warum nicht einmal die öffentliche Meinung sich entrüstet dagegen erhob? Der junge König von Schweden, Gustav IV. Adolph, der die Regierung eben angetreten hatte, machte sogleich sein Recht als deutsches Reichsglied (wegen Schwedisch-Pommern) geltend und protestirte mit großer Energie, die freilich durch keine Waffenmacht unterstützt war, gegen die Einmischung Frankreichs in die deutschen Reichsangelegenheiten. Man lachte aber nur über ihn, selbst in Deutschland, und Bonaparte konnte ihn nicht lange nachher den nordischen Don Quichote nennen, ohne daß ihm Jemand widersprach. Die deutschen Fürsten sahen nur noch auf ihr Sonderinteresse, sey es, daß sie mehr haben oder weniger verlieren wollten, und in der Angst und Hast des Erhaltungstriebes hofften sie vom Reichsfeinde, der doch den Einzelnen gegen die andern begünstigen konnte, mehr als von den Reichsgenossen selbst, die alle nur als Nebenbuhler erschienen. Der Schwede, der ihnen von der Würde des Reichs sprach, war ihnen eher lästig, als daß er sie begeistert hätte. Das Volk aber war entweder ganz passiv und den öffentlichen Dingen fremd, oder es war moralisch beherrscht vom Franzosenthum, im geistigen Banne der französischen Denkweise.

Die deutsche Nationalkraft wie der deutsche Nationalstolz fanden sich nur noch in den unverdorbenen, körperstarken und frommen Bauern, aber hier unbewußt und schlummernd, bis sie erst durch die unerträglichen Frevel der Franzosen geweckt wurden. Das geschah aber damals nur erst aus Anlaß einzelner Feldzüge in einzelnen Gegenden, welche bei Durchmärschen und Plünderungen besonders litten, wie im Spessart, Schwarzwald und Tirol. An eine Benützung dieser herrlichen Kräfte und dieses trutzigen Nationalgeistes dachte Niemand.

Eines der größten Uebel war, zumal im Beginn und Verfolge so großer Nationalkriege, die gänzliche Verkommenheit des kriegerischen Geistes und der Waffenübung beim Bürger=, wie beim Bauernstande. Das Recht, Waffen zu tragen, besaß der Adel allein, dessen feiner Galanteriedegen aber nur noch die Karikatur des alten Ritterschwertes war, und der Soldat. Ueberall aber waren die Soldaten (mit einziger Ausnahme der Ungarn und Croaten im österreichischen Heere) keine echten Nationaltruppen mehr, sondern aus aller Herren Ländern für Geld geworben und meist lockere Gesellen, häufig schlechte Subjecte, die man unter die Soldaten steckte, weil sie sonst zu nichts taugten, oder aus andern Ländern entsprungene Verbrecher. Sie mußten hart gehalten werden, um gehorchen zu lernen, und Desertionen waren unter ihnen äußerst häufig, sey es, weil sie sich einer Strafe entziehen oder im nächsten Lande wieder anwerben und ein neues Handgeld verdienen wollten. Die Vielstaaterei erleichterte das Ueberspringen der Grenzen. Diese Soldtruppen bildeten nun ausschließlich die bewaffnete Macht und unbedeutende Schützengilden in den Städten ausgenommen, die nur mehr zum Spiel und zu Paraden dienten, gab es weder bewaffnete Corporationen, noch Milizen und Landwehren. Hauptsächlich um Wildbieberei zu verhüten, war Schießgewehr dem Bauern und Bürger bei strenger Strafe verboten. Somit waren männerreiche Gegenden auf künstliche Weise wehrlos gemacht worden und die Gewohnheit hatte wenigstens bei den

wohlhabenderen Bürgern allmählig eine gewisse Weichlichkeit erzeugt, die sonst nicht in deutscher Art lag.

In der Periode der schmählichsten Knechtschaft wagten elende Menschen, die sich in Deutschland als große Geister verehren ließen, sich mit dem Troste genug zu thun, wenn die französische Nation gleich der altrömischen zur Weltherrschaft gelange, so werde die deutsche wenigstens durch ihre berühmten Denker und Dichter immer noch so viel gelten, wie die altgriechische unter dem römischen Kaiserthum gegolten habe. Zu dieser schöngeistigen Schmarozzerrolle glaubten sie eine Nation, wie die deutsche, erniedrigen zu dürfen. Zum Glück dachte der gemeine Bauer tapferer von der Nation.

Früher war der Kreis der Interessen erweitert gewesen, sofern jeder Deutsche, mochte er einem Herzogthum oder Bisthum, oder einer Reichsstadt angehören, doch im heiligen römischen Reich deutscher Nation einer-, und in der weltumfassenden Kirche andererseits ein höheres Ganzes gesehen hatte, dessen Glied er war und dessen Gesammtmacht ihm Schutz und Sicherheit gewährte. Jetzt war das Reich zerfallen, die Nation als solche aufgelöst und es gab für die Protestanten nur noch Landeskirchen in der engen Grenze des Einzelstaates, während auch die katholische Kirche entweder nach dem Plan Kaiser Josephs II. Landeskirche werden sollte, oder überhaupt ihr Ansehen gesunken war.

Man hatte die lebendige Tradition im Volke künstlich ausgetilgt durch das schulmäßige Erlernen fremder Dinge. Die Schule erzog die Jugend in den Erinnerungen des griechischen und römischen Alterthums, pflanzte ihr dessen Vorstellungsweise ein und machte ihr die deutsche Vorzeit verächtlich. Die gesammte deutsche Bildung jener Zeit war darin einverstanden, gerade die Periode der politischen Größe und Macht Deutschlands unter dem Namen des finstern Mittelalters zu ignoriren oder zu verunglimpfen und die neuere Zeit der politischen Schwäche und Schmach als eine Periode des glänzendsten Fortschrittes zu bezeichnen. Weit entfernt,

das Unglück der deutschen Nation in tiefster Seele zu empfinden und aus diesem Gefühle die Kraft des Widerstandes zu schöpfen, waren die Gebildeten damals noch eitel auf ihre Schulbildung und Aufklärung, auf ihre classische Literatur. Je mehr die Gebildeten durch den aufgeklärten Despotismus der Regierungen von der unmittelbaren Theilnahme am politischen Handeln abgebracht, die ständische Wirksamkeit, die Betheiligung bei mächtigen Corporationen eingeschränkt worden waren, und andererseits auch die Kirche sie nicht mehr in Anspruch nahm, hatten sie sich mit Vorliebe in die Welt der Phantasie versenkt, lasen außerordentlich viel und erfreuten sich insbesondere an den Werken der Dichter *) und am Schauspiel, für welches gerade damals eine wahre Leidenschaft in Deutschland vorwaltete. Aber diese poetische Welt war dem nationalen Boden, dem volksthümlichen Sinn entfremdet und ganz angefüllt mit Vorstellungen, die einem fremden Boden und fremder Gesinnung entstammten. Sie war vorzugsweise frivol oder sentimental, verdarb die Sitten und verweichlichte das Herz.

Die so entsittlichte und erschlaffte Poesie rettete das männliche und ritterliche Princip nur in Darstellungen von Helden, in denen mehr oder weniger die Energie der französischen Freiheitsmänner abgespiegelt wurde. Selbst Schiller war ein wenig in dieser Großsprecherei der Girondins befangen und sein berühmter Marquis Posa kam direct aus dem Cirkel der Madame Roland.

Wenn man nun diese geistigen Zustände im damaligen Deutschland in billige Erwägung zieht, darf man sich nicht mehr über die Gleichgültigkeit wundern, mit welcher die geopferte Nation den Dingen in Rastadt zusah. Eine Nation, deren gebildete Stände so tief in eitle Täuschungen versunken waren, vermochte natürli-

*) „Der Brand, welchen gegen Ende des Jahres 1796 der Xenienalmanach in die deutsche Schriftstellerwelt warf, beschäftigte die Aufmerksamkeit der Nation (d. h. der Gebildeten) weit stärker, als die Rettung des Reichs durch des Erzherzogs Siege." C. A. Menzel, Geschichte unserer Zeit I. 242.

cherweise dem feurigen Geist der Franzosen den moralischen Widerstand nicht zu leisten, der den physischen der Armeen nothwendig hätte unterstützen müssen. Ihre Rettung konnte zuletzt nur aus den ungebildeten Classen, aus dem eigentlichen Volke, hervorgehen, durch eine allgemeine Erhebung in tiefster nationaler Entrüstung. Aber, um mit Bonaparte zu reden, die Birne war noch nicht reif. — Jedenfalls kann eine unparteiische Geschichtschreibung die Schuld so großen Unglücks und so tiefer Schmach deutscher Nation nicht allein auf die damaligen Regierungen wälzen. Der ganze Bildungszustand, die Geistesrichtung, die Schule und Presse, der Geschmack theilte diese Schuld. Dem alten Glauben, der alten Sitte, dem alten Nationalgefühl entfremdet war das gebildete Deutschland verweichlicht und feig, verblendet und verführt vom französischen Geiste und daher auch nichts Besseres werth, als von der Geißel Gottes in Bonaparte's Hand gezüchtigt zu werden.

Auch in Bonaparte's Abwesenheit ahmte das Directorium nur dessen in Italien mit so vielem Glück durchgeführtes System nach, unbekümmert um den bestehenden Rechts- und Friedenszustand nach allen Seiten zuzugreifen, keine Neutralität zu achten und den Frieden zu brechen. Das Verfahren gegen Modena, Venedig, Genua und den Kirchenstaat wurde auch auf die Rheingrenzen angewandt. Die Franzosen durften nicht nur alles auf dem linken Rheinufer nehmen, sondern auch die Rheinschanzen bei Mannheim auf dem rechten und belagerten das ganze Jahr 1798 hindurch die Festung Ehrenbreitstein, gegenüber von Coblenz, gleichfalls auf dem rechten Rheinufer. Der kurtrierische Commandant Faber vertheidigte sich aufs bravste, ohne vom Reich unterstützt zu werden, bis Hunger ihn am 24. Januar 1799 zur Uebergabe zwang. Der deutsche Kaiser schwieg, weil er heimlich mit den Franzosen einverstanden war, aber dem deutschen Volke etwas davon wissen zu lassen nicht einmal der Mühe werth hielt. In Schwaben wurden von französischen Emissären Umtriebe gemacht, das frühere Project einer alemannischen Republik wieder

aufzunehmen. Doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes widerstrebte und man hatte die Plünderungen von 1796 hier noch nicht vergessen. Auch kam der neue Herzog Friedrich von Würtemberg, der protestantisch erzogene Sohn und Nachfolger seines 1797 verstorbenen katholischen Vaters Friedrich Eugen, den Landständen wohlwollend entgegen und machte sich durch Abhülfe von mancherlei Beschwerden das Volk damals geneigt. Dieser Prinz war preußischer General gewesen und hatte sich zuletzt in Petersburg bei seiner Schwester Marie, Gemahlin des Großfürsten Thronfolger, nachherigen Kaiser Paul I. aufgehalten, aber vor der alten Kaiserin Kaiserina II. flüchten müssen, weil er im Verdacht war, für die Thronbesteigung Pauls noch bei ihren Lebzeiten agitirt zu haben. — Eine der gröbsten Beeinträchtigungen des deutschen Reichs war der Tribut von 18 Millionen, welche die Hansestädte Hamburg und Bremen den drohenden Franzosen zahlen mußten, ohne beim Reiche Schutz zu finden. Nur Lübeck weigerte sich der gleichen Zumuthung. Auf französischen Befehl mußte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ludwig XVIII. aus Blankenburg ausweisen, und dieser arme Prätendent fand nur noch in Rußland Schutz, wo man ihm Mietau zum Aufenthalt anwies. In Holland, damals noch eine scheinbar unabhängige Republik, erlaubten sich die Franzosen wiederholt die größte Willkür. Die wenigen, die hier noch Muth genug hatten, das Wohl Hollands zu wahren, wurden auf französischen Befehl aus dem Directorium und aus der Volksvertretung ausgeschlossen, so van Langen, Vreede und Fynje, wobei sich der General Daendels als der Scherge Frankreichs benahm, 12. Juni.

Noch weniger schonten die Franzosen die unglücklichen deutschen Länder, die unmittelbar mit ihrer großen Republik vereinigt worden waren. In dem schon seit Jahren systematisch ausgeplünderten Belgien wurde das Volk hauptsächlich über die Truppenaushebungen wüthend, weil es seine frommen und gutgearteten Söhne nicht durch die Gemeinschaft mit den atheistischen und lüderlichen

Soldaten des Directoriums vermischen und zu Räubern an andern Völkern werden lassen wollte. Die ausgehobene Mannschaft ergriff die Waffen, um ihre Unterdrücker selbst zu bekämpfen. Die Festung Luxemburg mußte in Belagerungszustand erklärt werden. Viele Tausende stunden auf und erlitten zwar mehrere Niederlagen, unter denen die am 23. Nov. die blutigste war, behaupteten sich aber an den Küsten und wurden zum Theil von englischen Schiffen unterstützt und gerettet. — Das linke Rheinufer nahm in diesem Jahre eine andere Gestalt an. Die alten geistlichen Kurfürstenthümer, Cleve, die Rheinpfalz 2c., wurden in vier französische Departements verwandelt: Roer mit der Hauptstadt Aachen, Saar mit Trier, Rhein und Mosel mit Coblenz, Donnersberg mit Mainz. In allen diesen Gebieten waren schon bei der Besitznahme der Adel vertrieben, die Kirchen geplündert worden. Jetzt wurden sämmtliche Gesetze der französischen Republik auf sie angewandt und alles alte Recht vernichtet. Die Nationalfranzosen, die als Beamte eingesetzt wurden, stahlen in colossaler Weise, verkauften Staats- und Gemeindegüter, Waldungen 2c. und füllten schamlos ihre Beutel. Jede Klage wurde mit Hohn abgewiesen. Nur Bestechung konnte zuweilen helfen, etwas Altes zu retten. „Das Directorium hatte die vier Departements in eben so viele Paschaliks verwandelt und seinen Janitscharen Preis gegeben," sagte Joseph Görres in der merkwürdigen Flugschrift, in der er sich von allen französischen Sympathien abwandte und Deutschlands Nationalität ritterlich am alten Rhein zu verfechten begann, nachdem er anfangs, ein erst 18jähriger Jüngling, für die Republik geschwärmt hatte und von Coblenz als Deputirter nach Paris geschickt worden war. Als Helfershelfer der französischen Räuber machten sich damals überall am Rhein die Juden übel berüchtigt, indem sie ihnen zu Spürhunden dienten und ungeheure Werthe in Gütern, Kirchenschätzen 2c. als ihre Mäkler zu Gelde machten und mit ihnen theilten.

Den großartigsten Raubzug aber unternahm das französische Directorium in die Schweiz. Die Eidgenossenschaft hatte sich

bisher noch immer in der ihr seit Jahrhunderten von Europa zugestandenen Neutralität sicher gewähnt. Sie hatte sich vorsichtig in Acht genommen, ihre übermüthigen französischen Nachbarn nur im geringsten zu beleidigen. Willfährig und gehorsam hatten sie die Emigranten ausgewiesen. Den Mord ihrer Söhne am 10. Aug. in Paris hatte sie verschmerzt und keine Klage laut werden lassen. Da die Jakobiner so viel mit Guillaume Tell kokettirten und seine Heldenthat auf Pariser Theatern aufgeführt wurde, schmeichelten sich die Schweizer, sie würden als ebenbürtige Brüder von den französischen Republikanern anerkannt und geschont werden. Aber das Directorium hatte bereits den Plan gefaßt, die Eidgenossenschaft zu behandeln wie Holland und Venedig. Im Staatsschatz der aristokratischen Cantone der Schweiz waren viele Millionen baar aufgehäuft, in den katholischen Cantonen viel Kirchengut, überhaupt auch in der Bevölkerung viel Wohlstand. Eine solche Beute konnte sich die Habgier der Pariser Regenten unmöglich entgehen lassen. Zudem hatte Bonaparte darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es in militärischer Beziehung für Frankreich sey, die Schweiz zu besetzen, damit es alle Gebirgspässe, die aus Frankreich und vom Rhein her nach Italien führen, in seine Gewalt bekäme. So wurde die Plünderung und militärische Besetzung der Schweiz in Paris beschlossen, ohne daß die Schweiz es ahnte oder irgend darauf gefaßt war, und vollzogen, ohne daß Oesterreich und Preußen es hinderten. Nichts drückt so genau die damalige Schwäche des österreichischen und die Verblendung des preußischen Cabinets aus.

Die Plackereien der Schweiz von Seiten Frankreichs mehrten sich und die Gefahr rückte immer näher. Schon hatte das Directorium befohlen, kein Schweizer Offizier dürfe auch innerhalb der Eidgenossenschaft mehr ein Ludwigskreuz tragen und man hatte gehorcht. Schon hatte Basel einen gewissen Serizy, welcher der Deportation entflohen war, an Frankreich demüthig ausgeliefert. Schon war das Veltlin durch Bonaparte von Graubündten abge-

rissen. Am 15. Dez. 1797 besetzten die Franzosen auch das romantische Münsterthal, als zu dem früher schon von ihnen in Besitz genommenen Basler Bisthum gehörig, das aber nicht minder in politischem Verbande mit dem Canton Bern stand. Dadurch gewannen sie die Jurapässe und konnten durch dieses offene Thor in die innere Schweiz einbrechen. Bern wagte keinen Widerstand. Sie brauchten nun nichts mehr als innere Parteiung in der Schweiz anzufachen, sich rufen zu lassen und einzurücken.

Zum Vorwand ihres Angriffes auf die Schweiz nahmen die Franzosen die Unerträglichkeit des aristokratischen Joches in den Cantonen Bern, Zürich rc. und die moralische Verpflichtung, die sie nöthige, den Unterdrückten zu helfen. An einige Wenige, welche wirklich unter der Aristokratie gelitten hatten, schlossen sich viele Ehrgeizige und Glücksritter an, welche bei einem Umsturz der alten Verfassungen in der Schweiz im Trüben zu fischen hofften und sich dem französischen Directorium zu Werkzeugen anboten. Diese Partei gab sich den täuschenden Namen der Patrioten, während sie das Vaterland an fremde Räuber verrieth. Die Vorgänge in Belgien, Holland und Venedig konnten Jeden im Voraus überzeugen, daß die Herrschaft der Franzosen im Lande noch viel härter und unerträglicher seyn würde, als die der alten Patricier. Die Entrüstung über die Frevel der Aristokratie wurde damals absichtlich übertrieben. Es ist richtig, daß die Souverainetät von ein Paar hundert, zum Theil in kleinlicher Pedanterie erstarrter, zum Theil verdorbener Familien in ein und derselben Stadt den übrigen, ihnen unterthänigen Familien, in denen ein freierer Geist sich regte, äußerst zuwider werden mußte. Allein es ist unrichtig, daß jene erschlaffte Aristokratie eine grausame und unerträgliche Tyrannei geübt hätte. Gerade in dem Canton, über den am meisten geschrien wurde, im Bernischen, befand sich das Landvolk in einem Wohlstand, wie er damals im ganzen übrigen Europa nicht zu finden war. Die Opposition ging auch nirgends von den Bauern, sondern überall von städtischen Agitatoren aus,

die mit ungeheurer Uebertreibung die Aristokratie denuncirten und mit der Rache der Franzosen drohten. Es war begreiflich, daß die Aristokratie darüber sehr erbittert wurde, aber nur in Zürich verfügte sie im Jahre 1795 gegen die Aufrührer von Stäfa ein Paar Verhaftungen; anderwärts in der ganzen Schweiz benahm sie sich aus Furcht vor Frankreich ungemein ängstlich und ließ den Verräthern nur allzufreien Spielraum.

Der eitle Laharpe, früher Erzieher am Petersburger Hofe, wollte als Befreier des Waadtlandes, seines speziellen Vaterlandes, glänzen. Dieses Ländchen war einst durch die Berner dem Herzog von Savoyen abgenommen worden und befand sich im blühendsten Wohlstande unter dem milden Regiment der Berner Geschlechter. Aber die Waadtländer sprachen französisch und wollten von den Deutschen unabhängig seyn. Man suchte daher alte Urkunden auf, das Waadtland von Bern zu reclamiren. Das Directorium ging sogleich darauf ein (4. Januar 1798) und schickte 15,000 Mann unter Menard an die Grenze. Die Berner brachten 20,000 Mann unter Weiß auf, wagten aber nichts und zogen sich zurück. Am 10. Jan. nahmen die Waadtländer Insurgenten das feste Schloß Chillon ohne Schwertstreich weg. Am 18. sammelte Ochs, der schon längst eine Verschwörung zum Vortheil der Franzosen betrieben hatte, das Basler Landvolk, zerstörte die Schlösser der Landvögte, zog in das erschrockene Basel ohne Widerstand ein und demokratisirte die Verfassung. Am 25. hielten die Schweizer ihre letzte Tagsatzung in Aarau, ließen sich aber von dem französischen Gesandten Mengaud so einschüchtern, daß sie die schon beschlossene Rüstung nicht ausführten. Am 31. war Bern selber so schwach, die aristokratische Verfassung aufzugeben und allgemeine Wahlen zu verfügen. Diesem Beispiel folgten auch die Patriciate von Solothurn, Freiburg, Lucern, Schaffhausen, endlich auch Zürich, um sich des Sturmes vom Lande her zu erwehren. Die neuen demokratischen Regierungen waren nun alle entweder unfähig oder von vorn herein den Franzosen verkauft. Aber noch stand das kräftige

und gegen die Franzosen wüthende Berner Heer (Landmiliz, Landvolk) zum Schutz seiner Aristokratie in den Waffen unter General Erlach, dem Weiß hatte weichen müssen, und dessen Hauptquartier sich in Murten befand. Brune, der unterdeß an Menards Stelle getreten war (ein vormaliger Buchdruckergehülfe), besetzte zwar am 8. Februar Biel, das Murten am See gegenüber liegt, wagte aber noch nicht anzugreifen, sondern wartete ein zweites französisches Heer von 12,000 Mann unter Schauenburg (einem Elsäßer Edelmann), ab, das rheinaufwärts kam, und hoffte überdies durch die Zögerung die nicht gerne lange unter Waffen bleibenden Berner Bauern zu ermüden und die Verwirrung in den Regierungen zu vergrößern. Auch sollte es sich zunächst nur um Bern handeln. Rewbel hatte gesagt, die Schweiz ist eine Schüssel voll kleiner Pasteten, man muß eine nach der andern essen. Zürich bildete sich damals ein, verschont bleiben zu können und that nichts, um Bern zu unterstützen.

Der Krieg begann, sobald Schauenburg angelangt war. Am 1. März überfiel derselbe einen vorgeschobenen Posten der Berner bei Dornach, am 2. bei Lengnau, schlug beide zurück und drang in Solothurn ein. Im Hauptheer der Berner herrschte die wildeste Verwirrung. Das brave Landvolk konnte sich in die neue Regierung nicht finden, schrie mit Recht über Verrath, vergriff sich aber in seinem Zorn und ermordete nicht die wahren Verräther, sondern einige unschuldige Obersten, Ryhiner, Stettler &c. Der Regierung zum Trotz beschloß dieses muthige Landvolk, sich auf Leben und Tod zu wehren, warf sich unter Grafenried an der Brücke von Neueneck dem Heer Brune's entgegen, schlug es zurück und nahm ihm 18 Kanonen ab. Aber eine andere Schaar unter dem bisherigen Haupt der Berner Republik, dem alten ehrenhaften Schultheiß Steiger, erlitt im grauen Holz nach furchtbarer Gegenwehr eine Niederlage durch Schauenburg, und ehe noch die Berner Oberländer, die in Masse aufgestanden waren, herbeikamen, öffnete Verrath die Thore von Bern den Franzosen. Erlach eilte den Ober-

ländern entgegen, um sie mit den noch unbesiegten Schaaren Grafenrieds zu vereinigen, aber er selber wurde, weil er ein Paar Worte französisch sprach, von den Bauern für einen Franzosen gehalten und erschlagen. Da nun auch Bern schon gefallen war, lief das Landvolk auseinander, am 5. März. Den Bernern hatten nur 200 Urner in altväterischer Rüstung und einige Männer aus Freiburg, Glarus und St. Gallen beigestanden. Freiburg selbst war am 2ten nach blutiger Gegenwehr von den Franzosen erstürmt worden. Das berühmte Beinhaus zu Murten, in dem die Gebeine der im fünfzehnten Jahrhundert hier erschlagenen Burgunder aufbewahrt wurden, fiel zufällig einem französischen Regiment aus der Côte d'Or (dem ehemaligen Burgund) in die Hände und wurde in später Nacht gänzlich zerstört und ein Freiheitsbaum an seine Stelle gesetzt.

Rewbel, der Haupturheber dieses französischen Raubzugs, hatte seinen Zweck erreicht und ließ durch seinen Schwager Rapinat vor allen Dingen den seit Jahrhunderten angehäuften Berner Staatsschatz und alles öffentliche Eigenthum ausrauben, dazu dem Berner Volk Contributionen, den Patriciern eine Vermögenssteuer von 6 p. c. auflegen.*) Das gleiche Loos widerfuhr Freiburg und Solothurn, bald auch Lucern, Zürich und jedem Canton. Alles Staats- und Kirchengut wurde von den Franzosen gestohlen und der wohlhabende Theil der Bevölkerung schamlos besteuert. Aus Bern allein schleppten sie 7—8 Mill. baares Geld und sonst noch an Werthen 60 Mill. fort, wovon Bonaparte einen Theil bekam, so daß man noch viele Jahre nachher in Aegypten Berner Geld im Umlauf fand. Als Brune zu Bern den ersten Freiheitsbaum pflanzen ließ, hielt der bisherige Seckelmeister (Finanzminister) der Stadt und Republik Bern, Frisching, die Festrede und schloß sie, indem er den Baum anredete: so mögest du wachsen und gute

*) Schon die Namen Rewbel und Rapinat waren von übler Bedeutung, nicht minder die Namen der Gehülfen, deren sich Rapinat bediente, Forfait (Frevel) und Grugeon (Nager).

Früchte tragen, Amen! Der Staatsschatz des Cantons Zürich war nicht ganz so reich wie der Berner, doch sehr beträchtlich, und die Beute wurde durch Gelder, die man allen Reichen abgepreßt, hier wie in Bern und in der ganzen Schweiz verdoppelt. Uebrigens ließ Rapinat sich billig finden und wenn die Schweizer ein altes Denkmal, eine heilige Reliquie behalten wollten, so ließ er sie ihnen um schwere Bestechungssummen. Nach dem amtlichen Bericht von Gonzenbach betrug die Summe alles an Geld und Kirchenschmuck, Silbergeräth rc. durch Rapinat in der Schweiz damals Zusammengestohlenen über 100 Mill. Franken.

Die welschen Schweizer wollten eine s. g. rhodanische Republik für sich stiften, Brune befahl ihnen aber, sich mit den deutschen zu vereinigen und gründete zu Aarau am 27. April die einige und untheilbare helvetische Republik mit einer ganz der französischen nachgeahmten Verfassung und fünf Directoren an der Spitze. Damit hörte alle Souverainetät der Cantone auf und sollten Unterschiede, die so alt und unübersteiglich sind wie die Alpen, auf einmal nivellirt werden. Viele Cantone unterwarfen sich aus Furcht vor Plünderungen, denen sie doch nicht entgingen; andere sträubten sich, wurden aber sogleich von den Franzosen angegriffen und überwältigt. Am 30. April rückte Schauenburg in Zürich ein und raubte hier aus, wie in Bern. Zwei kleine Republiken, die bisher der Schweiz zugewandt waren, wurden nicht der helvetischen einverleibt, sondern unmittelbar mit Frankreich vereinigt, Mühlhausen im Suntgau*) und Genf (15. April).

Nur die Altschweizer, einfache Bauern, behaupteten noch so

*) Die guten deutschen Reichsstädter hier faßten am 4. Januar einen heroischen Entschluß, theilten ihr öffentliches Vermögen unter sich, trugen ihre alten Wappen und Fahnen feierlich zu Grabe, erboten sich freiwillig zur Vereinigung mit Frankreich und ließen durch ein junges Mädchen in alter Schweizertracht den französischen Commissären die Schlüssel ihrer Stadt überreichen. Ein origineller politischer Selbstmord.

viel Nationalgefühl, daß ihnen das Franzosenjoch absolut unleidlich war. Der kleine Canton Schwyz wagte unter der Leitung des edeln Aloys Reding der weltüberwindenden Macht von ganz Frankreich zu trotzen. Unbekümmert um die Unmöglichkeit eines Erfolges, wahrte er die Ehre, die in jener kläglichen Zeit so wenige zu wahren wußten. Als die katholischen Bauern der freien Aemter (Baden, Bremgarten) vom Widerstande der Schwyzer hörten, griffen auch sie zu den Waffen und wagten sogar einen kühnen Handstreich gegen Aarau, angeführt von einem Priester, der die Fahne trug, unterlagen aber in einem blutigen Gefecht bei Hägglingen den Truppen Schauenburgs, der sich sodann gegen Schwyz selbst wandte. Bei Richterschwyl wurde den ganzen Tag hindurch mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten. Endlich mußten die Schwyzer weichen, hielten aber nochmals Stand bei Schindeleggy, noch einmal auf dem Berg Etzel und zum viertenmal am rothen Thurm, nahe dem alten Schlachtfeld von Morgarten. Hier ließen sie sich nicht mehr überwinden und Schauenburg mußte mit großem Verlust abziehen. Eben so ein anderes französisches Corps, das bei Arth unter dem berühmten Berge Rigi einen Angriff versuchte. Diese ruhmwürdigen Kämpfe geschahen vom 1.—3. Mai. Am 4. aber zählten die Schwyzer ihre dünn gewordene Schaar und erkannten, sie seyen nicht mehr stark genug. Als Sieger boten sie nun ihre Unterwerfung unter die helvetische Regierung an und der Friede wurde geschlossen; aber die Franzosen ließen es sich doch nicht nehmen, das reiche Kloster Einsiedeln zu plündern und zu verbrennen. — Auch die deutschen Bauern im obern Wallis trotzten, während die welschen im untern Wallis sich schon mit den Waadtländern vereinigt hatten. Auch hier rückten die Franzosen an, die nach blutigen Gefechten am 8. Mai bis Sitten vordrangen und diese unglückliche Stadt trotz der von den Bürgern ausgesteckten weißen Fahne plünderten. Doch hielten sich die Oberwalliser noch wochenlang an den Abgründen der Dala und schoßen noch

eine Menge Franzosen nieder. Diese Gebirgskriege waren mörderisch, weil alle Schweizer Bauern gute Schützen waren.*)

Als einige unter den Directoren der helvetischen Republik das Wohl des Landes zu wahren wagten und gegen die Wegschleppung eidgenössischen Eigenthums nach Frankreich protestirten, jagte sie Rapinat einfach weg und setzte eigenmächtig zwei seiner Creaturen an ihre Stelle, Ochs und Dolder. Wegen dieses Sieges der guten Sache mußte Aarau illuminiren, 19. Juni.

Unterwalden hatte sich beim Mißlingen des Kampfes in Schwyz gefügt, als die Bauern aber hier der elenden helvetischen Regierung den Huldigungseid leisten sollten, ließ es ihr Gewissen nicht zu, mit dem Heiligsten so frevelnd Spott zu treiben. Sie verweigerten den Eid und griffen zu den Waffen, geführt vom Pfarrer Lüssi. Zwei französische Colonnen brachen unter Schauenburg auf, sie zu Paaren zu treiben, die eine zog durchs Haßlithal, stieg über den Berg Brüning und fiel von oben her ins Land; die andere landete am Vierwaldstättersee und kam von unten. Die erstere brach zwar den trotzigen Widerstand der Bauern am Kernwald, erlitt aber ungeheuren Verlust, indem von allen Seiten aus den nahen Felsen und Wäldern auf sie geschossen wurde. Ein Schütze, dem Weib und Kind unablässig die Stutzen luden, tödtete allein über 100 Mann. Im Ganzen fielen 2—3000 Franzosen. Unterdeß war auch die zweite Colonne unter beständigen Gefechten

*) Hier muß die Geschichte das Andenken eines merkwürdigen Mannes bewahren, des Züricher Landvogt Landolt. Er zuerst hatte das Schweizerische Schützenwesen in ein System gebracht und die militärische Welt auf den Werth dieser Specialwaffe in dem Grade aufmerksam gemacht, daß Friedrich der Große ihn nach Berlin berief, um auch in der preußischen Armee Schützencorps zu errichten. Landolt beschäftigte sich, nachdem er sein Amt niedergelegt, in stiller Zurückgezogenheit im Canton Zürich mit Malerei und malte nichts als Schlachtgemälde, in denen er die Franzosen immer als besiegt darstellte. Man fand das lächerlich, aber er blieb fest überzeugt, die Geschichte werde seine Malerei wahr machen.

heraufgerückt und traf mit der ersten in Stanz, dem Hauptort des Cantons, zusammen. Hier wehrten sich Weiber wie die Männer mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie unter den Kugeln und im Brande der Häuser ihr Leben aushauchten. Diese blutigen Kämpfe dauerten drei Tage, vom 7. bis 9. September. Man zählte 102 Frauen und Mädchen, die mit den Waffen in der Hand fielen. Bei Winkelried schlugen 18 Mädchen wüthend mit ihren Sensen unter die Franzosen, bis alle erschossen waren. Dem Morden folgte wie gewöhnlich Sengen, Brennen, Plündern und Schänden. Damals sammelte der menschenfreundliche Pestalozzi von Zürich die herumirrenden Kinder der erschlagenen Unterwaldner und eröffnete mit ihnen seine unsterblich gewordene Erziehungsanstalt.

Das Frickthal gehörte noch zu den vorderösterreichischen Besitzungen im Reich und Graubündten war eine unabhängige Republik, der Eidgenossenschaft von lange befreundet, aber nicht einverleibt. Auf beide machte Frankreich Anspruch, aber Oesterreich gab das Frickthal nicht heraus und besetzte Graubündten.

Wie sehr das Directorium in Paris nur noch dem gemeinsten Interesse oblag, und kein Princip mehr achtete, beweist sein Verfahren nicht nur gegen die freiheitliebenden Schweizer, sondern auch gegen die Nordamerikaner. In leichtsinnigster Verachtung der republikanischen Sympathien gab das französische Directorium Caperbriefe aus, um reiche amerikanische Schiffe zu rauben. Der amerikanische Gesandte in Paris, Gerry, empfing deßhalb am 23. März 1798 strenge Instructionen aus seinem Vaterlande und legte solche actenmäßige Beweise der schändlichsten Habgier und Bestechung vor, deren sich die Directoren Frankreichs hatten zu Schulden kommen lassen, daß die Engländer, die dahinter kamen, sie sogleich unter dem Titel French corruption abdrucken und in der ganzen Welt verbreiten ließen. Auch von Portugal hatte sich Frankreich im Jahre 1797 den Frieden durch Bestechung abkaufen lassen. — Am 26. Mai decretirte der nordamerikanische Congreß die Wegnahme aller französischen Schiffe, die den Handel ferner beunruhigen würden.

Die Herausforderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika war um so unvernünftiger, als Frankreich damals immer neue Verluste durch die überlegene englische Marine erlitt. Die Engländer bombardirten von der See her Ostende und setzten Truppen unter Coote ans Land, 19. Mai, die aber schon am folgenden Tage umringt und gefangen wurden. Bald darauf indeß bombardirten die englischen Schiffe schon wieder Havre. Die Franzosen suchten sich durch eine Landung in Irland zu rächen. Dieses Land befand sich damals schon (wie noch jetzt) in einer beklagenswerthen Lage. Seit Jahrhunderten war es von den Engländern als eroberte Provinz mit umbarmherziger Härte behandelt. Die gälischen Iren waren ein anderer Volksstamm und redeten eine andere Sprache, als die Engländer, von denen sie unterworfen worden waren. Die Iren waren katholisch geblieben, während die Engländer die Reformation in der Form der bischöflichen Kirche angenommen hatten. Der ganze Boden von Irland gehörte den Eroberern, die Eingebornen blieben nur die armen, gedrückten Pächter der englischen Grundbesitzer. Ganz Irland war in anglikanische Bisthümer eingetheilt worden, obgleich das Volk zu drei Viertheilen katholisch blieb, und mußte mit ungeheuren Summen diesen ihnen fremden Klerus dotiren, der oft nicht einmal im Lande blieb, sondern die Einkünfte der reichen Pfründen in England verzehrte. Irland hatte damals noch ein eigenes, vom englischen unabhängiges Parlament in Dublin, aber es war nur von den englischen Grundherrn, nicht von dem unterdrückten Volke selbst beschickt. Dieses Volk war in seiner überwiegenden Mehrheit Proletariat und bei seiner starken Vermehrung in jedem Mißjahr einer Hungersnoth ausgesetzt. Auf's tiefste in seinen nationalen, religiösen und materiellen Interessen verletzt hatte es im Verlauf der Jahrhunderte schon öfters versucht, das englische Joch abzuwerfen, war aber aus jedem Kampf nur verblutet und härter gefesselt, als früher, hervorgegangen. Im philosophischen Jahrhundert, wo so viel von Humanität und Menschenrechten die Rede war, kam

auch das Elend Irlands zur Sprache und die Engländer selbst mißkannten es keineswegs, aber das Interesse erstickte hier jede bessere Regung. Nur wenn ein absoluter Monarch in England geherrscht hätte, wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, den Privatinteressen der Engländer zum Trotz das Loos Irlands zu verbessern; da aber in England die Aristokratie des Reichthums herrschte, hätten die im Besitz befindlichen Familien freiwillig dem unermeßlichen Gewinn entsagen müssen, den sie aus dem unterjochten Irland zogen, und das thut keine Aristokratie in der Welt jemals freiwillig. Der Freiheitskrieg in Nordamerika hatte den Beweis geliefert, daß die englischen Waffen doch nicht unbezwinglich seyen, und eine geheime Partei in Irland hoffte, ihr unglückliches Land einmal eben so von England unabhängig zu machen, wie es die Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden waren. Inzwischen blieben sie sich ihrer Schwäche bewußt und hielten es für rathsamer, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. Sie bildeten daher eine sog. irische Union zu dem Zweck, eine Reform des Parlaments und eine Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Das Haupt dieser Partei war damals Wolf Tone, ein kaum dreißigjähriger junger Mann voll Feuer und Geist, sein eifrigster Parteigänger aber Napper Tandy. Als die französische Revolution siegreiche Fortschritte machte und auch die Engländer unter York zurückschlug, hielten sie eine Hülfe von Frankreich her für möglich und hatten schon 1796 in Paris geheime Unterhandlungen gepflogen. Die Folge davon war Hoche's mißlungene Landung. Der Plan war aber nicht aufgegeben. Das Directorium in Paris forderte nur, die Irländer selbst sollten sich erheben, damit französische Truppen, wenn sie in Irland landeten, einen Anhaltspunkt fänden. Die Härte des Lord Camden, der damals Irland regierte, erleichterte das Unternehmen, indem er das Volk grenzenlos erbitterte. Eine große Verschwörung war eingeleitet. Am 23. Mai 1798 brach die Empörung plötzlich auf allen Punkten aus. Die englischen Truppen wurden, wo sie in Garnison standen, überfallen, vertrie-

ben, verfolgt. Aber sie wehrten sich tapfer gegen die rohen Volkshaufen. Ihr General Fawcelt erlitt bei Werfort eine Niederlage und verlor seine Kanonen, aber General Lake sammelte eine gehörige Anzahl Truppen und griff das verschanzte Lager der Irländer auf dem Vineyar-Hügel an. Drei Tage lang (vom 19.—21. Juni) wurde auf's grimmigste gekämpft, bis die englischen Truppen endlich doch siegten. Der Rest der Aufwiegler wurde am Boynefluß zusammengehauen oder in die dortigen Sümpfe gejagt.

Jetzt erst, als es zu spät war, kam die Hülfe aus Frankreich und noch dazu in unzureichender Stärke. Man begreift kaum, wie sich das Directorium mit einer so lächerlichen Maaßregel den Spott der Engländer zuziehen mochte. Vielleicht geschah es in dem tollen Siegestraum, in welchem damals die Franzosen alles für möglich und durchführbar hielten, was sie angriffen. Nur 1100 Mann unter General Humbert landeten in der Bucht von Killala, 21. August, erfochten einen kleinen Sieg über Lake, wurden aber bald übermannt und mußten sich gefangen geben, 8. September. Ein anderes kleines Landungsheer, das sie unter General Rey hatte unterstützen sollen, kam zu spät und kehrte um. Die Franzosen rüsteten in Brest eine neue Flotte mit Landungstruppen unter General Hardy, bei denen sich auch Wolf Tone befand; aber der englische Commodore Warren fing sie unterwegs auf und nahm sie gefangen, 12. Oct. Wolf Tone entging der Hinrichtung nur durch Selbstmord. Napper Tandy wurde auf englische Requisition zu Hamburg verhaftet (25. November), was großen Lärmen in Frankreich erregte.

Mittlerweile schleppte der Rastadter Congreß sein trauriges Daseyn fort, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Frankreich liebkoste Preußen und schickte den berühmten Siéyes nach Berlin, der die mancherlei Eitelkeiten dort sehr schlau zu gewinnen verstand. Ein unangenehmer Vorfall in Wien hätte bald das gute Einvernehmen von Campo Formio gestört. Bernadotte, der als fran-

zösischer Gesandter nach Wien geschickt worden war, benahm sich dort brutal, verlangte die Gerichtsbarkeit über alle in Oesterreich lebenden Franzosen, widersetzte sich dem Jahresfest, an dem die Wiener den Auszug ihrer Freiwilligen zum italienischen Kriege feierten, und pflanzte dann an diesem Tage zum Trotz an seinem Hotel die dreifarbige Fahne auf, deren Anblick das Wiener Volk so ärgerte, daß es sie in einem Tumult herunterriß, 13. April 1798. Die Regierung beschwor ihn zwar, allein er reiste brennenden Kopfes ab. Um die Genugthuung eclatant zu machen, wurde der alte Thugut (aber nur zum Schein) vom Ministerium entfernt und Cobenzl an seine Stelle gesetzt. Dieser pflegte eine besondere Unterhandlung mit Frankreich, das zu diesem Zwecke François von Neufchatel abschickte, zu Selz in der Nähe von Rastadt. Aber man konnte sich nicht einigen. Frankreich wollte Bayern nicht an Oestreich fallen lassen, das Cobenzl als Preis des Friedens forderte.

Neue Kriegsgewitter stiegen am Himmel auf, die Wolken zogen sich von mehreren Seiten her über Rastadt zusammen. Kaiser Paul I. der nach dem Tode seiner Mutter Katharina II. am 17. Nov. 1796 den russischen Thron bestiegen hatte, öffnete nicht nur den aus Italien und Deutschland vertriebenen Mitgliedern der Familie Bourbon ein Asyl in Mietau, sondern glaubte auch endlich ehrlich erfüllen zu müssen, was seine arglistige Mutter immer nur versprochen hatte, nämlich den durch die Revolution bedrängten Monarchien im Westen bewaffneten Beistand zu leisten. Er war eine ritterliche und ehrliche Natur, im merkwürdigsten Gegensatz gegen seine Mutter, und konnte glühen für Recht und sich erzürnen gegen Unrecht, wie sein edles Verfahren gegen Kosciuszko bewiesen hatte. Frankreich beging ein colossales Unrecht gegen Europa. Das empörte den russischen Kaiser, es war eine sittliche Aufwallung und nicht blos ein legitimistisches Vorurtheil. Er knüpfte nun Unterhandlungen mit England und der Türkei an, welche letztere durch Bonaparte's Einfall in Aegypten von Frank-

reich verletzt war, und gab sich große Mühe, auch Oesterreich und Preußen in die Coalition zu ziehen. Preußen blieb zu seinem Unglück der bisher eingehaltenen Neutralität treu. Es trat zwar plötzlich kühner gegen Frankreich auf, behauptete sein altes Recht auf Cleve, welches von den Franzosen nur occupirt, aber nicht in dauernden und rechtmäßigen Besitz genommen sey, wies auch die Ansprüche Frankreichs auf die Brückenköpfe am rechten Rheinufer (Kehl, Castel, Ehrenbreitstein) zurück, schloß sich aber doch der Coalition nicht an und machte es keinem recht.*) Oesterreich aber erkannte, es sey unmöglich, die Franzosen mit Vernunft von etwas abzubringen, nur Gewalt allein vermöge etwas über sie. Es hatte in dieser Beziehung die schlimmste Erfahrung gemacht. Alle Vorstellungen wegen Ehrenbreitstein und wegen der Schweiz waren von den Franzosen unberücksichtigt geblieben, bis es sich entschloß, Graubündten mit Gewalt gegen die Bedränger zu vertheidigen. Dieses obere Rheinthal war für Oesterreich der Nähe von Tirol wegen von höchster Wichtigkeit. Kaiser Franz hatte die Franzosen alle Schweizer Bergpässe nehmen lassen, jetzt sagte er: bis hieher und nicht weiter! Er schloß mit Graubündten einen Vertrag (17. October 1798) und schickte Truppen unter General Auffenberg nach Chur.

Oesterreich besiegelte seinen neuen Bund mit Rußland durch Vermählung Josephs, des Palatin's von Ungarn (Bruder des Kaisers) mit der Großfürstin Alexandrine, Tochter des Kaisers Paul. Oesterreich hatte noch einen zweiten Grund, der ihm einen neuen Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich wünschenswerth machte. Am 16. Februar 1799 starb der bayerische Kurfürst Karl Theodor plötzlich am Schlage, während er am Spiel-

*) Siéyes schrieb damals aus Berlin: „Der König von Preußen faßt den schlechtesten Entschluß, nämlich gar keinen. Preußen isolirt sich, das ist bequem für uns, denn während dieser preußischen Betäubung werden wir mit den Andern fertig.“

tisch saß. Er hatte aber die Abtretung Bayerns an Oesterreich noch nicht ratificirt. Der junge Pfälzer Erbe, Max Joseph, eilte nach München und machte mit seinen blühenden Kindern den günstigsten Eindruck auf das Volk. Dadurch wurden alle seit so langer Zeit gehegten, immer und immer wieder aufgenommenen Pläne Oesterreichs vereitelt.*) Max Joseph stand im engsten Vertrauen mit Talleyrand und den französischen Gesandten in Rastadt und hatte sich ihrer Unterstützung gegen Oesterreich versichert. Nur der Vertrag von Campo Formio, in welchem Bonaparte Oesterreich einen Theil von Bayern versprochen hatte, stand im Wege, aber wenn Oesterreich selber wieder Krieg anfing, so war jener Vertrag gebrochen und Frankreich konnte alles für Bayern thun. Oesterreichs Verlegenheit in dieser Sache wurde noch gesteigert durch das überaus kluge und vorsichtige Benehmen Max Josephs. Denn weit entfernt, den Franzosenfreund zur Schau zu tragen, hielt er sich streng in den Grenzen der Pflichten eines deutschen Kurfürsten und zauderte nicht, als Oesterreich rüstete und der Krieg immer unvermeidlicher wurde, das bayerische Contingent unter die Fahnen des Kaisers zu stellen. Graf Lehrbach in Rastadt, der Hauptintrigant in der bayerischen Angelegenheit, hätte viel lieber gesehen, Max Joseph würde sich offen an Frankreich angeschlossen haben, damit man ihn dann als Reichsverräther hätte verjagen können. Lehrbach wußte inzwischen zu gut, in welchen Verbindungen Max Joseph gestanden hatte und hoffte, wenn er die actenmäßigen Beweise dafür, so wie für die Betheiligung Preußens in die Hände bekäme, den jungen Kurfürsten doch noch in die Reichsacht bringen

*) Marie Leopoldine, die junge Gemahlin des alten Karl Theodor, vermählte sich später mit einem bayrischen Grafen Arco. Die Sage geht, sie hätte einen Sohn, den sie 1799 heimlich geboren und der Fürsorge des Fürstbischof Fürstenberg anvertraut haben soll, für einen echten Sohn Karl Theodors ausgeben und diesem die Nachfolge sichern können, wenn sich ihr Gewissen nicht dagegen gesträubt hätte.

und Oesterreich die lang ersehnte Erwerbung Bayerns sichern zu können. Dazu lieh ihm der Tumult des hereinbrechenden Krieges den Vorwand.

Russische Truppen bewegten sich schon gegen Westen und erhielten freien Durchzug durch die österreichischen Staaten. Frankreich erhob Beschwerde dagegen und ließ schon am 1. März 1799 ein beträchtliches Heer unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein gehen, während der Congreß von Rastadt noch ungestört fort unterhandelte. Am 3. März wurden die jonischen Inseln durch eine verbundene russisch-türkische Flotte den Franzosen entrissen. Am 5. erließ Erzherzog Karl, der im Stillen ein großes Heer bei Augsburg zusammengezogen hatte, eine Proclamation, worin er sehr der Wahrheit gemäß den Franzosen ihr treuloses Benehmen, ihre eigenmächtigen Störungen des Friedens, ihre Mißhandlung der Neutralen und ihre maaßlosen Contributionen und Requisitionen vorwarf, ein Benehmen, „welches bis zur Entehrung des deutschen Namens" gehe und dem man daher endlich Schranken setzen müsse. — Der erste Kampf entbrannte in der Schweiz. Ein französisches Heer unter Massena drang in Graubündten ein und nahm den Paß bei Luciensteig mit Sturm, nachdem er von den Oesterreichern aufs tapferste vertheidigt worden war, 6. März. An demselben Tage wurde jedoch der französische General Loison, als er gegen Kloster Dissentis vordrang, von den wüthenden Bauern zurückgeschlagen. Am 7. mußte sich Auffenberg in Chur mit 3000 Mann ergeben, weil er versäumt hatte, in der Nacht über die Berge zu entfliehen. Von hier aus drang der kühne Lecourbe mit einem französischen Corps ins Engadin, wurde am 15. bei Martinsbrück durch die Oesterreicher unter Laudon abgeschlagen, verstärkte sich aber durch ein neues französisches Corps unter Dessoles und schlug die Oesterreicher in ihren Gebirgspositionen bei Taufers und Nauders, vermochte jedoch nicht durch den von Bellegarde und den Tirolern tapfer vertheidigten Paß Finstermünz in Tirol einzudringen, weil unterdeß in seinem Rücken den

Franzosen Gefahr drohte, was ihn zur Umkehr bewog. Massena selbst, von dem er nur detachirt war, erlitt am 13. bei Feldkirch eine Niederlage durch die Oesterreicher, die der Croate Jellachich führte.

Am Mittelrhein war große Bewegung. Der kurmainzische Abgeordnete am Rastadter Congreß, Albini, hatte schon lange den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung gehegt. Wie schon vor hundert Jahren der große Prinz Eugenius wunderte er sich, daß die volkreichen Rheingegenden, in denen es so viele kräftige Männer gibt, sich immer und immer wieder von den Franzosen geduldig sollten ausplündern lassen. Aber die engherzige Politik Thuguts in Wien litt nicht, daß die Nation als solche in Mitleidenschaft gezogen werde. Nur die Odenwäldler standen auf und schlugen sich tapfer mit den Vorposten der Franzosen herum, erlitten aber am 20. April eine Niederlage bei Weinheim.

Unterdeß hatte sich Erzherzog Karl mit der Hauptarmee nicht gegen Straßburg, sondern gegen den Bodensee gewendet, um zugleich Tirol und der Schweiz zu Hülfe zu kommen und die Verbindung mit Italien offen zu halten. Das zog Jourdan nach derselben Richtung, als er aber in der Nähe des Bodensees angelangt war, wurde er zuerst in einem Vorpostengefecht bei Ostrach am 21. März, dann in einer Hauptschlacht bei Stockach am 25. zurückgeschlagen. Wenn der Erzherzog von seiner überlegenen Reiterei bessern Gebrauch gemacht und überhaupt etwas thatkräftiger und rascher gehandelt hätte, würde er den Feind haben vernichten können, der sich in ziemlich guter Verfassung und ungehindert durch den Schwarzwald über den Rhein zurückzog. Der Erzherzog hätte sich nun wenigstens rasch gegen den ganz blosgestellten Massena wenden können und würde ihn wahrscheinlich durch seine Uebermacht erdrückt und die ganze Schweiz befreit haben, aber er rückte nur mit äußerster Langsamkeit vor und blieb dann stehen, wodurch Massena Zeit bekam, sich zu verstärken und eine feste Position einzunehmen. Da hier Zaudern nicht im mi-

litärischen Plane des Erzherzogs liegen konnte, fällt die Schuld allein auf die ränkevolle Politik in Wien. Nur Bellegarde ging energisch aus dem Passe von Finstermünz heraus und schlug Dessoles und Lecourbe aus dem Münsterthal, dem Engadin und Veltlin auf demselben Wege hinaus, auf dem sie so verwegen in diese stolzen Gebirge eingedrungen waren. Dagegen vermochte Hotze den von den Franzosen unter Menard aufs tapferste vertheidigten Paß von Luciensteig nicht zu nehmen, 1. Mai.

Der Erzherzog erließ am 30. April, indem er die Schweizer Grenze betrat, eine schöne Proclamation, worin er den Schweizern ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit zusicherte, sie aber aufforderte, mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu fechten. Auch der greise Schultheiß Steiger von Bern erließ einen Aufruf an das Volk, worin er erinnerte, wie glücklich, wohlhabend und von allen Mächten Europas geachtet die Schweizer bisher gewesen und wie sie erst durch ihre schändliche Hingebung an die Franzosen ausgeplündert, entehrt, in Verachtung gefallen seyen. „Fallt über die Räuber her, die euch alles genommen haben und noch so unverschämt sind, euch zu Hülfe zu rufen.“ Drei Bataillone Schweizer hatten sich bereits unter österreichischen Fahnen gebildet. An demselben Tage, an dem Hotze (auch ein Schweizer) alle Kräfte anstrengte, den Paß von Luciensteig wieder zu gewinnen, waren auch die Bauern rings umher aufgestanden, da er aber zurückweichen mußte, fiel Menard über die Bauern her und trieb sie nach hartnäckigem Kampfe bei Dissentis auseinander, welches schöne Kloster bei diesem Anlaß verbrannt wurde. Doch fiel Luciensteig am 14. bei einem neuen Angriff in die Gewalt Hotze's. Auch in den vier Waldstädten hinter Massena's Rücken stand das Volk auf. Die helvetische Regierung wollte 18,000 Recruten ausheben, die für Frankreich fechten sollten. Diese Zumuthung erweckte Zorn und die Nähe des Erzherzogs machte den Schwyzern Muth, wieder zu den Waffen zu greifen. Massena schickte ein Corps unter Soult ab, dem es gelang, sie friedlich auseinander zu bringen, 8. Mai.

Als er über den Vierwaldstädter See fuhr, wehrten ihm Urner, wurden aber von ihm zurückgeschlagen und von Lecourbe (dem kühnsten Berggeneral) von oben her umgangen und zersprengt. Am glücklichsten und hartnäckigsten war der Aufstand im obern Wallis, den der junge Graf Courten leitete. Es gelang den Franzosen erst im Spätsommer, hier ihre Herrschaft herzustellen, nachdem sie 1200 Mann verloren und fast alle Dörfer verbrannt hatten. Heinrich Zschokke, ein schlechter Comödienschreiber aus Magdeburg, seit kurzem in der Schweiz angesiedelt und eifriger Anhänger der Revolution, damals helvetischer Regierungscommissär, ahmte Baudot nach, der die Entvölkerung des Elsaßes verlangt hatte, und schlug öffentlich vor, man solle aus den katholischen Urcantonen der Schweiz ihre bisherigen Einwohner als unverbesserliche Reactionäre entfernen und „Colonien der Eroberer", also Franzosen hineinversetzen, datirt vom 23. Juni. In derselben Druckschrift warf er den Altschweizern ihre „Kaisersucht" vor und alle Zeugnisse und Aussagen aus jener Zeit bestätigen, daß die weit überwiegende Mehrheit der Schweizer im Erzherzog einen längst ersehnten Befreier sah. Haller schrieb: „Das Volk haßte die Franzosen als ungerechte Feinde, als fremde Soldaten, als Umstürzer des Vaterlandes, als Plünderer seines Eigenthums, als Zerstörer seines Wohlstandes, als Schänder und Vergifter seiner Weiber und Töchter."

Aber der Erzherzog Karl wurde durch Befehle von Wien zurückgehalten. Thugut wollte so wenig die alte Eidgenossenschaft, als das Königreich Sardinien wiederhergestellt wissen und mißbilligte Karls und Steigers Vorgehen. Das lähmte die Begeisterung. Nachdem Erzherzog Karl Hotze's Durchdringen am Luciensteig abgewartet, ging er über den Rhein (am 23. u. 24. Mai) und vereinigte sich mit Hotze. Massena bot ihm die Spitze vor Zürich am 4. Juni, brach aber die unentschiedene Schlacht freiwillig ab und zog sich zurück, weil er die Uebermacht der Oesterreicher erkannte. Der Erzherzog besetzte Zürich, Massena aber die

im Süden dieser Stadt sich ausbreitende Höhe des Albis oder Uetliberges, und in dieser Gegenüberstellung verharrten sie nunmehr den ganzen Sommer über. Der kecke Lecourbe hatte mittlerweile (Ende Mai und Anfang Juni) die Oesterreicher unter Haddik von der Höhe des St. Gotthard heruntergeworfen und diesen wichtigen Gebirgspaß, der die Straße aus der Schweiz nach Italien beherrscht, besetzt. Nichts spricht so sehr zu Gunsten der damaligen Tüchtigkeit französischer Truppen, als die Art und Weise, wie sie unter Lecourbe so rasch in den ungeheuren Alpen sich zu orientiren und zu siegen wußten.

Immer noch hatte der Congreß in Rastadt getagt, als erst am 28. April der österreichische Oberst Barbaczy von den Szekler Husaren die Entfernung der französischen Botschafter von dort verlangte. Es waren nach Treilhards Abgang, der in Paris Director geworden war, Bonnier, Roberjot und Jean de Bry. Sie trauten nicht recht, übergaben ihre wichtigsten Papiere dem preußischen Gesandten Grafen Görtz und reisten noch in der Nacht ab, wurden aber vor den Thoren der Stadt in einem Wäldchen von Szekler Husaren überfallen und ermordet. Nur Jean de Bry entkam, indem er aus mehreren Wunden blutend sich todt stellte und in einem Graben liegen gelassen wurde. Der österreichische Archivar Freiherr von Hormayr, ein Zeitgenosse und der damaligen Dinge wohl kundig, gibt den Grafen Lehrbach als Urheber dieser Gewaltthat an und als Zweck derselben das Interesse, welches Lehrbach hatte, sich der Papiere zu bemächtigen, durch welche Max Joseph und die preußische Gesandtschaft compromittirt werden konnten. Aber dieselben Papiere waren von den französischen Gesandten nicht mitgenommen worden, sondern befanden sich in derselben Nacht, in der sie so gierig gesucht wurden, unter Verschluß des Grafen Görtz *). Jean de Bry schleppte sich nach Rastadt zurück, wohin

---

*) Nach Hormayrs Aussage hat sich später der berüchtigte Spion Schumacher gerühmt, er habe sich damals von Frankreich und Oesterreich

auch die Damen und Kinder der Gemordeten umgekehrt waren. Hier widmete man ihnen die größte Sorgfalt und geleitete sie dann sicher über den Rhein. Die sämmtlichen Congreßgesandten verlangten noch, bevor auch sie abreisten, Untersuchung; der Kaiser versprach sie feierlich unter Ausdrücken voll Entrüstung über das begangene Verbrechen. Inzwischen kam nichts heraus und das Geheimniß blieb noch vierzig Jahre lang bewahrt.

Die französische Regierung, die wohl den Zusammenhang wußte, durfte ihn nicht enthüllen und beutete den Gesandtenmord lediglich aus, um die Franzosen in dem bevorstehenden Kampf gegen die beiden Kaiser zu fanatisiren mit Trauerfesten und ungeheuer schwülstigen Proclamationen. Der Platz im Rathe der Alten, auf dem Bonnier gesessen hatte, wurde leer gelassen, aber ein vollständiger Deputirtenornat darauf gelegt und die Inschrift beigefügt: „ermordet auf Befehl des Kaisers.“ Auch sollte bei jedem Namensaufruf Bonnier mit genannt werden und der Präsident bei seinem

---

zugleich bezahlen lassen und beiden zugleich gedient, den Gesandtenmord eingeleitet, aber vorher den französischen Gesandten gerathen, ihre Papiere zu verbergen. Hormayr gedenkt auch der sehr merkwürdigen Aeußerung Hardenbergs während des Friedensschlusses zu Basel. Als hier nämlich das Verfahren Preußens getadelt und die ritterliche Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution von Seiten Oesterreichs gerühmt wurde, habe Hardenberg gesagt: wenn Frankreich den Oesterreichern Bayern hätte geben wollen, so würde Oesterreich früher mit der Republik Frieden geschlossen haben, als Preußen. Endlich macht auch Hormayr noch darauf aufmerksam, daß Kaiser Paul in Max Joseph nur einen Jakobiner gesehen und demgemäß den russischen Generalen sehr mißliebige Instructionen gegeben habe, was nur durch Wiener Insinuationen erklärt werden könne. — In neuerer Zeit hat man auch vermuthet, Lehrbach habe sich solcher Papiere bemächtigen wollen, durch die Oesterreich selbst compromittirt war. Aber solche Papiere, etwa Oesterreichs Begehrlichkeiten und geheime Zusicherungen an Frankreich, mußten sich längst in Paris befinden und konnten nicht in Rastadt gesucht werden.

Namen ausrufen: „das Blut der zu Rastadt gemordeten französischen Gesandten komme über das Haus Oesterreich!“ Wie barbarisch auch dieser Gesandtenmord war, so war doch Frankreich kaum befugt, so feierlich dabei das heilige Völkerrecht anzurufen, welches es selbst so vielfach und roh verletzt hatte.

Wir haben den wiederbegonnenen Krieg in Deutschland bis zu dem Momente verfolgt, in welchem die Ereignisse in Italien auf ihn Einfluß zu üben anfingen, und müssen daher die Betrachtung nunmehr dorthin lenken, wohin auch der Urheber dieser neuen Coalition, der Kaiser von Rußland, seine Streitkräfte entsendet hatte.

Kaiser Paul hatte den berühmten Türken- und Polenbezwinger, Grafen Suwarow zum Oberfeldherrn der nach Italien bestimmten russischen Truppen berufen und dieser kurz geantwortet: „ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen und die Franzosen schlagen.“ Suwarow war ein Mann von kleiner, aber derber Gestalt, gar männlichen und runzlichen aber nicht selten zur Grimasse verzerrten Zügen und in seinem Benehmen voller Sonderbarkeiten. Als echter Russe, wenn er in voller Generalsuniform mit vielen Orden behangen bei hohen Personen aufwartete, pflegte er sich unendlich tief zu bücken und gleichsam zu prosterniren; daheim aber und im Lager genirte er sich nicht, im Hemde herumzugehen und Possen zu treiben wie ein junger Student. Er trug gewöhnlich ein grünes Collet, einen seltsamen Helm von Filz mit grünem Rande und Stulpstiefel, die man nach ihm Suwarowstiefel nannte. Seine größte Eigenheit war, daß er keine Spiegel leiden konnte, die daher überall verhangen werden mußten, wo er hinkam. Geschah es nicht, so zerschlug er den Spiegel augenblicklich. Man hat ihm vieles als Absicht und Koketterie ausgelegt, was doch einfach aus dem slavischen Naturell zu erklären ist. Dem Slaven ist viel Humor eigen, in dem die Extreme der Civilisation und Barbarei rasch wechseln wie die Pole eines gestörten Magnets. In

seiner kriegerischen Laufbahn hatte Suwarow hauptsächlich die Eigenschaften des Blitzes angenommen. Blitz und Schlag, das war seine ganze Kriegskunst. Ein Widerstand existirte für ihn nicht. Nur das lange Warten konnte er nicht leiden. Als er daher in Wien mit dem alten Thugut und den „Hofkriegsraths-perücken“ über den bevorstehenden Feldzug unterhandelte, ärgerte ihn die herkömmliche Bedächtigkeit der Oesterreicher außerordentlich, so daß er sich kaum halten konnte. Er sah in Thugut den bösen Dämon der österreichischen Monarchie, vor dem er sich mitten unter Bücklingen und Höflichkeiten bekreuzte, während Thugut ihn seinerseits nicht minder widerwärtig fand und von seinem gewaltthätigen Zufahren viele Störungen der österreichischen Pläne besorgte. Als Suwarow Wien verlassen hatte, um seiner vorausmarschirten Armee nachzueilen, fand er dieselbe am 5. April noch in Villach, bis wohin sie auf dem kurzen Wege von Wien nach österreichischen Instructionen 26 Tage gebraucht hatte. Da zog er zornig seinen Kantschu und peitschte die Säumigen in zehn Tagen über das Gebirge bis Verona.

An demselben Tage, an dem er dort anlangte (15. April) erließ er eine Proclamation an die Völker Italiens, worin er ganz als frommer Russe sprach: „Vereinigt euch unter die Fahnen, die für Gott und für den Glauben streiten! Die Armee unseres erhabenen Kaisers wird ihr Blut vergießen zur Vertheidigung unserer allerheiligsten Religion und um euch wieder zu euren Gütern zu verhelfen, die euch die Franzosen geraubt haben. Sie haben euch in namenloses Elend gestürzt, aber tröstet euch, denn Gott lebt noch, der euch schützt. Seht uns an, dieses frische tapfere Heer der Russen, und fürchtet nichts!“ Diese Sprache, schön und edel, war zugleich natürlicher, wie die in den übel berüchtigten Manifesten Braunschweigs und Coburgs. Sie war durch und durch gesund, voll religiöser Weihe und volksthümlicher Kraft. Sie ließ sich weder auf diplomatische Winkelzüge noch politische Principien ein,

sondern redete nur von der Rettung eines unglücklichen Volkes durch ein anderes, stärkeres Volk im Namen des beleidigten Gottes. Sie wies den einzigen Weg, auf dem die Coalition endlich zu ihrem Ziele gelangen konnte, wenn sie selbst es sich nicht immer wieder verrückte.

Ueberdies war die Erscheinung der Russen in der Lombardei auch insofern verhängnißvoll, als nie zuvor der Moskowiter so weit von seiner Heimath hinweggekommen, so tief in die Händel des Abendlandes verwickelt worden war.

Achtes Buch.

Suwarow in Italien.

„Italien, o Italien, dem das Schicksal die unglückselige Gabe der Schönheit verlieh, durch welche Barbaren gelockt werden, es zu erobern, und dem es die Stärke versagte, sich ihrer zu erwehren.“ Diese berühmten Worte Filicajas erfüllten sich schrecklicher als jemals seit der Völkerwanderung in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer, Polen und Türken um die schönen Glieder des zerrissenen Italien ringen sollten.

Bonaparte hatte zwar Italien nicht eher verlassen, als bis es durch Constituirung der cisalpinischen Republik und durch Friedensschlüsse mit den sämmtlichen italienischen Mächten geordnet war; aber das in Paris beliebte Raubsystem litt nicht, daß diese neugeschaffene Ordnung von langer Dauer seyn sollte. Unter den Directoren der französischen Republik war es hauptsächlich Larevellière-Lepaux, der als theophilanthropischer Schwärmer und systematischer Feind der Kirche nicht eher ruhen zu können glaubte, als bis er das Papstthum vernichtet hätte. Nur mit verbissenem Aerger hatte er sich den Frieden von Tolentino gefallen lassen, weil er nicht den Muth besaß, dem mächtigen Bonaparte durch den Sinn zu fahren; nach der Entfernung dieses großen Generals

nahm er aber den alten Plan alsbald wieder auf und fand volle Zustimmung bei den andern Directoren, die eine Eroberung von Mittel- und Unteritalien nur für die folgerechte Fortsetzung des von Bonaparte begonnenen und zu früh abgebrochenen Werkes hielten. Nicht ohne Schlauheit schickten sie, um die weiteren Umgriffe immer noch an Bonaparte's Namen zu knüpfen, dessen Bruder Joseph als Gesandten nach Rom, gaben dieser weichherzigen und unfähigen Persönlichkeit aber Stützen an den energischen Generalen Duphot und Sherlok, die schon bei der Demokratisirung Genua's die entsprechende Unverschämtheit an den Tag gelegt hatten.

Mit offener Verhöhnung der päpstlichen Regierung sammelten diese Menschen eine Anzahl römischer Jakobiner um sich, predigten das Evangelium der Freiheit und Gleichheit auf der Straße, ließen ihre Partei die dreifarbige Kokarde aufstecken und antworteten der Obrigkeit, die sie zum Auseinandergehen auffordete, mit lautem Lachen. Die verspotteten Papalini (Schlüsselsoldaten, die päpstliche Miliz) brauchten Gewalt, die Jakobiner, von Duphot angefeuert, widerstanden, es gab ein kleines Handgemenge und Verwundungen. Da pflanzte Duphot auf der Villa Medici die dreifarbige Fahne auf und rief alle Demokraten unter die Waffen. Als päpstliche Dragoner die wilde Versammlung auseinandertreiben wollten, zog Duphot den Degen und war eben im Begriff, einen Angriff auf sie machen zu lassen, als ihn eine Kugel todt niederstreckte, 28. Dezember 1797. Nichts konnte den Franzosen erwünschter kommen. Mit größter Ostentation reiste die Gesandtschaft ab und das Directorium in Paris dictirte dem Kirchenstaat den Untergang zur Strafe wegen des an der Person des Generals Duphot verletzten Völkerrechts. Wäre Duphot nicht gefallen, hätten die Römer sich seiner Unverschämtheit unterworfen, so wäre der Erfolg ganz der nämliche gewesen.

Der vielgeprüfte Pius wusch seine Hände in Unschuld, ergab sich in den göttlichen Willen und befahl, den Franzosen auch nicht den mindesten Widerstand zu leisten, da derselbe ja doch vergebens

seyn müßte und Rom ein nur noch um so schlimmeres Loos zugezogen haben würde. Berthier, der damals in Oberitalien die Franzosen commandirte, erhielt von Paris aus Befehl, Rom zu erobern und nahm die polnische Legion unter Dombrowski mit. Am 11. Februar 1798 rückten sie, ohne auf einen Feind gestoßen zu seyn, vollkommen friedlich in Rom ein, sammelten aber hier sogleich den jacobinischen Anhang und pflanzten am 15. Februar, dem 23. Krönungstage des Papstes, auf dem Capitol den Freiheitsbaum. Berthier hielt die Festrede: „Manen des Cato, des Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius! empfanget die Huldigung der freien Franken auf dem Capitol. Die Enkel der Gallier kommen heute, den Oelzweig des Friedens in der Hand, auf diese heilige Stätte, um hier den Altar der Freiheit wieder aufzurichten, den die Hand des ersten Brutus weihte." Berthier verlangte vom Papst, er solle freiwillig abdanken. Pius VI. aber erwiederte: „ich bin gewählter Papst und werde als Papst sterben; ich bin auf jede Mißhandlung gefaßt; einem drei und achtzigjährigen Greise könnt ihr schweres, aber nicht langes Leiden zufügen; ich bin in eurer Gewalt, aber ihr habt den Leib allein und nicht den Geist." Berthier wurde bald darauf durch Massena ersetzt, und dieser ließ den Papst mit Gewalt aller seiner Macht entkleiden, seine Schweizer aus dem Pallast entfernen, ihn selbst verhaften. Massena's Raubgehülfe, ein gewisser Haller, zog dem Papst sogar seine Ringe vom Finger. Der unglückliche Fürst der Kirche wurde sodann als Gefangener weggebracht. Ein Kloster in Siena nahm ihn auf, aber neue Schrecken erwarteten ihn hier. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte das Kloster, aus dem er mit Noth das Leben rettete. Nie hat das Schifflein Petri in dunkleren Stürmen geschwankt.

Nach der Entfernung des Papstes wurden auch alle Cardinäle verhaftet, verbannt, ihr Eigenthum geplündert, der Cardinal Borgia sogar auf die Galeeren geschickt. Massena raubte die Stadt Rom systematisch aus. Nicht nur wurde alles Eigenthum

des Staats und der Kirche weggenommen, sondern auch das der großen römischen Familien. Die kostbarste Beute war das vom kunstliebenden Papst mit großer Sorgfalt zusammengebrachte und nach ihm benannte weltberühmte Museo Pio-Clementino im Vatican, mit den herrlichsten Statuen des classischen Alterthums, Gemälden der mittleren und neuen Zeit und unschätzbaren Handschriften. *) In langen schweren Wagenzügen wurden diese Schätze nach Paris gebracht. Die zahlreichen Kirchen Roms wurden ihrer heiligen Reliquien, Bilder, Gefäße und Ornate beraubt. Als der französische General St. Cyr eine von der Familie Doria gestiftete, mit Brillanten bedeckte und vom Volk eben so heilig verehrte als kostbare Monstranz rettete und den Eigenthümern zurückgab, bezeigte ihm das Directorium seine Unzufriedenheit und berief ihn zurück. Als Duphots Leiche mit großem Pomp bestattet wurde, stahlen die französischen Soldaten die dabei gebrauchten Kirchengeräthe. Nicht minder wurden die Palläste und Villen des römischen Adels ihrer Zierden beraubt. In der berühmten Villa Albani verkaufte man sogar die Pflanzen aus dem Garten. Die römischen Juden, bisher in ein besonderes Quartier verwiesen, kauften alles zusammen, weil die Soldaten Geld brauchten und die werthvollsten Dinge um Spottpreise hergaben. Das Geschlecht Israel sah hier, wie am Rhein und überall, im Umsturz der christlichen Kirche eine Rache für die lange Verachtung des Judenthums und fiel mit mehr als Geldgier über die Kirchenbeute her. Massena forderte zu den 6 Millionen, die schon von Berthier eincassirt waren, noch 30 Millionen baare Kriegssteuer und außerdem noch besondere Contributionen, die er den reichen Familien auflegte.

*) Darunter befanden sich auch die im dreißigjährigen Kriege durch den bayerischen Kurfürsten Max aus Heidelberg geraubten und dem Papst damals zum Geschenk gemachten altdeutschen Handschriften (der größte Schatz dieser Art, der existirt). Auch sie wanderten jetzt nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 durch die siegreichen Deutschen glücklich wieder abgeholt und nach Heidelberg zurückgebracht wurden.

So mußte das Haus Chigi 200,000 Scudi (½ Million Gulden) zahlen, der reiche Kupferstecher Volpati 12,000. Das alles aber steckte Massena, so weit er es nicht den Directoren nach Paris schicken mußte, in seinen Sack und ließ die Soldaten ohne Sold und Kleider, bis sie sich selber durch Plünderungen halfen. Das letztere reichte bei dem Leichtsinn der Soldaten, die das Geraubte schnell wieder vergeudeten, nicht aus und der Geiz Massena's führte zum offenen Aufstande, dem sich auch sämmtliche Offiziere und Untergenerale anschlossen. Massena trotzte anfangs im Vertrauen auf das Directorium, das seine Unterschleife begünstigte, mußte aber der Standhaftigkeit der Offiziere weichen und am 25. Febr. das Commando niederlegen.

Auch ohne den Papst blieb ein Rest vom Papstthum in Rom, trotz Lareveillière-Lepeaux's eifrigem Wunsch, es ganz auszurotten. Der spanische Gesandte Azara stellte nämlich vor, es könnte beim spanischen Volk übel empfunden werden, wenn die päpstliche Canzlei (dataria) nicht mehr existire, mit der man in Abwesenheit des Papstes ganz bequem fortfahren könne, die geistlichen Geldopfer wenigstens aus Spanien zu beziehen. Sowohl die französischen Generale, als auch die neue republicanische Behörde wollten dieses Geld nicht fahren lassen, duldeten also den Fortbestand der Dataria, die im Namen des Papstes die herkömmlichen Confirmationen und Bullen ausfertigte und dafür das Geld einnahm. Außer Spanien aber, das mit Frankreich eng alliirt war, sistirten alle übrigen katholischen Staaten ihren Verkehr mit Rom bis zur Freiwerdung des h. Vaters.

Gehorsam dem Befehle des Papstes hatte das Volk sich bisher ruhig verhalten, aber die schamlosen Plünderungen der Franzosen versetzten es endlich in Wuth. In Rom benutzten die Trasteveriner, der kräftigste Theil der Stadtbevölkerung, die Unzufriedenheit der Truppen mit Massena, um einen Aufstand zu wagen, der aber durch Massena's Nachfolger, den General Dallemagne in einem blutigen Straßenkampf niedergeschlagen wurde. Auch rings

um Rom entbrannte der Aufruhr, den indeß Murat mit seinen Streifcolonnen in Velletri und Albano unterdrückte, 27. Februar. Dann herrschte wieder Ruhe und am 20. März feierte man vor der Peterskirche das große Bundesfest der römischen Republik, deren Verfassung und Organisation nunmehr fertig geworden war. Eine Comödie, worin die italienischen Sclaven und Affen der Franzosen die Rollen von „alten Römern, Brutusen und Catos" spielten und aus ihrer tiefsten Demüthigung und Ausplünderung sich eine Ehre machten. Ein Zeitgenosse sagt von den Beamten der römischen Republik: „Der in der Regierung herrschende Geist der Niederträchtigkeit wird durch ihre Lage entschuldigt. Leute, die eine so schimpfliche Rolle spielen müssen, können sich dafür nur persönlich durch Geldgewinn und Schwelgerei entschädigen." Die Sclaven suchten es den Herren an Gewaltthätigkeit nachzuthun und der feigste Auswurf Roms, der sich zu den Stellen gedrängt hatte, nahm den martialischen Schnurrbart und Schleppsäbel der Franzosen an und brutalisirte die Bürger in den Provinzen. Das führte im Mai abermals zu einem blutigen Aufstande der Spoletaner. Ein Theil der französischen Armee in Rom unter General St. Cyr wurde abberufen, um Bonaparte nach Aegypten zu begleiten. Die übrigen befehligte nachher der edelgesinnte Championnet.

In der cisalpinischen Republik erregte die maaßlose Willkür, mit welcher der französische Gesandte Trouvé ihre Verfassung veränderte, die Beamten uud Volksvertreter wie seine Puppen behandelte und gleich einem Pascha allein regierte, eben so große Unzufriedenheit und damals zuerst bildete sich eine Partei, die in geheimer Seele die Befreiung ganz Italiens von jedem fremden Joche als ihre letzte Hoffnung trug.

Daß auch das Königreich Sardinien jetzt dem allgemeinen Raubsystem werde zum Opfer fallen müssen, ließ sich voraussehen. Der französische Gesandte in Turin, Ginguené, wurde vom Direc-

torium beauftragt, den König eben so zu behandeln, wie man den Papst behandelt hatte, d. h. ihn auf alle Art zu peinigen und zu ängstigen und zugleich in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht oder gezwungen abdanke. Aber König Karl Emanuel IV. beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Der König war mit Maria Adolphine, einer Schwester Ludwigs XVI. vermählt, die kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre hingerichtete Schwester Elisabeth. Der Charakter des Königs entsprach dem ihrigen. Beide lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen, daher auch mitten unter dem scheußlichsten Revolutionslärm und Kriegesdonner stets heiter, klar, ruhig. Der König besaß dabei viel Verstand und wich, während er seinerseits die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen aufs genaueste einhielt, auch nicht ein Haar von dem ihm zustehenden Rechte. Ginguené war durch den Anblick dieses wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungerne länger wehe, war aber durch das Directorium dazu gezwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber seine Truppen unterdrückten, man suchte alles auf, ihm heimlich beizukommen. Da gab er die schöne Erklärung: „Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus der Reihe der Staaten verschwinde, so bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und selbst vollstrecken und sich nicht heimlichen Aufruhrs piemontesischer Unterthanen dazu bedienen.“ Aber man antwortete mit Schmähungen. Dem armen Ginguené wurde vorgeworfen, weil er einem Gastmahl in Turin angewohnt, „aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, während das Blut der Feinde der Freiheit in Strömen fließe.“ Ein neuer von den Franzosen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem Könige sehr ergebenen Truppen

besiegt, aber aus Rücksicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amnestie. Diese Festigkeit und Güte zugleich ärgerte das französische Directorium endlich in dem Grade, daß es jede Schonung ablegte, am 3. Juli 1798 das Castell von Turin besetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen bewaffneten Aufruhrs in Tortona abwartete, um des Königs Absetzung als Volkswillen zu erklären. Aber auch dieser von General Brune unterstützte jacobinische Aufruhr wurde von den treuen sardischen Truppen unterdrückt, am 5. Seitdem begnügte sich die französische Besatzung im Castell von Turin, den König auf jede Weise zu ärgern und herauszufordern. Dennoch gelang es ihr nicht, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Am 16. September zogen die Franzosen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, dessen Personal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den sardischen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom König, er stellte sie. Da man ihm nun auf keine Weise beikommen konnte, meinte man, ihn auch „ohne Vorwand" absetzen zu können. General Joubert entehrte sich durch die Vollziehung. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dessen Proclamation vom 5. Dezember liest: „das Maaß des Turiner Hofes ist voll. Seit langer Zeit hat er große Verbrechen verübt. Republikanisches Blut ist von diesem treulosen Hofe in Menge vergossen worden ꝛc." Der König antwortete in einem würdevollen Manifest, worin er die Opfer aufzählte, die er Frankreich theils in stets treuer Vollziehung der Verträge, theils aus Rücksicht gebracht habe, legte die Reinheit seiner Politik vor aller Welt dar, und erklärte zugleich, da die Verträge von Frankreich gebrochen seyen und Widerstand nichts nützen könne, sey nunmehr die Zeit für ihn gekommen, in der er freiwillig abdanken müsse. Das that er am 9. Dezember, und reiste nach der Insel Sardinien ab, indem er alle seine Schätze im Schloß den Franzosen zurückließ. Uebrigens muß man den Truppen und der Mehrheit des Volks in Piemont nachrühmen, daß sie in dieser

trostlosen Lage sich eben so muthig und besonnen benahmen, wie ihr König, und in seltener Treue an ihm hingen. Fast immer haben in neuerer Zeit die Piemontesen ihre italienischen Landsleute beschämt durch ihre männliche Haltung.

Die besonnene und großherzige Handlungsweise des Königs von Sardinien fand ein trauriges Gegenbild in der Unbesonnenheit des Königs von Neapel. Eine verhängnißvolle Zukunft war den ohnehin von Natur schreckhaften Neapolitanern am 15. und 16. Juni 1794 vorherbedeutet worden durch einen der furchtbarsten Feuerausbrüche des Vesuvs, der jemals statt gefunden. Die Erde bebte, der Tag hüllte sich in Nacht, die große Stadt Neapel wurde mit Asche, die kleine Stadt Torre del Greco von glühender Lava bedeckt und der Vesuv selbst, vorher noch höher als der gegenüberliegende Somma sank in sich zusammen, verlor seinen stolzen Gipfel und öffnete einen ungeheuren Krater, wie er noch jetzt vorhanden ist. König Ferdinand IV., ein roher und geistloser Monarch, liebte nur Fische und Vögel zu fangen und überließ das Regieren der Königin Karoline, die als Schwester der hingerichteten Marie Antoinette Todfeindin der Franzosen geworden war, und dem allvermögenden Minister Acton, der ihre Gesinnung theilte. Die Königin besaß viel Feuer, aber die kleine Macht ihres Staates entsprach ihrem großen Muthe nicht. Sie mußte schon 1796 zittern, Franzosen in Neapel zu sehen, was auch unfehlbar geschehen wäre, wenn Bonaparte nicht in den Alpen mit Oesterreich zu thun gehabt hätte, wodurch er bewogen wurde, Rom und Neapel in seinem Rücken Frieden zu gönnen. Als 1798 die Franzosen Rom besetzten, kam auch Neapel wieder in die äußerste Gefahr. Bekanntlich gleicht Italien auf der Landkarte einem Stiefel. Acton sagte daher zum König: „die Revolution hat bereits den Fuß in den Stiefel gesteckt, nur noch ein kleiner Druck mit der Ferse und sie hat ihn ganz angezogen." Schon bei der ersten Besitznahme Roms durch die Franzosen machte Berthier eine unerhörte Zumuthung an Neapel. Bisher nämlich pflegte nach

uralter Sitte der König von Neapel jährlich dem Papst einen weißen Zelter mit 7000 Goldstücken zu schicken, eine Huldigungsceremonie, die unter dem Einfluß Josephs II. (des Bruders der Königin Karoline) seit 1788 unterblieben war. Nun machte Berthier, obgleich er den Papst abgesetzt hatte, für Frankreich Anspruch auf jenes Huldigungsopfer nnd verlangte die rückständigen Summen. Nichts bezeichnet besser die erstaunliche Frechheit der damaligen französischen Politik. Neapel weigerte sich, daher schon im Anfang des November Championnet drohen mußte: „bald wird der rächende Blitz Neapels wankenden Thron in den Staub stürzen.“

Aber Championnet hatte in Rom nur 17,000 Mann und Neapel konnte über 70,000 verfügen. Eine englische Flotte war in der Nähe. Oesterreich und Rußland rüsteten zum Kriege, Frankreich mußte alle seine Streitkräfte gegen sie verwenden. Es war also nicht zu kühn, daß Neapel, anstatt Championnet zu erwarten, ihn vielmehr zuerst angriff. Die neapolitanische Armee hatte sich indessen nie eines großen kriegerischen Rufes erfreut. Der Schweizer Burkhard organisirte und dressirte sie. Man glaubte aber, der im österreichischen Generalstab alles geltende Mack, der nicht eben glücklich in den Niederlanden debutirt hatte, werde in Neapel viel mehr ausrichten und ließ ihn eigends kommen, um die große Diversion zu leiten, die man den Franzosen von Süden her machen wollte. Dieser Mack besaß die Gabe, durch sein kriegsgelehrtes Geschwätz hohe Personen einzunehmen, die vom Kriege nichts verstanden, besaß aber durchaus keinen praktischen Blick und keine Thatkraft. Er rechnete auf einen leichten Sieg und der König Ferdinand selbst begleitete das neapolitanische Heer, als es am 23. November 1798 gegen Rom aufbrach. Championnet sah sich zu schwach und zog alle Franzosen aus Rom heraus, mit Ausnahme einer kleinen Besatzung in der Engelsburg. Die Neapolitaner zogen am 29. ein und übten Rache an den Anhängern der Republik, deren Häuser geplündert wurden. Auch die Juden

erhielten bei dieser Gelegenheit eine nicht unverdiente Züchtigung, mehrere von ihnen wurden in den Tiber geworfen. Aber die Dinge nahmen ganz unerwarteter Weise eine andere Wendung, indem die Neapolitaner nach dem unsinnigen Mack'schen Plane ihre Macht theilten, in fünf Colonnen auf fünf ganz verschiedenen Wegen vorrückten, um Championnet einzuschließen und zu fangen und gerade dadurch den weit schwächeren Franzosen erwünschte Gelegenheit gaben, sie einzeln zu schlagen. Das geschah in den Gefechten von Calvi, Monte-Buono, Otricoli und Regnano, wobei die Neapolitaner eine so ausgezeichnete Feigheit bewiesen, daß die Franzosen von nun an jede Scheu vor ihrer Ueberzahl verloren und Mack selbst es für gerathen hielt, in aller Eile den Rückzug anzutreten, 13. Dez. Championnet zog ihm nach und jagte ihn schmählich vor sich her. Auch die auf einem felsigen Vorgebirge liegende fast uneinnehmbare Festung Gaëta, deßgleichen Pescara ergaben sich den Franzosen beim ersten Anlauf und nur in den Abruzzen fanden die letzteren tapfern Widerstand, nur nicht von Seite der neapolitanischen Truppen, sondern der schlecht bewaffneten, aber kühnen Gebirgsbewohner.

Damals lag der geniale Admiral Nelson mit einer englischen Flotte vor Neapel. Die schöne Lady Hamilton, die aus einer sehr tiefen Region der Gesellschaft sich durch ihre Reize zur Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, Lord Hamilton, emporgeschwungen hatte, *) stand damals in höchster Gunst bei der Köni-

*) Emma Lyson, aus Wales gebürtig, Tochter eines unbekannten Vaters und einer ganz armen Mutter, fiel dem berüchtigten Dr. Graham durch ihren körperlichen Liebreiz auf und wurde von ihm gedungen, in dem „himmlischen Bette" (zu dem er für schweres Geld alle vornehmen Wollüstlinge Londons lockte und in welchem man seiner Versicherung zufolge alle möglichen Sinnengenüsse zugleich, mit einem Wort den Himmel auf Erden genießen sollte) die nur mit Flor bedeckte Göttin der Gesundheit (Hygieia) zu spielen. Aus den Händen dieses Charlatans kam sie in die des Maler Rommy, der sie ebenfalls für Geld in den Costumen und Stellungen an-

gin Karoline und schloß sich eng an Nelson an, dem sie bald darauf sogar als erklärte Maitresse auf sein Admiralschiff folgte. Dieses phantastische Paar dachte aber patriotisch genug, in den Troubeln des mittelländischen Meeres einzig Englands Interesse wahrzunehmen und bewog die königliche Familie in Neapel, mit allen ihren Schätzen über Meer nach Sicilien zu entfliehen und denjenigen Theil der neapolitanischen Flotte, der nicht schnell genug in See geführt werden könnte, zu verbrennen. Wir sahen oben bereits, mit welcher Consequenz England auf die Zerstörung der Flotten aller andern Seemächte ausging, wie es nach und nach außer der französischen auch die spanische und holländische weggeführt oder verbrannt hatte. In dieses System paßte nun auch die Verbrennung der neapolitanischen, obgleich befreundeten Flotte. England wollte, daß nur seine eigenen Flotten die See beherrschten. Wir werden sehen, wie es nicht lange nachher auch die dänische vernichtete. Wirklich ging die königliche Familie von Neapel in der Neujahrsnacht zu Schiffe und nahm mit sich 20 Millionen an Gold und Silber und die werthvollsten Kunstschätze. Nelson aber ließ im Angesicht des staunenden Volkes eine Menge neapolitanischer Schiffe, darunter ein großes Linienschiff von 75 Kanonen und viele Kanonenboote verbrennen, angeblich um sie nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Dasselbe Schicksal traf die reichen Magazine des Arsenals. So gingen die Freunde mit

---

tiker Göttinnen und Heroinen, Nymphen und Bachantinnen sehen ließ, als Venus, Leda, Phryne, auch als büßende Magdalena ꝛc., in welchen Rollen sie auch gemalt und in Kupfer gestochen wurde. In einer solchen Situation erweckte sie die heiße Liebe eines vornehmen Jünglings, als sie aber dessen alten Onkel, Lord Hamilton, um die Heirathserlaubniß anging, verliebte sich dieser selbst in sie und heirathete sie dem Neffen gleichsam vor der Nase weg. Mit ihm kam sie nach Neapel. Die Mißachtung, die sie hier in den edleren Kreisen der Gesellschaft wegen ihres Lebenswandels erfuhr, trug nicht wenig zu den grausamen Rathschlägen bei, die sie Nelson gab.

Neapel um, was konnte man von den Feinden erwarten? Die nächtliche Abreise des Königs hatte etwas Schauerliches. Eben war einer seiner jungen Söhne gestorben und die Mutter in tiefer Trauer. Ein Sturm peitschte das Meer, man mußte ganze Kisten voll Kostbarkeiten, namentlich Kunstwerke, in die Wellen werfen, um die Schiffe zu erleichtern. Ein Schiff ging mit einer unschätzbaren Vasensammlung des Lord Hamilton zu Grunde.

Der König hatte den Prinzen Pignatelli als seinen Statthalter mit Mack zurückgelassen, um die Ordnung zu erhalten und Neapel zu retten. Diese beiden Männer erkannten, bei der Entmuthigung der Truppen, sey an bewaffneten Widerstand gegen Championnet nicht zu denken, dagegen die Wildheit des Pöbels zu fürchten, der die Stadt plündern würde, wenn die Franzosen sie nicht schnell genug besetzten. Sie schlossen daher am 12. Jan. 1799 mit Championnet einen Vergleich ab, der ihm die Uebergabe der Stadt und eine Contribution von 2½ Mill. Dukaten sicherte. Championnet traute nicht und wollte erst das Geld haben. Als aber seine Commissäre dasselbe am 14. erheben sollten, brachte ihre Erscheinung die ganze Stadt in Aufruhr. Alles schrie über Verrath und die öffentliche Autorität war in einem Augenblick vernichtet.

Neapel hatte 400,000 Einwohner, von denen ein sehr großer Theil s. g. L a z a r o n i waren, so benannt nach dem armen Lazarus,*) dem sie glichen, indem sie fast nichts als das nackte Leben besaßen, ein Proletariat, wie es in jeder großen Stadt vorkommt, hier aber die Vortheile des mildesten Climas genoß und sich daher viel weiter als in irgend einer andern Hauptstadt ausgedehnt hatte. Der Lazarone geht halbnackt und schläft, wenn er kein Obdach findet, unter freiem Himmel, lebt von wenig Obst oder Fischen, verdient gelegentlich ein Paar Gran und verzehrt sie, ohne an

*) Im Mittelalter hießen auch anderwärts die Bettler Lazarusbrüder. Das Wort Lazareth hat denselben Ursprung.

Sparen zu denken, denn er ist äußerst genügsam und immer fröhlich, liebt die Arbeit weniger als in der Mittagshitze den Schlaf und am Abend das Märchenerzählen und Improvisiren. Dabei ist er überaus fromm, der Geistlichkeit ergeben und abergläubig, ein echtes Kind des Südens. Es fehlt ihm, wenn seine Leidenschaft aufgeregt wird, nicht an Energie und an der Tapferkeit, die bei den regelmäßigen Truppen fast immer vermißt wurde. Diese Lazaroni waren es, die damals in wilde Empörung ausbrachen, das Zeughaus stürmten, sich bewaffneten, die festen Castelle, von denen die Stadt umringt ist, besetzten und die Soldaten verjagten, unter dem tausendstimmigen Rufe: Tod den Verräthern! und Hochrufen auf die Religion und den h. Januarius, den Schutzpatron Neapels. Ihre Wuth aber richtete sich gegen alle Männer der höheren Classen und Fremde, die sie für heimliche Franzosenfreunde hielten, und der Herzog de la Torre und sein Bruder, ein englischer Marineoffizier und viele andere wurden ermordet, viele Häuser gestürmt und geplündert. Pignatelli floh nach Sicilien und der arme Mack rettete sein Leben in's Lager der Franzosen, die er hatte bekämpfen sollen.

Dieselbe Volkswuth flammte in den Abruzzen auf und verbreitete sich überall hin, wo die Franzosen sich näherten. General Rey, der die Empörung dämpfen sollte, wurde von den Bergbewohnern in blutigen Gefechten zurückgeschlagen. Die gefangenen Franzosen litten unter den Händen der Sieger den grausamsten Tod. Gleichwohl drang Championnet bis Capua und Caserta vor, wo Mack zu ihm flüchtete. Die Lazaroni warteten ihn nicht ab, sondern zogen in dichten Schaaren aus Neapel über Aversa gegen ihn, und auf der Straße zwischen dieser Stadt und Capua kam es zu einem mörderischen Kampfe, der drei Tage lang ununterbrochen fortdauerte, bis die bessere Tactik und die Kanonen der Franzosen endlich der Lazaroni Meister wurden, die nach der mäßigsten Angabe 4000, nach der höchsten 20,000 Todte verloren, 21. bis 23. Jan. Doch wehrten sie sich auch noch in Neapel. Als

die Franzosen hier ankamen, wurden sie zurückgeschlagen und ihr General Mounier fiel; allein am 24. drang Championnet in Neapel ein, indem ihm die Castelle durch Moliterni, den die Lazaroni nebst Roccaromana zu ihren Führern gewählt hatten, freiwillig in die Hände gespielt worden waren, nur um unnützes Blutvergießen und die Zerstörung der Stadt zu verhüten. Zwar wurde immer noch gekämpft, als aber Championnet dem Lazarone Michele, der bei den Seinen in großem Ansehen stand, heilig versicherte, die Franzosen seyen Christen, und eine Ehrenwache vor das Heiligthum des h. Januarius stellte, versöhnte er endlich die wilde Menge. Das in einem Fläschchen aufbewahrte Blut des Heiligen dient den Neapolitanern seit ältester Zeit als Orakel. Wenn es flüssig wird, zeigt es das Wohlgefallen des Schutzpatrons an. Championnet verfehlte nicht, dieses Wunder herbeizuwünschen, um das Volk vollends zu überzeugen, daß die Ankunft der Franzosen für Neapel ein Glück sey. Man glaubte damals allgemein, er habe den Erzbischof durch Bedrohung seines Lebens gezwungen, das Blut des Heiligen flüssig zu machen.

So spielte man mit dem armen Volke. Championnet erklärte nach Vorschrift des Directoriums auch hier, wie in Rom, die alte Regierung für abgeschafft, proclamirte Freiheit und Gleichheit und ließ durch einige Franzosenfreunde, die sich unter den gebildeten Neapolitanern wie überall befanden, den neuen Staat bilden, welcher den Namen der parthenopeischen Republik erhielt, so benannt von der Sirene Parthenope, die sich einst hier in's Meer gestürzt haben soll aus Verzweiflung, weil Odysseus ihren Lockungen kein Gehör gab. Dieser von den Gelehrten aufbewahrten mythologischen Notiz sollte nun auf einmal der ganze geschichtliche Bestand Neapels aufgeopfert werden und das in demselben Augenblick, in dem man das Volk nur durch ein frommes Gaukelspiel eingestandenermaßen aus der dicksten Finsterniß des christlichen Mittelalters hatte beruhigen können. Wenn irgend ein Volk nicht reif war für die Republik und für das moderne Heidenthum der

Franzosen, so war es das neapolitanische. Die Gebildeten, die in der französischen Schule erzogen und für antike Republiken begeistert waren, versündigten sich schwer, indem sie dem Volke mit Ideen Gewalt anthaten, die es lediglich nicht fassen konnte. Als sie, wie vorauszusehen war, bald der Reaction unterlagen, zu der alle natürlichen Sympathien des Volks gegen ihre Neuerung sich vereinigten, hat man sie als Märtyrer gepriesen, Pagano, der die neue Verfassung entworfen hatte, den Arzt Cirillo, vor allen die gelehrte Frau Eleonore Fonseca Pimentelli; allein vernünftigerweise kann man sie nur beklagen, indem man zugleich erkennt, daß sie an ihrem eigenen wie an ihres Landes Unglück Schuld waren. Unter das fast kindliche Volk von Neapel und unter seine viele Kirchen, Mönche und Nonnen gehörte gewiß kein Jakobinerklub und keine Madame Roland hinein.

Championnet brachte die Freiheit nicht umsonst. Die Stadt Neapel mußte 10, das Land 65 Millionen zahlen. Außerdem wurden die noch vorhandenen Kunstwerke und Alterthümer für Paris eingepackt und wurde von den Commissären des Directoriums in so frecher Weise in allen Richtungen gestohlen, daß Championnet aus Ehrenhaftigkeit und zugleich aus Politik Einhalt that, um die Neapolitaner nicht zur Verzweiflung zu bringen und den Aufruhr herauszufordern. Aber das habgierige Directorium in Paris war mit seiner Mäßigung sehr unzufrieden, schickte den in allen Niederträchtigkeiten längst erprobten Faipoult mit unumschränkter Vollmacht nach Neapel und ließ Championnet absetzen und verhaften. So triumphirte das Diebssystem und die Plünderungen mehrten sich in Neapel auf's schamloseste, während die Gebildeten in ihren Klubs sich in Freiheitsreden berauschten. Den Befehl über die Truppen erhielt Macdonald.

Alle Provinzen waren und blieben in Aufruhr, die volksthümliche Bewegung gegen die von Fremden tyrannisirte Hauptstadt gewann aber allmählig festen Zusammenhang. In den Abruzzen hatte sich das wildempörte Volk unter verschiedene durch

ihre Verwegenheit hervorragende Anführer geordnet, Pronio, Sciarpa, den berüchtigten Räuber Pegga, genannt Fra Diavolo (der später Held von Romanen und Opern wurde) und den Müller Mammone. Sie alle erwarben den Ruhm, mit der größten Tapferkeit ihr Land vertheidigt und die Franzosen geschlagen zu haben, während die regelmäßigen Truppen Neapels davongelaufen waren; aber sie befleckten ihren Ruhm durch die furchtbarste Grausamkeit. Beleidigter Nationalstolz und religiöser Fanatismus steigerten und rechtfertigten gleichsam die Blutgier, die ursprünglich doch nur ein tiefer Racenzug war. *) Die Franzosen, die dem empörten Volke lebendig in die Hände fielen, wurden unter den gräßlichsten Martern bald hingerichtet, bald absichtlich nur verstümmelt. Die erste größere Anhäufung von 12,000 Insurgenten zeigte sich in und um San Severo. Sofort schickte Macdonald ein französisches Corps unter General Duhesme nicht ohne Bischöfe und Geistliche aus, die in der Hauptstadt zur republikanischen Partei hielten und das Volk auf dem Lande sollten beruhigen helfen. Aber die Severiner wehrten sich auf's tapferste und wichen erst (wie rohe Volksheere immer) den Kanonen, nachdem sie 3000 Todte verloren hatten. Duhesme wollte die blühende Stadt in Brand stecken, ließ sich aber durch die Frauen und Kinder versöhnen, die in schwarzen Trauerkleidern herauskamen und ihn um Gnade baten. Schlimmer erging es der Stadt Andria, die von einem andern Corps Franzosen unter Broussier angegriffen und durch die Ueberlegenheit der Kanonen eingenommen wurde, nachdem 6000 Andriaten gefallen waren. Broussier war nicht so menschlich, wie Duhesme, sondern

*) Je heißer das Blut im Süden kocht, um so mehr lechzt es gleichsam nach sich selbst. Blut sehen wollen, ist der Höhepunkt der Leidenschaft. Glaubwürdige Zeugen sagen von Mammone aus, bei ihm sey die Blutgier zur Idiosynkrasie geworden, er habe Blut unter sein Getränk gemischt, selbst bei einem Aderlaß sein eigenes Blut getrunken und mit eigener Hand 400 Franzosen und franzosenfreundliche Neapolitaner abgeschlachtet. Nach Pietro Colletta, der Vicenzo Cocco als Gewährsmann anführt.

ließ alle männlichen Einwohner ermorden und die Stadt verbrennen. Nicht besser verfuhr er mit der unglücklichen Stadt Trani. Dagegen wurde ein drittes französisches Corps, welches unter Schipani in Calabrien vordringen sollte, von den Insurgenten bei Castelluccio mit großem Verlust geschlagen. Alles im Verlauf des März. Im Beginn des April erschien eine englisch-russische Flotte im Golf von Neapel und nahm die der Stadt gegenüber liegenden Inseln Ischia und Procida weg. Auch das schöne Sorrento erhob sich gegen die Franzosen, wurde aber in Asche gelegt und seine Orangengärten mit Blut bespritzt und von Rauch geschwärzt. Ueberhaupt litt die paradiesische Gegend am Golf von Neapel mehr durch die Franzosen, als durch den Vesuv.

Bereits im Februar war der Cardinal Ruffo, aus Sicilien kommend, in Calabrien gelandet und hatte im Stillen den Aufstand organisirt, bis es ihm gelang, die bisher vereinzelten Schaaren zu sammeln und mit einem großen Glaubensheere gegen Neapel vorzurücken. Der Cardinal war zu dieser kriegerischen Rolle wie geschaffen. In seinem rothen Kleide, den Degen zur Seite, saß er stolz auf dem Roß und feuerte den Muth der Seinigen an. Jeden Morgen hielt er im offenen Felde Messe und verfehlte nie, den Gefallenen ein feierliches Todtenopfer zu bringen. Die Einwohner von Altamura wehrten ihm den Eintritt in ihre Stadt, sey es aus Furcht vor der Rache der Franzosen, oder weil hier eine jakobinische Partei die Mehrheit erlangt hatte. Aber nach dreitägigem Kampfe nahm der Cardinal die Stadt ein und ließ die Einwohner ermorden, die in der Stadt Gravina, die sich ihm ebenfalls widersetzt, jedoch nur plündern. Sein Herannahen erhöhte den Muth des Volks, der Aufruhr ging ihm voran bis dicht vor Neapel. Aber Macdonald zog den Empörern entgegen und schlug sie hinter dem Vesuv bei Sarno, 28. April, während General Vatrin die insurgirte Stadt Castellamare, gegenüber von Neapel, grausam züchtigte.

Das alles aber hielt den langsamen und sichern Marsch des

großen Glaubensheeres unter dem Cardinal nicht auf und gleichzeitig hatten die Oesterreicher und Russen so bedeutende Vortheile in Oberitalien errungen, daß Macdonalds Stellung in Neapel unhaltbar wurde. Er hatte in der letzten Zeit ein Lager bei Caserta bezogen, am 7. Mai verließ er dasselbe und nahm seinen Rückzug nach Rom, indem er nur 1000 Mann in Neapel ließ.

Da platzte die parthenopeische Republik wie eine Seifenblase. Diese unnatürliche Schöpfung schwebte auf der Spitze des französischen Degens und hatte keine Wurzel im neapolitanischen Boden. Vergebens ließen die „Gebildeten" die geistlichen Puppen agiren, die pflichtvergessen, eitel und einfältig genug waren, sich zu einer solchen Rolle mißbrauchen zu lassen. Der Erzbischof, der schon in der Angelegenheit des heiligen Blutes sich schwach bewiesen, Zurlo Capace, erließ republikanische Hirtenbriefe und der Franziskanermönch Benoni predigte von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die zuerst Christus, dann der h. Franciscus eingeführt hätten. Sie waren geleitet vom Klub der Akademie der Nobili, der zugleich die republikanischen Tragödien Alfieris auf den Theatern aufführen und die langweiligen Verse Sebetos declamiren ließ, eines Dichters, der unermüdlich war, die Fata Morgana der parthenopeischen Republik als das goldene Weltalter zu preisen, das jetzt gekommen sey und von nun an dauern werde. Eleonore Fonseca schrieb einen neapolitanischen Moniteur und arbeitete für Volksaufklärung und republikanische Enthusiasmirung. Ein „philanthropeischer Verein," der die Jugend für die neuen Ideen erziehen wollte, bewies den Einfluß des Director Lareveillière-Lepeaux, der sich überhaupt der italienischen Entchristlichung am feurigsten annahm. Alle diese Spielereien der „Gebildeten" vermochten aber an der Thatsache nichts zu ändern, daß das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit dem guten alten Glauben anhing und die ungebetenen Lehrer grimmig zum Lande hinauszuwerfen im Begriff war. Die Franzosen waren mit dem Raube, den sie in diesem unglücklichen Lande begangen hatten, auf und davon gegangen, da-

gegen rückte der fürchterliche Cardinal täglich näher heran. Roccaromana, der ihm mit einem republikanischen Heere entgegenziehen sollte, that es zwar, ging aber zu ihm über.

Am 13. Juni entfaltete der Cardinal seine Fahnen auf den Höhen von Aversa, die Neapel beherrschen, 30,000 Mann stark, denen er 500 von den Schiffen entnommene Russen voranmarschiren ließ. Die Republikaner in Neapel hatten ihm nur einige hundert muthige Calabresen entgegenzustellen, die nach kurzem Kampf vor den Thoren unterlagen und deren Rest sich mit dem Castell Viviena heldenmüthig in die Luft sprengte. Sofort wälzte sich das Glaubensheer in die Stadt, freudig begrüßt von den Lazaroni, die gemeine Sache mit ihm machten und nun die schrecklichste Rache nahmen an allen Anhängern der mißgebornen Republik. Michele wurde als Franzosenfreund ermordet. Die Verfolgung traf jedoch vornehmlich die höheren und gebildeten Classen, deren Häuser gestürmt und geplündert und deren Personen der grausamsten Behandlung preisgegeben wurden. Glücklich wer in der ersten Wuth erschossen oder erschlagen wurde. Die man gefangen nahm, wurden zum Schrecklichsten aufgespart, unter gräßlichen Martern gehenkt oder halb und ganz am Feuer gebraten. Ein Fleischer schlachtete Menschen wie Vieh in seiner Werkstatt ab, wohin man sie ihm brachte. Das Gerücht war verbreitet, alle Republikaner trügen ein Symbol der Freiheit tättowirt an ihrem Körper. Solche Zeichen wurden nun gesucht, dabei die gefangenen Frauen entblößt und in diesem Zustand unter dem Hohne und den Schlägen des Pöbels durch die Straßen geschleppt. Endlich legte sich die Wuth des Volks und der Cardinal bewilligte den Franzosen unter Mejean und den Republikanern, die noch die Citadelle der Stadt besetzt hatten, eine Capitulation, hauptsächlich aus Furcht vor einer französischen Flotte, deren Ankunft man jeden Augenblick erwartete. Kaum aber waren die Franzosen und Republikaner, denen freier Abzug bewilligt worden war, im Hafen eingeschifft, als plötzlich Nelson mit einer englischen Flotte erschien, auf der

er die königliche Familie aus Sicilien zurückbrachte, am Johannistage. Dieser Festtag wurde den Republikanern verderblich, denn Nelson erklärte sogleich die Capitulation für ungültig und bewog den König, seinem grausamen Vorhaben zuzustimmen. Die 84 compromittirtesten Anhänger der Republik, die sich aus den Castellen auf die Schiffe gerettet hatten, wurden ergriffen und theils auf ein englisches Schiff gebracht, auf welchem Nelson, theils in die Stadt, in welcher der König sie henken ließ. Der greise Admiral, Fürst Caraccioli, wurde in Nelsons und der Lady Hamilton Gegenwart an einer Segelstange aufgeknüpft, *) viele andere, darunter auch die Eleonora Fonseca, auf dem Marktplatz von Neapel. Selbst den Bischof von Capri schützte seine Würde nicht vor schimpflicher Hinrichtung, der Erzbischof von Neapel aber wurde nur in ein Kloster verbannt. Eines der beklagenswerthesten Opfer war Luigia Sanfelice. **) Auch Cimarosa, der liebenswürdige Componist, sollte sterben, wurde aber von den russischen Offizieren, die sein Genie ehren wollten, persönlich aus dem Ge-

*) Seine Leiche wurde ins Meer geworfen, schwamm aber nach einigen Tagen in aufrechter Stellung von Tauwerk getragen, in das sie sich verwickelt hatte, ans Ufer, als gerade der König an demselben spazieren ging, und schien ihn anklagen zu wollen.

**) Dieses schöne Mädchen hatte die Liebe des Schweizer Hauptmanns Backer verschmäht, weil sie den Republikaner Ferri liebte. Als kurz vor der Ankunft des Cardinals eine royalistische Verschwörung in Neapel ausbrechen sollte, die den Mord aller Republikaner zum Zweck hatte, gab Backer dem Mädchen, das er immer noch liebte, eine Sicherheitskarte. Sie gab dieselbe Karte dem Ferri, der die Sache anzeigte und dadurch die ganze Verschwörung vereitelte. Backer und ein Bruder desselben wurden mit den Häuptern der Verschwörung verhaftet und noch unmittelbar vor der Ankunft des Cardinals hingerichtet. Das arme Mädchen war allzu bekannt geworden, als daß man ihrer geschont hätte. Man setzte sie in den Kerker und ließ sie hier, weil sie von Ferri schwanger war, nur noch so lange leben, bis sie ihr Kind geboren hatte.

fängniß geholt und gerettet. Die Russen bewiesen überhaupt bei diesen Greuelscenen ungleich mehr Menschlichkeit und Edelmuth als die Engländer.

In der römischen Republik, wohin Macdonald entwichen war, sah es eben so elend aus, wie in der weiland parthenopeischen. In fast allen Provinzen war das Volk in Gährung, die mehrmals zum heftigsten Aufruhr entbrannte, namentlich in Terni und Civita vecchia, noch aber durch die Franzosen erstickt wurde. Indem die Gefahr eines Kriegs mit Oesterreich näher rückte, wurde General Serrurier in die bisher geschonte kleine Republik Lucca geschickt, um auch sie zu unterwerfen und ihr 2 Millionen abzupressen. Noch weniger konnte der Großherzog Ferdinand von Toscana jetzt der lange aufgesparten Entthronung ausweichen. Der für Italien neuernannte Obergeneral Scherer erklärte ihm im Namen des französischen Directoriums, er habe abzudanken, und besetzte sein ganzes Land. Ferdinand befahl allen seinen Unterthanen, sich ohne Widerstand zu fügen, und erhielt dafür freien Abzug nach Wien, am 25. März 1799. Der greise Papst, der von Siena in die Carthause von Florenz gebracht worden war, hatte nun auch hier keine Ruhe mehr. Die Franzosen schleppten ihn nach Parma, dann nach Turin.

Alles hing von der Entscheidung in Oberitalien ab. Die Franzosen glaubten zunächst genug gethan zu haben, wenn sie nur Mittelitalien fest hielten, um erst dann, wenn sie den Sturm der Oesterreicher und Russen, der ihnen von den Alpen her drohte, abgeschlagen haben würden, auch Unteritalien aufs neue zu unterwerfen. Scherer, ein gemeiner Säufer und Räuber aus dem Anhang Rewbels, hatte 116,000 Mann unter sich, die aber vertheilt waren, so daß etwa nur 46,000 zur Offensive übrig blieben. Die Oesterreicher hatten von Venedig (das ihnen gehörte) bis Verona, wo die Etsch aus dem Gebirge tritt, diesen Fluß stark besetzt und zählten im Ganzen 84,000 Mann, wovon 52,000 die Offensive ergriffen. Sie waren von Kray befehligt, einem unter-

nehmenden General, der vor Begierde brannte, den Feldzug zu eröffnen und Siege zu erfechten, ehe Suwarow ankam. Der Kampf begann am 26. März bei Pastrengo, wo ein österreichisches Corps unter Elsritz von einem französischen unter Serrurier zurückgeworfen wurde. Allein gerade dadurch wurde Kray's Plan begünstigt, der mit dem Gros seiner Armee den zu weit vorgeschobenen Franzosen in die rechte Flanke fallen wollte. Nach einer Reihe kleiner Gefechte bei Verona und Legnano führte er den Hauptschlag bei Magnano aus, am 5. April. Moreau, der sich herabgelassen hatte, unter Scherer zu dienen, um das Vertrauen des Directoriums wieder zu gewinnen, siegte auf dem linken Flügel, aber Kray zerschmetterte den rechten unter Victor und Grenier und zwang auch Moreau zum Rückzug, dem übrigens Scherer den nicht mehr beneidenswerthen Oberbefehl abtrat. Die Franzosen verloren 8000 Todte und Verwundete, 4500 Gefangene und 23 Kanonen. Diese glänzenden Siege der Oesterreicher kurz nach dem Siege bei Stockach erweckten die freudigsten Hoffnungen bei allen Fürsten und Völkern, die unter dem Joch der Franzosen seufzten. Den letzteren war der Zauber der Unbezwinglichkeit genommen. Namentlich im italienischen Kriege merkte Freund und Feind, daß Bonaparte nicht mehr da war. Der Schrecken war damals schon von der Nation auf Einen Mann übergegangen. Wo dieser Mann nicht mehr war, hörte die Furcht auf.

Kray beging den Fehler, den zerrütteten und demoralisirten Feind nicht auf der Stelle zu verfolgen. Er wartete die kleine Verstärkung ab, die Melas am 11. aus Oesterreich brachte, und die Russen unter Suwarow, die am 14. anlangten, aber nur 17,000 Mann stark waren, indem ein Theil unterwegs zurückgeblieben war, andere beträchtlichere Streitmassen der Russen aber in Deutschland operiren sollten und nicht über die Alpen kamen. Die Oesterreicher hatten viel mehr Truppen als die Russen auf dem Platze und bereits Siege erfochten, waren daher nicht sehr geneigt, sich von Suwarow commandiren zu lassen. Dieser wurde

dadurch gereizt und so war von Anfang an keine Einigkeit im Lager der Verbündeten. Suwarow wollte gleich losschlagen, ohne alles System, die Oesterreicher aber methodisch und mithin langsam verfahren, denn Kray's Muth war schon neutralisirt durch den ihm vorgesetzten Melas. Oesterreich gab Suwarow den Marquis Chasteler als Generalquartiermeister bei, einen Mann, den er aus den Türkenkriegen her kannte und schätzte. Sobald sie sich wiedersahen, krähte Suwarow wie ein Hahn, schlug die Arme hin und her wie Flügel und warf sich an Chastelers Brust. Dann dictirte er ihm folgenden Armeebefehl: „Man muß angreifen! blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren, alles zu Boden werfen, alles gefangen nehmen, auf den Fersen verfolgen, bis auf den letzten Mann ganz alles zu Grunde richten. Schäferstunde, Angriff! Was auf dem Platz steht, muß zu Boden. Fort mit der Pedanterei, nur nichts Kleinliches!" Aber die Pedanterei war unüberwindlich. Als Chasteler selbst ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlug, erwiederte Suwarow mit verbissenem Grimm: „Recognosciren gehört für furchtsame Leute und dient blos dem Feind zu verrathen, daß man da sey. Angreifen und Schlagen, das versteh ich, nicht recognosciren." Als Regenwetter eintrat und man unter den Oesterreichern Klagen hörte, schrieb Suwarow: „Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petit-maitre, einem Faullenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hinfüro das Commando verlieren. Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden." Man erkennt daraus, wie wenig Suwarow die Oesterreicher in seiner Gewalt hatte.

Dennoch trieb Suwarow in dem Gefecht bei Lecco am 20. und in der Schlacht bei Cassano am 27. Moreau's Heer über die Adda zurück und nahm Serrurier mit seinem abgeschnittenen Heertheil gefangen. Schon am 29. hielt Suwarow als Sieger seinen Einzug in Mailand, aber ohne allen Pomp, auf einem

kleinen Kosakenpferde reitend in bloßem Hemd mit offener Brust, eine Lederkappe auf dem Kopf und den Kantschu in der Hand. Das Landvolk strömte in die Stadt, bezeugte seine große Freude, plünderte den Pallast des Fürsten Serbelloni und verfolgte andere Franzosenfreunde, aber Suwarow gebot Ruhe. In den ersten Tagen des Mai ergab sich Peschiera und wurde Tortona mit Hülfe der empörten Einwohner genommen. Moreau konnte den Po nicht halten und zog sich nach einem Gefecht bei Marengo am 16. Mai in die Apenninen zurück, um sich mit Macdonald, der von Mittelitalien zu Hülfe eilte, zu vereinigen. Das war aber schwierig, weil das Volk überall aufstand und grausame Rache an den jetzt besiegten Franzosen nahm, die ihrerseits, wohin sie kamen, mit der furchtbarsten Strenge verfuhren. Zu Asti, das sich dicht in Moreau's Nähe empört hatte, ließ erst General Mounier 100 Aufrührer erschießen und bald darauf Moreau selber noch einmal 100. Noch wilder wütheten die französischen Soldaten in der empörten Stadt Mondovi, wo besonders ihre Brutalität in den Nonnenklöstern ein böses Andenken hinterließ. Damals ging auch das Städtchen Carmagnole in Flammen auf, dasselbe, aus dem die französischen Jakobiner ihren Lieblingstanz entlehnt hatten. Um den alten Papst nicht den Oesterreichern zurückzulassen, befahl Moreau seine Entfernung erst aus Parma, dann aus Turin nach Briancon, später nach Valence in Frankreich. Oesterreichische Husaren hörten davon und eilten hinter Parma seinem Wagen nach, aber vergeblich.

Macdonald hatte sich schon bei seinem Rückzug von Neapel nach Rom durch Volksaufstände durchschlagen müssen, wobei Isola in Asche gelegt wurde. Am 16. Mai kam er nach Rom, eilte aber schnell weiter nach Oberitalien. Da verlegte ihm das ringsum aufgestandene Volk in Arezzo und Cortona den Weg, war aber nicht stark genug, ihn aufzuhalten. Macdonald stieß bei Modena auf ein österreichisches Corps unter dem Fürsten von Hohenzollern und schlug es zurück, 12. Juni, aber Suwarow war

ihm, um seine Verbindung mit Moreau zu hindern, durch einen Marsch nach Piacenza entgegengeeilt und faßte ihn. Es wiederholte sich also hier dasselbe, was 1796, nur daß es dießmal die Franzosen waren, die ihr Heer theilten und einzeln durch Suwarow schlagen ließen, wie in jenem früheren Feldzug die getheilten Oesterreicher waren von Bonaparte geschlagen worden. Macdonald hätte sich leicht mit Moreau, der in Genua stand, vereinigen können, wenn er an der Westküste Italiens hinmarschirt wäre. Indem er sich nordöstlich wandte, als ob er Mantua hätte entsetzen wollen, kam er der Uebermacht Suwarows und der Oesterreicher gerade in den Weg und erlitt an der Trebbia eine schwere Niederlage. Die Schlacht währte drei Tage vom 17. bis 19. Juni und endete mit der Flucht Macdonalds, der noch 17,000 Mann nach Genua rettete. Unterdeß wollte ihm Moreau Luft machen und schlug die ihm entgegengestellten Oesterreicher unter Bellegarde an der Scrivia, 20. Juni, allein es war zu spät und er mußte nach Genua umkehren.

Noch im Laufe des Juni ergab sich die Citadelle von Turin, im Juli Alessandria und selbst Mantua, was viel besser hätte von den Franzosen vertheidigt werden können (30. Juli). Auch in Mittelitalien hatte die französische Herrschaft ein Ende; das Volksheer von Arezzo rückte jubelnd in Florenz ein und ein österreichisches Corps unter Klenau, das unterwegs auch Bologna besetzte, folgte bald nach, während die Franzosen in Ancona sich noch tapfer gegen eine davor liegende russische Flotte vertheidigten.

Moreau verlor nach so vielem Unglück das Commando in Italien und Joubert trat an seine Stelle. Als dieser aber mit 35,000 Mann gegen die 44,000, welche Suwarow commandirte, bei Novi eine Schlacht wagte, erlitt er eine sehr bedeutende Niederlage und fand selbst dabei durch eine Kugel den Tod, 15. August. Die Franzosen verloren 9—10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mit 37 Kanonen. Dombrowski's polnische Legion

ging hier fast ganz zu Grunde.*) Auf russischer Seite zeichneten sich in dieser Schlacht Miloradowitsch und Fürst Bagration aus. Von französischer Seite wurde General Grouchy gefangen und Colli, der Piemontese, der jetzt Frankreich diente. Moreau übernahm wieder den Befehl und führte die Franzosen nach Genua zurück. Die dreimal wiederholten vergeblichen Angriffe der Franzosen auf Suwarow unter Moreau, Macdonald und Joubert verhalten sich ganz so wie 1796 die Angriffe von Wurmser, Alvinzy und Erzherzog Karl auf Bonaparte. Das Blatt hatte sich völlig gewendet, was vorher links sich begeben, geschah jetzt rechts. Alle früheren Fehler der Oesterreicher wurden jetzt von den Franzosen nachgeahmt, während Suwarow die Rolle Bonaparte's übernahm und sein Wort „ich werde die Franzosen schlagen" auf's glänzendste erfüllte.

Ganz Italien begrüßte ihn als Retter und Befreier. Gegen ihn, der auch gute Mannszucht hielt, erhob das italienische Volk nie Beschwerde, noch weniger Aufruhr, während es überall in Masse gegen die Franzosen sich waffnete. Suwarow war nur durch die Alpen von einem beträchtlichen russischen Heere getrennt, das unter Korsakow zum Erzherzog Karl gestoßen war. Die Oesterreicher waren noch zahlreicher. Beide waren im vollen Zuge des Sieges. Wenn sie einig geblieben wären, Russen und Oesterreicher, so hätte nichts sie hindern können, in Frankreich selber einzubrechen und die Herausgabe des linken Rheinufers zu ertrotzen. Aber diese Einigkeit fehlte. Mitten im Siege standen sie still und gönnten dem erstaunten Frankreich Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen. Das Mißtrauen zwischen Suwarow und den Oesterreichern, das

*) Aus den polnischen Flüchtlingen waren zwei Legionen gebildet worden. Die von Dombrowski litt ungeheure Verluste an der Trebbia und wurde bei Novi vollends bis auf einen kleinen Rest vernichtet. Die zweite Legion unter Withorsky wurde bei Magnano hart mitgenommen, dann in Mantua miteingeschlossen und gefangen. Alle hatten ruhmwürdig gefochten. Die gefangenen polnischen Offiziere aber wurden als gemeine Soldaten in die österreichischen Regimenter gesteckt.

anfangs von rein militärischem Charakter war, nahm einen politischen an und wurde unversöhnlich, als die österreichischen Generale gegen Suwarows ausdrücklichen Willen und Befehl das piemontesische Gebiet für gute Beute erklärten und dem rechtmäßigen König von Sardinien nicht zurückgaben. Oesterreich war 1796 von Sardinien im Stich gelassen worden, glaubte ihm daher keine Schonung schuldig zu seyn und wollte jedenfalls Piemont als ein Entschädigungsobject behalten, das ihm beim künftigen Frieden von großem Nutzen seyn mußte. Suwarow aber hatte den ganzen Krieg nur laut Befehl seines Kaisers im Namen der göttlichen Gerechtigkeit gegen die französischen Länderräuber geführt und wollte, daß Jedem das Seine zurückerstattet werde. Indeß spürte Oesterreich hinter des Czaren Großmuth doch eigennützige Gelüste, denn Paul I. wollte Malta, nachher Corfu haben und als Protector von Neapel und Piemont Italien unter russischen Einfluß bringen. Daher Thuguts eifriges Bemühen, die Russen, welche hier so viel genutzt hatten, alsobald wieder aus Italien zu entfernen. Unter Vermittlung Englands ließ sich Paul I. auch wirklich dahin bringen, seinem Suwarow zu befehlen, er solle in die Schweiz gehen und sich mit den eben angekommenen Russen unter Korsakow vereinigen, um von hier aus ins Herz von Frankreich einzudringen, während Erzherzog Karl gleichzeitig am Niederrhein operiren und ein englisch-russisches Heer in Holland landen sollte.

Wir haben den Erzherzog Karl in seiner unbeweglichen Stellung bei Zürich verlassen. Obgleich er Sieger und stark genug war, Massena, der ihm hier gegenüberstand, aus der Schweiz hinauszuwerfen, mußte er doch die Ankunft der 30,000 Russen abwarten, die unter Korsakow kommen sollten. Außer Massena stand ihm auch noch Bernadotte mit 35,000 Mann im Elsaß gegenüber, wurde jedoch schon am 18. Juni als Kriegsminister nach Paris berufen, worauf Massena den Oberbefehl auch über diese Truppen erhielt. Endlich kam Korsakow an und der Erzherzog beschloß bei Oettingen über die Aare zu gehen, um Massena mit

Uebermacht anzugreifen, als aber das Feuer der Franzosen am 17. August seinen Brückenbau verhinderte, stand er von dem ganzen Unternehmen wieder ab, machte von seiner Uebermacht keinerlei Gebrauch mehr, sondern zog sogar mit 30,000 Mann auf und davon, um Mannheim wiederzunehmen und Philippsburg zu entsetzen, was eine ganz unnöthige Nebenbeschäftigung war, weil die Hauptentscheidung nicht hier, sondern in der Schweiz lag. Er selbst hat sich vor der Nachwelt mit „Verhaltungsbefehlen des Hofes" entschuldigt, die „im Widerspruch mit seinem Wunsch" gewesen seyen. Vorher hatte der Erzherzog nichts unternehmen sollen, weil Korsakow noch nicht da war, jetzt wieder nicht, weil er da war.

Während Korsakow in Zürich stand und Hotze mit 20,000 Mann einen Angriff auf die Franzosen im Kanton Schwyz machte, um Suwarow, der über die Alpen kommen sollte, den Weg zu öffnen, ersah Massena die Gelegenheit, die so günstig nicht wiederkehrte, nachdem der Erzherzog schon fort und bevor Suwarow da war, über den jetzt auch wieder von Hotze getrennten Korsakow herzufallen, der noch dazu die Unvorsichtigkeit begangen hatte, seinen ganzen Artilleriepark innerhalb der Stadt Zürich gleichsam einzusperren. Der Hauptangriff erfolgte am 25. Sept. bei Dietikon, während Korsakow sich durch einen Scheinangriff auf eine andere Seite locken ließ. Dieser Irrthum und das Terrain, aus dem er sich schwer herauswickeln konnte, waren Schuld, daß er eine totale Niederlage erlitt, seine ganze Artillerie (100 Kanonen) im Stich lassen mußte und mit nur 10,000 Mann entkam, wobei ihm die wegkundigen Züricher gute Dienste leisteten.*) Massena beschwerte sich beim helvetischen Directorium über die Züricher, die viel mehr für die verwundeten und gefangenen Russen und Oesterreicher sorgten,

---

*) Besonders Escher von Berg und der alte Landvogt Landolt. Als die Franzosen in die Stadt drangen, begingen sie manchen Frevel und schossen unter andern auf den berühmten Geistlichen und Gelehrten Lavater, der an der tödtlichen Wunde langsam dahinsiechte.

als für die Franzosen und strafte die Stadt, indem er ihr alle ihre Kriegsvorräthe nahm. Am gleichen Tage (25. Sept.) wurde auch Hotze von Soult am Ufer der Linth geschlagen und fiel in der Vertheidigung des Dorfes Schännis. Somit waren die Franzosen vollkommen Herren geworden auf der Nordseite der Alpen, und der tapfere Suwarow fand keine Freunde und Landsleute, mit denen er sich vereinigen wollte, sondern aus allen Thälern starrten ihm die Kanonen und Bajonette des siegreichen Feindes entgegen. Allein es war zu spät für ihn nach Italien zurückzukehren. Als er die Nachricht von Korsakow's und Hotze's Niederlage erhielt, hatte er schon die Höhen des St. Gotthard überschritten.

Suwarows wundervoller Zug über die Alpen gehört zu den merkwürdigsten Dingen jener überhaupt so thatenreichen Zeit. Er verließ Italien noch mit ungefähr 20,000 Russen und schlug von Bellinzona aus am 21. Sept. die Straße nach dem St. Gotthard ein. Dieses Gebirge war noch von Franzosen besetzt und wenn er auch die Höhen gewann, so war es ihm doch unmöglich, nordwärts herabsteigend über den Vierwaldstättersee zu kommen, wenn dort nicht Schiffe für ihn bereit lagen. Er mußte also voraussetzen, daß Hotze oder Korsakow ihm diesen See offen hielten, und da er dessen nicht gewiß war, hätte er unstreitig klüger gethan, seinen Alpenübergang etwas weiter rechts auf der sichern Straße über den Splügen zu veranstalten. Sobald seine Russen sich zwischen den himmelhohen Bergen befanden, begannen die abgehärteten Krieger zaghaft zu werden, wie Kinder. Die schauerliche Erhabenheit der Natur erfüllte ihre Seele mit unbekannten Schrecken. Sie wollten nicht weiter und gewöhnliche Mittel halfen nicht. Da befahl Suwarow seinen Grenadieren, mitten auf dem Wege ein Grab zu graben und legte sich, als es fertig war, hinein, indem er ihnen befahl, es wieder mit Erde zu füllen und daheim in Rußland zu erzählen, wo sie ihren General gelassen hätten. Nun knieten sie um ihn her und flehten ihn an, wieder aufzustehen, aber er that es nicht, bis sie endlich Gewalt brauchten und ihn herausrissen.

Von nun an folgten sie ihm mit unerschütterlicher Treue in wahrlich entsetzliche Gefahren. Lecourbe, der die Berge besetzt hielt, wurde überall von ihnen zurückgeschlagen, bei Airolo und am obern Alpsee, am 24., hauptsächlich durch eine geschickt von General Schweikowski ausgeführte Umgehung. An diesem Tage wurde Suwarow Herr der Höhen. Als aber seine Russen am folgenden Tage das lange Reußthal hinabzogen in's Urner Land, stellte ihnen die französische Brigade Loison an der berühmten Teufelsbrücke ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegen. Vom St. Gotthard herab führt die einzige Straße durch einen finstern Tunnel, das s. g. Urner Loch, unmittelbar zu der kühn über die Abgründe der Reuß gewölbten Brücke. Diese aber hatte Loison sprengen lassen und stand mit seiner Brigade lauernd auf der andern Seite. Die Russen, die seltsamerweise nicht gewarnt waren und arglos durch den Tunnel marschirten, kamen kaum an's Licht, als sie entweder in den Abgrund stürzten oder von den französischen Kugeln niedergestreckt wurden. Weil aber die hintersten nicht wußten, was vorn vorging, so war kein Halten oder Zurückgehen möglich. Alles drängte durch den Tunnel; aber die Russen faßten sich schneller, als Loison geglaubt hatte, kletterten die Abgründe hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf, so rasch und so zahlreich, daß die Franzosen fliehen mußten. Von nun an fand Suwarow den Weg frei, vereinigte sich mit 5000 Oesterreichern unter Auffenberg, die aus Graubündten kamen, und gelangte bis nach Altdorf am See, hier aber hatte Lecourbe auch den letzten Kahn fortbringen lassen und den Russen blieb nichts übrig, als sich rechts zu wenden und auf den engsten Hirtenpfaden durch's Schächenthal einen Ausweg in das Schwyzer Muottathal zu suchen. Zum Unglück fiel strömender Regen und schwellte die Gebirgsbäche an; aber unaufhaltsam führte Suwarow die Seinen über die Berge, wobei ihnen ihre slavische Gewandtheit nicht geringe Dienste leistete; denn obgleich mancher Mann und manches Roß in die Abgründe stürzte, so brachte er dennoch Geschütz und Reiterei hinüber. Am 27. Abends kamen

die ersten Kosaken nach Muotta und überfielen dort ein Paar Compagnien Franzosen, hörten aber auch, daß Massena über Korsakow gesiegt hatte und schon mit großer Macht in Schwyz eingerückt sei, um Suwarow aufzufangen. Dieser konnte nun eben so wenig in das lachende Thal von Schwyz hinabsteigen, als er hatte über den Vierwaldstättersee fahren können und sah sich abermals gezwungen, weiter rechts in's Hochgebirge auszuweichen. Zum drittenmal mußten seine treuen Truppen die ungewohnten Pfade wieder emporklimmen, um wieder nur auf schmalen Fußwegen über den Klönthalsee in das Klönthal im Glarnerlande zu kommen, unter beständigen Gefechten mit den Franzosen, die ihre Spitzen wie in's Muottathal, so ins Glarnerthal vorschoben. Am 1. October fand endlich Suwarow in Glarus einige Ruhe und Lebensmittel für seine sehr erschöpften Truppen. Weil ihm aber das Hinabsteigen zur Linth auch hier wieder durch Massena verlegt war, mußte er (mit Zurücklassung einiger tausend Kranken) die müden Truppen zum viertenmal bergauf führen und wieder rechts ausweichend die steilen Pfade ins Rheinthal suchen. Die Russen hatten fast alle ihre Schuhe zerrissen und waren barfuß, mußten aber auf den hohen Bergen in der schon vorgerückten Jahreszeit durch zwei Fuß tiefen Schnee waten. Ueber Elm und Panix in ganz südlicher Richtung kamen sie endlich am 10. October nach Ilanz am obern Rhein in Graubündten, wo sie vollkommen ausruhen konnten, von keinem Feinde mehr belästigt.

In denselben Unglückstagen des September scheiterte auch eine andere große Unternehmung der Coalition. Kaiser Paul hatte 18,000 Russen zur See abgehen lassen, die von General Hermann befehligt wurden, sich mit einer englischen Flotte unter Abercrombie und einem Heere von 20,000 Engländern unter dem Herzog von York vereinigten und am 27. August an der Küste von Nordholland zwischen Knikduie und Kalandsoog landeten. Truppen der batavischen Republik unter dem bekannten Franzosenfreund General Daendels griffen sie zwar an, mußten sich aber vor der Uebermacht zurück-

ziehen. Inzwischen war diese russisch-englische Streitmacht nicht zahlreich und ihr Anführer nicht unternehmend genug. Nachdem alle Versuche der Coalition, Preußen zur Mitwirkung aufzufordern, an der damaligen unglücklichen Politik dieses Staates gescheitert waren, hoffte sie auf eine allgemeine Volkserhebung in Holland und Belgien, die aber nur hätte erfolgen können, wenn York rascher vorgedrungen wäre. Dieser aber war im speciell englischen Interesse schon zufrieden, als die holländische Flotte von 13 Linienschiffen und 13 kleineren Kriegsschiffen, aus Franzosenhaß gern die Gelegenheit ergreifend, die oranische Flagge aufhißte und sich mit der englischen Flotte vereinigte. Fast ein Monat verging, ohne daß York weiter als bis Alkmaar gekommen wäre, wo die unter Brune rasch gesammelte und mit der batavischen vereinigte französische Armee eine starke Stellung eingenommen hatte. Vergebens griff York dieselbe am 19. Septbr. und noch einmal am 2. October an. Hermann, der sich mit seinen Russen auf's tapferste wehrte, wurde gefangen. Nach einem dritten eben so vergeblichen Versuch am 6. zog sich York hinter den Zyper Damm zurück, wo er am 18. capitulirte und freien Abzug erhielt gegen die Zusicherung, daß dafür 8000 gefangene Franzosen aus England frei entlassen würden.

Also waren die Russen hier von den Engländern ungefähr gerade so behandelt worden, wie in Italien und in der Schweiz von den Oesterreichern. Die Engländer hatten sich der holländischen Schiffe, die Oesterreicher Piemonts versichert und den Plan Kaiser Pauls, die von Frankreich eroberten Länder wieder frei zu machen und ihren rechtmäßigen Regierungen zurückzugeben, schlecht unterstützt. Der ritterlich-christliche Zug gegen das welterobernde Heidenthum in Frankreich war an dem politischen Egoismus der Bundesgenossen gescheitert. Das rechtfertigt zur Genüge die innere Entrüstung des Kaiser Paul, der sich gänzlich von der Coalition losriß und seinem General unverzügliche Umkehr nach Rußland befahl.

Unterdeß war Erzherzog Karl den Rhein hinaufgegangen, um die Franzosen, die schon wieder die Gegend von Frankfurt plünderten,

zu vertreiben. Einstweilen errichtete von Aschaffenburg aus der Mainzer Minister Albini zum erstenmal einen Landsturm, welcher 15—20,000 Mann stark den Erzherzog unterstützte. Bei diesem Landsturm zeichnete sich zum erstenmal der Oberstforstmeister (später Feldmarschall und Fürst) Wrede aus. Erzherzog Karl hatte bereits am 12. September die ganz zusammengeschossene Festung Philippsburg entsetzt und am 18. die Franzosen unter General Müller bei Neckerau geschlagen und Mannheim eingenommen. Als er von Korsakows Unglück hörte, kehrte er um und suchte sich mit Suwarow zu verständigen. Dieser aber, der über den Bodensee zurückgegangen war und sich mit Korsakow vereinigt hatte, ließ sich auf nichts mehr ein, folgte seiner Einladung nicht, schrieb zurück, der Erzherzog sey jünger und könne zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle, und verlegte sein Heer nach Bayern, wo Max Joseph es auf's bereitwilligste verpflegte und sich dadurch die ganze Huld des Kaiser Paul erwarb, der sich im Anfang des Feldzugs hatte gegen ihn einnehmen lassen. Der Kaiser schrieb an Suwarow am 27. Octbr.: „Ich habe beschlossen, das Bündniß mit dem Wiener Cabinet gänzlich aufzugeben und nur ein und dieselbe Antwort auf alle seine Vorschläge zu ertheilen, da ich, so lange Thugut Minister bleibt, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde.“ In einem zweiten Schreiben vom 20. November drückte er seine tiefe Trauer aus über „Europa, welches schutzlos und verlassen Preis gegeben ist.“ Die Geschichte ist diesem vielverkannten Kaiser schuldig, seine edle Absicht und Gesinnung zu rühmen. Uebrigens zeigte sich auch die Schattenseite seines Charakters in der Ungnade, in die er plötzlich seinen ruhmgekrönten Feldherrn fallen ließ. Suwarow hatte den Fürsten Bagration als den brauchbarsten seinen andern untergebenen Generalen vorgezogen. Aus Neid beschwerten sie sich darüber beim Kaiser und noch ehe Suwarow selbst nach St. Petersburg zurückgekehrt war, traf ihn des Kaisers Bannstrahl schon in Riga. Der im Triumph mit den eroberten Fahnen an seines Heeres Spitze einzuziehen verdient hätte, mußte nun allein und im Dunkel

in die russische Hauptstadt hineinschleichen und im Hause seiner Nichte auf dem Krankenlager, auf das ihn der Kummer warf, seine letzten Tage zubringen, bis er am 18. Mai 1800 die müden Augen zuschloß.

Nach dem Abzug der Russen hatte sich Erzherzog Karl wieder nach dem Rhein gewendet und entsetzte Philippsburg, das schon wieder von den Franzosen belagert wurde, nach mehreren Gefechten nochmals. Im November bezog man die Winterquartiere. Die Oesterreicher behaupteten das rechte Rheinufer, Massena aber die Schweiz.

In Italien waren nach Suwarows Entfernung die Oesterreicher als Sieger unter Melas zurückgeblieben. Die geschlagene französische Armee erhielt einen neuen Obergeneral an Championnet, dessen große Talente man jetzt wieder brauchte, nachdem ihn das Directorium auf die undankbarste und unwürdigste Weise den Armeedieben geopfert und im Gefängniß gehalten hatte. Er sollte, nachdem Tortona schon gefallen war, wenigstens Coni als letzten Stützpunkt der französischen Waffen (außer Genua) retten und drang im September und October in Piemont vor, wo er den Oesterreichern eine Menge unentschiedene Gefechte lieferte, bis er am 2. November in einer größeren Schlacht bei Genola unterlag. Coni fiel und die Franzosen wurden wieder nach Genua geworfen. Championnet starb während des Winters in Nizza, von Kummer mehr als von Krankheit hingerafft. — Ein österreichisches Corps unter General Fröhlich eroberte Ancona von der Landseite, nachdem es die Engländer und Russen von der Seeseite nicht hatten nehmen können, 13. November. Als die Russen nachher auch ihre Fahne in Ancona aufpflanzten, riß sie Fröhlich herunter. Von Neapel aus waren Capua, Pescara, Gaëta eben so schnell wieder erobert worden, als sie früher verloren gegangen waren, und ein neapolitanisches Heer unter dem Schweizer Burckhard rückte am 30. September ohne Widerstand in Rom ein, denn die wenigen hier noch zurückgebliebenen Franzosen mit den compromittirtesten Republikanern flohen von Civita vecchia aus übers Meer. Somit

war ganz Italien, Genua ausgenommen, wiedererobert und das Räuberheer vertrieben, von dem es seit vier Jahren ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet worden war.

Am 29. August war der unglückliche Papst in seinem Kerker zu Valence in Frankreich gestorben. Pius VI. hieß einst „der schöne Papst", weil die heilige Grazie, ein nie verjährendes Erbtheil römischer Monsignoren, ganz in ihm concentrirt war. Ehrfurcht gebietend durch seine majestätische Gestalt gewann er zugleich die Herzen durch den Adel seiner Züge und durch die Milde und Anmuth seines Entgegenkommens. Für glücklichere Zeiten geboren, ein wahrer Friedensfürst, hatte er sich selbst durch die Demüthigungen, die ihm in Wien unter Kaiser Joseph widerfuhren, nicht aus seinem Gleichmuth bringen lassen und in einem so sichern Gefühl langdauernder Herrschaft gelebt, daß er, dem Beispiel Leo's X. und dem Geschmack der Neuzeit folgend den Stuhl Petri glänzender zu machen glaubte, indem er ihn mit den Trophäen des heidnischen Alterthums umgab. Eine seiner Lieblingsschöpfungen war die Vermehrung und Aufstellung der nach ihm Museo Pio-Clementino benannten, unschätzbaren Antikensammlung im Vatikan, dem colossalen Nebengebäude der Peterskirche. Während dieser Schöpfung ahnte ihm nichts von seiner trüben Zukunft. Aber je mehr er die Pracht heiliger Versammlungen und Feste geliebt, je mehr er in dem Eifer des Kunstsammlers sich vertieft hatte, um so größer und rührender erscheint er in seinem Unglück. Ein hinfälliger Greis sah er alle äußere Macht des Papstthums gebrochen, alle Herrlichkeit und allen Glanz von sich abgestreift, alle seine Schätze und Sammlungen geplündert und klagte nicht, zeigte sich nicht wie einer, der im Glück verweichlicht, im Unglück zusammenbricht, sondern ließ all sein Wesen in die heilige Weihe aufgehen, die auf ihm ruhte, und war unter dem Hohn der Jakobiner und der verwilderten Soldateska mehr Papst, als er je zuvor gewesen, denn keine Drohung brachte ihn dahin, den Rechten der Kirche nur das geringste zu vergeben. Daß sein Vatikan geplündert wurde, daß

Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Bachus und Priapus, Herkules und Laokoon in das Museum des heidnisch gewordenen Paris wanderten, mußte ihm wie ein Zeichen des Himmels vorkommen, welches er demüthig erkannte, indem er im Kerker gleich einem armen Mönche mit dem Crucifix auf dem Herzen starb.

Aber mit ihm starb nicht die Würde und Macht seines Amtes. Wohl hatte der furchtbare Angriff, den Italien von Frankreich her erfahren, nicht blos irdischem Gute, der Zertrümmerung aller Staaten und dem Raube aller Schätze, sondern ausdrücklich auch der Kirche gegolten, die aus dem Felsen Petri herausgerissen und für immer vernichtet werden sollte. Wohl hatte der Großmeister der Philanthropen in Paris die römische Kirche in Rom selbst auszutilgen gewähnt und sie auf ewig bereits in Abgang decretirt, aber auf eine fast wunderbare Weise hatten Mächte und Völker, von denen man es am wenigsten erwartet, den apostolischen Stuhl im letzten Wanken festgehalten und emporgetragen. Oesterreicher, die kurz vorher noch durch Kaiser Joseph II. hatten von Rom emancipirt werden sollen, ketzerische Engländer, schismatische Russen, sogar Türken, die mit der russischen Flotte gekommen waren. Durch sie wurde Italien frei und war es möglich geworden, daß die 34 geretteten Cardinäle am 1. Dezember in der Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig zu einem Conclave zusammentraten, welches am 14. März 1800 den Cardinal Chiaramonti zum Papst wählte. Ehrend das Andenken seines Vorgängers nannte er sich Pius VII. mit dem Vorsatz, das Schiff der Kirche eben so gottvertrauend, wie der Märtyrer von Valence, durch die Stürme der Zeit zu steuern. Er war in einem Kloster erzogen, sanft und demüthig, aber nichtsdestoweniger treu und fest im Glauben. Es ist bemerkenswerth, daß er durch den Einfluß des vertriebenen französischen Klerus, hauptsächlich des zum Cardinal erhobenen Abbé Maury, gewählt wurde, nachdem Oesterreich auf die Anzeige, man wolle den österreichisch gesinnten Cardinal Bellisomi wählen, vier Wochen lang nicht einmal eine Antwort gegeben hatte.

Neuntes Buch.

Bonaparte in Aegypten.

Während Italien, Bonaparte's erste große Eroberung, wieder verloren ging, machte er seine zweite in Aegypten.

Wir haben oben schon erkannt, daß Bonaparte gerne nach Aegypten ging, um seinen Ruhm dort zu vergrößern und dem Parteigetriebe in Frankreich auszuweichen, da er sich noch nicht stark genug fühlte, als Alleinherrscher aufzutreten, daß aber auch das Directorium ihn gerne gehen sah, weil es sich vor ihm fürchtete. Der Gedanke, den Handel der Engländer im Orient zu vernichten, diente eigentlich beiden Theilen nur zum Vorwande und konnte auch nicht eher ernstlich verfolgt werden, bis das Glück, was allerdings bisher alle Unternehmungen Bonaparte's begünstigt hatte, diesen in den Stand setzen würde, die ägyptische Eroberung zu befestigen und auszudehnen. Im Hinblick auf diese Eventualität hatte Frankreich bereits geheime Verbindungen mit Tippo Sahib, dem mächtigen Beherrscher von Mysore in Vorderindien, angeknüpft, der einen blutigen Krieg wider die in Bengalen herrschenden Engländer führte. Es widersprach dem abentheuerlichen Charakter Bonaparte's nicht, daß, wenn er in Aegypten Glück hatte und die Streitkräfte des Orients unter seinen sieggewohnten

Fahnen vereinigte, er auch als ein neuer Alexander der Große einen Zug nach Indien gewagt haben würde.

Nachdem alle Vorbereitungen zur ägyptischen Expedition in den südlichen Häfen Frankreichs und des westlichen Italien getroffen waren, fuhr Bonaparte am 19. Mai 1798 mit einer Flotte von 198 Schiffen aus dem Hafen von Toulon ab, mit der sich in den folgenden Tagen andere aus Marseille, Genua, Civita vecchia und Bastia vereinigten, so daß im Ganzen 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Transportschiffen abgeführt und von einer großen Kriegsflotte unter dem Admiral Brueys (13 Linienschiffe, 8 Fregatten und 72 kleinere Schiffe) geleitet wurden. Unter den Truppen befand sich nur ein Theil derer, die schon früher unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, ein anderer Theil kam von der Rheinarmee und mit ihm die Generale Kleber (ein Elsäßer, früher Steinmetz und österreichischer Unteroffizier), Desaix, Reynier, Menou, Davoust, Caffarelli, Arrighi, Dammartin. Von den älteren Anhängern Bonaparte's begleiteten ihn Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Duroc, Andreossy, Bessières, diesmal auch Bonaparte's jüngerer Bruder Louis, sein Schwager Leclerc (Gemahl seiner Schwester Pauline) und sein Stiefsohn, der junge Eugen Beauharnais. Theils um in dem ziemlich barbarischen Aegypten Civilisation einzuführen, theils um seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu untersuchen, hatte man 2000 Handwerker, Künstler und Gelehrte mitgenommen. Die letzteren hatten im Voraus die Bestimmung, den Ruhm der Expedition auszubreiten, und Denon hat in der That alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition in einem umfassenden Prachtwerke über Aegypten niedergelegt.

Das Geheimniß war glücklich bewahrt worden. Die französischen Truppen wußten selber nicht, wohin sie fuhren. Nur daß es gegen die Engländer gehe, war ihnen in einer Proclamation gesagt worden. Eine beträchtliche englische Flotte unter Admiral Nelson, der vor Begierde brannte, die räthselhafte Flotte auf dem

Meere zu erreichen und zu vernichten, war wirklich ganz in der Nähe, wurde aber schon am 17. Mai durch einen Sturm nach Sardinien verschlagen, erhielt erst am 12. Juni vor Toulon sichere Nachricht von Bonapart's Weg und eilte ihm nun nach, aber zu spät.

Am 9. Juni kam Bonaparte vor der Insel Malta an und verlangte freie Einfahrt in den Hafen. Sie wurde ihm verweigert, aber da er schon längst Einverständniß mit den französischen Ordensrittern angeknüpft hatte, wurde ihm die sonst unüberwindliche Feste durch Verrath in die Hände gespielt. Es waren Intriguen einer andern Partei vorangegangen, welche die Insel den Russen sichern wollte, sofern Kaiser Paul I. damals großen Werth auf feste Anhaltungspunkte für die russische Seemacht im Mittelmeer legte.*) Großmeister des Maltheserordens war damals der deutsche Freiherr von Hompesch, ein schwacher und eigennütziger Mann, der sich mit einer fetten Pension abfinden ließ und Ehren und Eigenthum des alten, einst so berühmten Ritterordens Preis gab. Bonaparte schämte sich nicht, ihm sogar eine Entschädigung in Deutschland zu versprechen und auch das noch dem Rastadter Congreß aufzubinden. Der Schatz des Ordens und sämmtliche Waffenvorräthe wurden eine Beute der Franzosen, der Hauptgewinn aber war die Insel selbst. Man darf sich wundern, daß Bonaparte nicht besser für die Behauptung derselben sorgte und daß das französische Directorium nicht hinlänglich Streitkräfte dahin abgehen ließ, denn bei der Wichtigkeit der Insel war ein lebhafter Angriff der Engländer auf dieselbe zu gewärtigen. Um selber nicht von der englischen Flotte eingeholt zu werden, beschleunigte Bonaparte seine Abreise von Malta und erklärte jetzt erst seinen Truppen, wohin

*) Schon der vorige Großmeister Rohan hatte dem russischen Kaiser den Titel des Protectors des Ordens ertheilt, den Paul auch am 29. Nov. 1797 angenommen hatte. Der Courier aber, der das Schreiben des Kaisers mit Plänen für die Zukunft des Ordens dem Großmeister bringen sollte, war von den Franzosen aufgefangen worden.

die Reise gehe (21. Juni). Nelson segelte damals, ohne es zu ahnen, nahe bei ihm vorbei, kam schon am 28. vor der Küste Aegyptens an, kehrte aber um, da er ihn nicht fand, suchte ihn an der syrischen Küste und verfehlte ihn abermals, so daß Bonaparte mit seiner ganzen Flotte am 30. wohlbehalten an den Ufern Aegyptens anlangte, im Hafen von Alexandria. „Diese Stadt, sagte er seinen Soldaten, hat der große Alexander gegründet.“ In ihm selbst den zweiten Alexander zu sehen, war schon vielen seiner begeisterten Anhänger geläufig.

Aegypten war eine türkische Provinz, aber vom Sultan so gut wie unabhängig unter der tyrannischen Regierung der s. g. Mameluken. Das waren auserlesene Soldtruppen, hauptsächlich aus schönen Knaben herangezogen, die durch Gefangenschaft in türkische Sklaverei gerathen waren, durch ihre Tapferkeit, besonders als treffliche Reiter ausgezeichnet und durch eine eigenthümliche Waffenbrüderschaft bald zu einem übermächtigen aristokratischen Körper erstarkend. Sie heiratheten selten und ergänzten sich immer nur durch jüngere Lieblinge, die sie sich heranbildeten. Im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts hatten sie sich von dem ihnen vorgesetzten türkischen Pascha emancipirt und herrschten, wenn auch noch im Namen des Sultans, doch völlig unabhängig unter ihren Beys. Der damalige türkische Pascha von Aegypten in der Hauptstadt Kairo residirend, Said Abubekr, führte nur ein Schattenregiment, indem für ihn die zwei mächtigsten Mamelukenbeys Murad die Militär-, Ibrahim die Civilverwaltung leiteten. Die Mameluken besaßen zugleich die größten Reichthümer und Ländereien in Aegypten. Das übrige in drückender Knechtschaft gehaltene Volk hatte sehr verschiedene Bestandtheile. Die ältesten Einwohner des Landes waren die noch immer Aegypter, abgekürzt Kopten genannten Ueberreste der wahren alten Aegypter, aber gemischt mit Ueberresten der Griechen und Römer, diese alle als Christen der koptischen Kirche angehörig, die zunächst der griechischen verwandt ist. Neben ihnen hatten sich in dem langgestreckten fruchtbaren Nilthal seit

der muhamedanischen Eroberung im siebenten Jahrhundert auch eine Menge Araber niedergelassen, s. g. Fellahs, die vom Landbau lebten. Den Arabern waren als Beherrscher des Landes die Türken gefolgt, von denen sich ebenfalls viele in den Städten und als Grundbesitzer niedergelassen hatten, eine vornehmere und reichere Kaste. In den Städten gab es auch von alten Zeiten her noch viele Juden. Rechts und links vom fruchtbaren Nilthale dehnen sich Sandwüsten aus, die ostwärts durch baumlose Felsengebirge vom rothen Meere getrennt sind, westwärts aber, nur von einigen fruchtbaren Oasen (Inseln der Wüste) unterbrochen in das unabsehlich dürre Sandmeer der Saharah auslaufen. In diesen Wüsten schweiften die Beduinen umher, nomadisirende Araber, als eben so treffliche Reiter berühmt wie die Mameluken und diesen nicht unterworfen, sondern freie Räuber.

Die Mamelukenbeys hatten sich grobe Ungebühren gegen französische Kaufleute zu Schulden kommen lassen, deren Handel gedrückt, Schuldforderungen derselben nicht befriedigt und dem französischen Generalconsul Magallon das deßfalls gegebene Wort wieder gebrochen. Diese Vorgänge liehen Bonaparte den äußeren Vorwand, die Mameluken anzugreifen, wobei er die Miene annahm, als geschehe es nur, um die rechtmäßige Herrschaft des Sultans herzustellen, mit dem, wie er beständig versicherte, Frankreich im alten Frieden lebe, wie es denn auch damals noch der Fall war, denn Sultan Selim III. hatte sich noch nicht entschieden, was er thun wolle. Bei Bonaparte's Abreise aus Frankreich war beschlossen worden, Talleyrand selbst solle nach Constantinopel gehen und alle seine diplomatischen Künste spielen lassen, um die hohe Pforte ins französische Interesse zu ziehen. Wie lästig auch die Franzosen in Aegypten dem Sultan seyn mochten, so schienen doch Rußland und England, selbst Oesterreich für die Türkei gefährlichere Feinde als Frankreich zu seyn. Bonaparte mochte daher in der That an die Möglichkeit eines Verständnisses mit dem Sultan geglaubt haben,

Talleyrand aber traute nicht, wollte seine Haut nicht in der türkischen Hauptstadt zu Markte tragen und blieb klüglich in Paris.

Inzwischen bekümmerte sich Bonaparte, sobald er in Aegypten angekommen war, wenig mehr um das, was in seinem Rücken geschehen mochte, und trachtete nur nach einem sichern Erfolge im Lande selbst. Er empfahl daher seinen Truppen in einem Tagesbefehl vom 22. Juni: „Die Völker, mit welchen wir leben werden, sind Muhamedaner. Widersprecht ihnen nicht. Beweist ihren Priestern Ehrfurcht, schont ihre Moscheen, seyd so tolerant gegen die Religion Muhameds, wie gegen die des Moses und Christus.“ In einem Aufruf an das Volk in Aegypten selbst entblödete er sich nicht zu sagen: „Ihr Kadi's, Scheiks und Imans, sagt dem Volk, daß auch wir wahre Muhamedaner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, der da sagt, man müsse immerwährend Krieg gegen euren Glauben führen? sind wir nicht Freunde des Sultans, dessen Feinde die Mameluken sind?“

Die unbequeme Ausschiffung der Truppen war am 2. Juli vollendet, der Widerstand der Einwohner schwach. Alexandrien wurde ohne viele Mühe erstürmt, wobei Kleber von einer der ersten Kugeln in die Stirne, jedoch nicht tödtlich getroffen wurde. Die Flotte ging bei dem nahen Abukir vor Anker, die Landungstruppen aber marschirten am 6. ins Innere des Landes. Der erste Anblick der noch aus der Römerzeit am Ufer erhaltenen Pompejussäule, der Palmen und der fremden Physiognomien hatte die französischen Soldaten zwar interessirt, aber die Armuth und der Schmutz in der eroberten Stadt und hinter ihr die Sandwüste, die sie zur heißesten Jahreszeit durchziehen mußten, schlug ihre Erwartungen gewaltig nieder. Sie waren auf einen Marsch durch die Wüste nicht vorbereitet, entbehrten Kameele und Wasserschläuche und starben fast vor Durst. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung, die ihnen das Meer oder den Nil zeigte, wo nichts als Sand war, täuschte und erbitterte sie noch mehr. Die wenigen im Sande rinnenden Quellen waren von den Arabern ver-

dorben worden, die den Franzosen überdies auf ihren flüchtigen Rossen zur Seite schwärmten und Jeden, der zurückblieb, tödteten. Als die erschöpften Schaaren endlich am 10. zum Nil gelangten, stürzten sie sich hinein, um den brennenden Durst zu löschen, bei Ramahnieh. Von hier an war der Weg zur Hauptstadt Kairo weniger beschwerlich. Am 13. wurde das französische Heer, das nur sehr wenig Reiterei hatte, zum erstenmal von 4000 Mameluken angegriffen, die aufs verwegenste in die ungeheure Uebermacht des französischen in Quarrées aufgestellten Fußvolks einhieben, aber natürlich nicht durchdringen konnten und endlich davonritten.

Nach einem höchst ermüdenden Marsch unter der glühenden Sonne Afrika's langten die Franzosen am 21. Juli im Horizont von Kairo an und sahen zum erstenmal die berühmten uralten Pyramiden, an deren Fuß Murad-Bey ein Heer von 10,000 Mameluken, 3000 Beduinen zu Pferde und 20,000 Türken, Kopten rc. zu Fuß versammelt hatte, um die Hauptstadt tapfer zu vertheidigen. Die Reiterei war prächtig, das Fußvolk erbärmlich. Bonaparte stellte seine Truppen in fünf großen Vierecken auf, gegen deren nach allen Seiten hinausgekehrte und von Kanonen unterstützte Bajonette auch die beste Reiterei nichts vermochte, und wies auf die Pyramiden hin, die der erste Strahl der Morgensonne röthete. „Soldaten," rief er, „von dort sehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab." Neben dem Erhabenen fehlte aber auch das Lächerliche nicht. Das Gepäck, das von Eseln getragen wurde, und alle Nichtcombattanten mußten in die großen Vierecke eingeschlossen werden, weil sie sonst vor den feindlichen Reitern nicht sicher gewesen wären. Als man nun den Commandoruf hörte: „die Esel und die Gelehrten in die Mitte!" brach die ganze Armee in lautes Gelächter aus. Die Schlacht begann mit dem wüthenden Angriff der Reiterei, der aber von den Franzosen siegreich abgeschlagen wurde. Dann erst befahl Bonaparte einigen seiner Vierecke vorzugehen und Embaleh, wo das feindliche Fußvolk sich verschanzt hatte, mit dem Bajonet zu nehmen. Der Feind hielt

nicht aus, wurde getödtet oder in den Nil gejagt und verlor im Ganzen 10,000 Mann. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei den Pyramiden. Ibrahim Bey war in Kairo geblieben, ohne an der Schlacht Murads Theil zu nehmen, aus Eifersucht. Jetzt zog er mit dem Pascha und 4000 Mameluken nach Syrien ab, während Murad den Nil hinauf nach Oberägypten floh. Die Hauptstadt ließ sich nicht mehr halten, Bonaparte nahm sie am 25. mittelst Capitulation.

Während Bonaparte in Kairo seine Truppen ausruhen und zum erstenmal wieder besser verpflegen ließ, die aufgefundenen Vorräthe in Beschlag nahm, eine neue Civiladministration und strenge Polizei organisirte und dabei die Einwohner der Hauptstadt so leutselig als möglich behandelte und zu gewinnen suchte, geschah in seinem Rücken ein furchtbarer Schlag. Nelson hatte endlich die Landung der Franzosen erfahren und setzte alle Segel bei, um, wenn er auch die Landtruppen nicht mehr an der Ausschiffung hindern konnte, wenigstens die französische Flotte zu vernichten. Admiral Brueys lag noch vor Abukir und hatte wenig oder nichts gethan, um sich auf einen Angriff der Engländer vorzubereiten. Bonaparte hatte ihm nur den unbrauchbarsten Theil der Mannschaft zurückgelassen und nur eine einzige Strandbatterie war errichtet worden. Als die Engländer am 1. August heransegelten, war ein großer Theil der französischen Schiffsmannschaft am Lande und mußte erst an Bord eilen. Nelson hatte zwar nur 14 Linienschiffe und 2 Briggs, aber auserlesene Fahrzeuge und mit den kühnsten Seeleuten bemannt, die unter seiner Führung in die Hölle gefahren wären. Es war schon Abends 7 Uhr und sehr dunkel, aber dennoch fuhr Nelson mit unerhörter Keckheit in den schmalen Seestrich hinein, der zwischen den französischen Schiffen und dem Ufer lag und schnitt sie auf diese Art vom Lande ab. Zwei seiner Schiffe scheiterten, aber die übrigen legten sich dicht an die französischen Kriegsschiffe und eröffneten ein fürchterliches Feuer, dessen Schein das Meer und die käm-

pfenden Flotten in unaufhörlichen Blitzen erhellte. Die Franzosen vertheidigten sich auf den meisten Schiffen mit bewunderns- würdiger Tapferkeit. Brueys selbst wurde auf dem Admiralschiff l'Orient zweimal in die Hand und ins Gesicht verwundet, endlich warf ihn eine Kanonenkugel nieder, aber er wollte sich nicht in den Schiffsraum hinabtragen lassen, sondern auf seinem Posten sterben. Kaum war er todt, so fing das colossale Schiff Feuer. Es zu löschen war trotz aller Anstrengung nicht möglich, der Contreadmiral Gantheaume mußte sich ins Meer stürzen, um schwimmend einen Kahn zu erreichen. Ein Matrose wollte noch den zehnjährigen Sohn des Capitain Casabianca retten, der aber seinen schwerverwundeten Vater nicht verließ und mit ihm und dem herrlichen Schiff, als das Feuer die Pulverkammer erreichte, in die Luft flog. Mit diesem ungeheuren Knall verstummte aller Kampf und tiefe Nacht lag wieder über dem Meere, bald aber entbrannte die Schlacht von neuem, dauerte die ganze Nacht hindurch und einige französische Schiffe schossen noch unerschrocken fort bis zum Mittag des andern Tages. Capitain Du Petit-Thouars auf dem Schiff le Tonnant commandirte auf dem Verdeck, auf einer Bank sitzend. Eine Kugel schlug ihm den Schenkel weg, er blieb sitzen; eine zweite schlug ihm den Arm weg, er blieb sitzen und rauchte eine Pfeife Tabak, laut rufend: „Mannschaft, ergebt euch niemals!“ Als er den Tod herannahen fühlte, befahl er noch, seinen Leichnam ins Meer zu werfen, damit er den Engländern nicht in die Hände falle. Aber nicht alle Schiffe kämpften mit gleichem Muth. Mehrere ergaben sich den Engländern ohne genügende Vertheidigung, die meisten wurden in den Grund gebohrt. Contreadmiral Villeneuve zog es vor, seine Anker zu kappen und mit fünf Schiffen nach Malta zu entfliehen, die nach Nelsons eigenem Geständniß hingereicht haben würden, den Engländern ihren Sieg zu entreißen, denn die englischen Schiffe waren von den Schüssen der Franzosen so zugerichtet, daß sie Villeneuve nicht verfolgen konnten. Kleber, der in Alexandrien commandirte,

sah der nächtlichen Schlacht von ferne zu, ohne seinen Landsleuten helfen zu können. Die ganze französische Flotte war verloren, daher auch der französischen Armee ihr Rückweg zur See abgeschnitten, wenn sie in Aegypten Unfälle erleiden sollte. Die Nachricht dieses unersetzlichen Verlustes machte die Truppen in Kairo sehr niedergeschlagen, aber Bonaparte richtete sie wieder auf mit den stolzen Worten: „die Engländer zwingen uns vielleicht, noch größere Dinge zu thun, als wir uns anfangs vorgesetzt hatten." Die Niederlage gleichsam vergessend, pries er nur den Heldenmuth der Vertheidigung, schrieb eigenhändige, sehr schöne Trostbriefe an die Wittwe des Admiral Brueys und an den Vater des gefallenen Capitain Thevenard, lobte Gantheaume und entschuldigte selbst Villeneuve, sofern er der Republik seine schönen Schiffe gerettet habe. Seine feste Haltung beschämte jeden Zagenden. Als sich auch drei portugiesische Kriegsschiffe vor Alexandrien blicken ließen und gleich den Engländern drohten, verglich sie Bonaparte spöttisch mit dem Esel, der dem Löwen, weil er ihn todt glaube, Fußtritte gebe, und sagte voraus, dieser lächerliche Uebermuth werde der Königin von Portugal bald Thränen kosten.

Bonaparte's Lage war übrigens nichts weniger als beneidenswerth. In Alexandrien, Rosette und an vielen andern Orten brachen Volksaufstände aus, denn aus Noth oder aus gewohntem Muthwillen achteten die französischen Soldaten trotz des Verbots weder das Eigenthum, noch die Sitten der Muselmänner. Kleber mußte in Alexandrien, Menou in Rosette starke Strafcontributionen erheben. Auch die herumschweifenden Beduinen neckten überall. Am gefährlichsten schien Ibrahim Bey, der den Weg nach Syrien eingeschlagen hatte und von dort Verstärkungen erwartete. Leclerc, der ihn verjagen sollte, erlitt am 5. August bei Belbeis eine Niederlage und konnte nur durch Reyniers schnelles Erscheinen mit frischen Truppen gerettet werden. Bonaparte selbst eilte auf den Kampfplatz, nun zog sich aber Ibrahim bis Salieh zurück und nahm dort der großen Carawane, die von der Pilgerfahrt

nach Mekka zurückkehrte und die zugleich immer Handelscarawane ist, ihre kostbaren Waaren ab, damit sie den Franzosen nicht in die Hände fallen konnten. Nochmals am 11. August von den Franzosen angegriffen, schlug er sie wieder mit seiner unübertreff-lichen Reiterei, wobei Murat und Duroc fast gefangen worden wären. Doch zog sich der Bey vor Bonaparte's Uebermacht frei-willig zurück. Bonaparte suchte ihn durch ein schmeichelhaftes Schreiben in sein Interesse zu ziehen, bekam aber keine Antwort und ging nun wieder nach Kairo zurück, wohin er auch die aus-geplünderte Carawane friedlich geleiten ließ, um mit dieser Groß-muth die Herzen der Aegypter zu gewinnen.

In derselben Absicht beging er mit großem Pomp die heiligen Feste des Landes, zuerst die feierliche Durchstechung der Nildämme beim Herannahen der berühmten Nilüberschwemmung, die dem ganzen Lande üppige Fruchtbarkeit gewährt, eine Ceremonie, die aus den ältesten Zeiten stammte; dann das große Fest des Pro-pheten Muhamed. Er selbst und alle seine Generale beglück-wünschten den vornehmsten Scheik (Nachkommen Muhameds) und wohnten den Gebeten bei. Beim Jahresfest der französischen Re-publik prangte auch eine Inschrift: „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet.“ Aus den Vornehmsten der Stadt und des Landes berief Bonaparte am 7. October einen Divan, der unter der Auf-sicht französischer Commissäre die innern Angelegenheiten Aegyp-tens leiten sollte. Auch gründete er in Kairo ein gelehrtes In-stitut, an dessen Spitze Monge stand, eine Druckerei und eine Zeitung. Da sich die Gemahlin Murad Bey's und einiger andern vornehmen Mameluken in der Nähe aufhielten, ließ Bonaparte sie mit größter Artigkeit begrüßen und erstattete ihnen sogar von dem confiscirten Gut ihrer Männer einen reichen Frauentheil zurück.

Das alles aber half ihm nichts. Das Volk nannte ihn nicht einen Propheten oder Retter, sondern nur Sultan Kebir (Herr des Feuers) und behandelte ihn auch nur wie eine gefährliche Flamme, der man ausweicht und die man zu ersticken sucht, wenn man kann.

Den ganzen Herbst hindurch erneuerten sich die Empörungen und die Angriffe der Beduinen auf die in's Land vertheilten einzelnen Corps der Franzosen, bei Sonbat, Mit-Gamar, Choarah, Tantah, Berk-el-Gitas ꝛc. und am 21. October stand in Kairo selbst das Volk in Masse auf, um alle Franzosen zu ermorden. General Dupuis, der Platzcommandant, war eins der ersten Opfer. Nur mit größter Anstrengung gelang es Bonaparte, den Aufruhr endlich in der großen Moschee Jemil-Azar zu concentriren, wo sich 15,000 Aegypter auf's verzweifeltste wehrten, bis sie durch das schwere Geschütz zusammengeschossen oder zur Flucht gezwungen wurden. Zugleich tobte ein in diesem Lande seltenes Gewitter am Himmel, was den Schrecken noch mehrte. Ein anderes Heer von Aegyptern, das der Stadt von außen zu Hülfe kommen wollte, wurde durch Lannes zurückgetrieben, wobei der edle Pole Sulkowski, der zuerst in Italien Bonaparte begrüßt hatte, sein Leben verlor. Dem Kampf in Kairo folgten zahlreiche Hinrichtungen, denn fortan konnte Bonaparte nur noch mit Schrecken regieren.

Desaix war mit nur 3000 Mann auf Schiffen den Nil aufwärts entsendet worden, um Murad-Bey aus Oberägypten zu vertreiben. Er schlug ihn am 7. October bei Sediman, wo sich die muthigsten Reiterangriffe der Mameluken abermals an den Vierecken des französischen Fußvolks zerstießen. Hier wie in allen folgenden Gefechten zeichnete sich der Elsäßer Rapp als Desaix' Adjutant durch seine Kühnheit aus. Eine zweite größere Schlacht erfolgte erst am 22. Januar 1799 bei Samhud, in welcher Murad wieder unterlag. Einen Tag später lagerte Desaix am uralten Riesentempel von Denderah (Tentyra), dessen Decke ein ganzes Dorf trägt, dem colossalsten Bauwerk des gesammten Alterthums und der Welt. Desaix verfolgte die Mameluken bis zu den Katarakten des Nil und der berühmten, gleichfalls mit alten Bauwerken bedeckten Insel Philoë. Hier ist die eigentliche Grenze Aegyptens, von da beginnt Nubien. Von hier kehrte Desaix wieder um, bekam aber bald neue Feinde an den Beduinen, die

sich in seinem Rücken gesammelt hatten, und auch Murad drang ihm wieder nach. Er siegte aber in allen Gefechten und gewann sich zugleich durch die Disciplin, die er handhabte, bei den Eingebornen den Namen des „gerechten Sultan“.

Bonaparte blieb lange ohne alle Nachrichten aus Frankreich und aus der Türkei. In der Meinung, Talleyrand sey wirklich als Gesandter nach Constantinopel gegangen und habe den Sultan durch seine diplomatische List gekirrt, hatte er sich bisher in seinen ägyptischen Proclamationen als den wärmsten Freund des Sultans geberdet, dessen Pascha dringend zur Rückkehr eingeladen und sich gestellt, als vertriebe er die Mameluken nur, um die rechtmäßige Gewalt des Sultans herzustellen. Jetzt erst erfuhr er, Selim III. sey über die ägyptische Expedition in höchsten Zorn gerathen, habe den französischen Geschäftsträger in Constantinopel, Ruffin, in das berüchtigte Gefängniß der sieben Thürme werfen und alle im türkischen Reich wohnenden oder zufällig anwesenden Franzosen ihrer Güter berauben und in Ketten legen lassen, welches schlimme Loos viele hunderte traf. Am 10. September hatte der Sultan Frankreich den Krieg erklärt und mit Rußland und England ein enges Bündniß geschlossen. Eine türkische Flotte vereinigte sich mit der russischen, zunächst um die jonischen Inseln wegzunehmen. Indem sie aber von der See her Corfu belagerte, zog zugleich Ali Pascha von Janina mit 11,000 Mann aus, um alle übrigen von den Franzosen besetzten Punkte jener Inseln zu erobern. Mit diesem Pascha, einem der größten Ungeheuer, das die Erde gesehen, hatte Bonaparte schon von Italien aus kokettirt und ihm große Versprechungen gemacht. Paßwan Oglu, Pascha von Serbien, hatte sich gegen den Sultan empört und Ali sollte das gleiche thun. Bonaparte und das Directorium versprachen Ali ein französisches Hülfsheer, das ihm die Unabhängigkeit und Souverainetät erkämpfen sollte, brachen aber ihr Wort und blieben dem Pascha sogar die Bezahlung für die Lebensmittel schuldig, die er ihrer Flotte geliefert hatte. Das erboste ihn nun so, daß er

sich dem Sultan gehorsam bewies (was auch Paßwan Oglu's Unterwerfung zur Folge hatte) und wuthentbrannt über die Franzosen herfiel. Diese standen unter dem Oberbefehl des General Chabot, waren aber sehr vertheilt und wurden einzeln aufgerieben. In Prevesa, einer Stadt gegenüber den Inseln auf dem Festlande, die sie besetzt hatten, ließ Ali am 22. October alle Einwohner umbringen, die Franzosen aber, die nicht im Kampf gefallen waren, mußten als Gefangene ihren todten Kameraden die Köpfe abschneiden, dieselben einsalzen und dann bis Janina und von da bis nach Constantinopel tragen, unter beständigen Peitschenhieben und Mißhandlungen aller Art. Die wenigen, welche auf diesem Marterwege nicht unterlagen, wurden in Constantinopel als gemeine Verbrecher behandelt, die beiden Offiziere Lasalcette und Hotte in die sieben Thürme geworfen, die Gemeinen auf die Galeere geschmiedet. Die russisch-türkische Flotte vollendete Ali's Eroberungen und nahm sämmtliche jonische Inseln ein, nur in der Citadelle von Corfu hielt sich ein kleiner Rest von Franzosen unter Chabot noch bis zum 3. März 1799.

Bonaparte vernahm die schlimmen Nachrichten aus der Türkei mit derselben Ruhe wie früher den Verlust seiner Flotte und zeigte sich nur um so stolzer und kühner. Vom Sultan sich abwendend, richtete er sein Augenmerk von nun an auf den Scheriff von Mekka, den Wächter des Centralpunkts, zu dem die Muhamedaner aus allen Himmelsgegenden zu pilgern pflegten, und zugleich des Punktes, von wo er Indien und Tippo Sahib am nächsten war und machte die Ansicht geltend, der türkische Sultan sey eigentlich den echten Muselmännern fremd und das höchste Ansehen gebühre dem geistlichen Haupt der reinen Araber in Mekka. Er fuhr also mit doppeltem Eifer fort, die Lehre des Islam zu begünstigen und duldete, daß der eitle Menou förmlich zum Islam überging, sich arabisch kleidete, Abdallah nannte und mit einer schönen Aegypterin von einem muhamedanischen Priester trauen ließ. Bonaparte aber, sein Adlerauge jetzt auf Mekka richtend, trachtete vorerst schnell sich des

Hafens von Suez zu bemächtigen, von wo aus er durch das rothe Meer mit Mekka und Indien in directe Verbindung zu treten hoffte. Sowohl an den Scheriff als an Tippo Sahib erließ er wiederholte Schreiben. Die Tragweite seines Zuges nach Suez erhellt am besten aus seiner Proclamation vom 21. Dezember: „Scheriffs, Ulemas, Sprecher in den Moscheen, verkündigt dem Volk, daß wer wider mich ist, weder in dieser, noch in jener Welt einen Rettungsort finden wird, und daß von Anbeginn der Welt an geweissagt ist, daß, nachdem die Herrschaft des Kreuzes zerstört seyn würde, ich aus dem fernsten Abendlande kommen würde, um das Schicksal zu erfüllen. Belehrt das Volk, daß in mehr als zwanzig Stellen des Koran geweissagt ist, was ich gethan und noch thun werde. Ich weiß alles, ich sehe in den tiefsten Grund eurer Seelen, ich kenne, was ihr noch keinem gesagt habt. Der Tag wird kommen, an dem die Welt klar sehen soll, daß Gott mich leitet und menschliche Kraft nichts gegen mich vermag. Selig, die fest an mich glauben.“ Er brauchte also die nämlichen Mittel, mit denen der Prophet Muhamed einst dieselben Bevölkerungen begeistert hatte und kündigte sich als künftigen Herrn des ganzen Orients an. Aber die Muhamedaner waren nicht so einfältig, wie er glaubte, und eine Proclamation des Sultans warnte sie überdies, sich nicht von ihm betrügen zu lassen, denn allerdings seyen die Franzosen keine Christen, aber sie glaubten auch nicht an Allah, sie glaubten gar nichts.

Der Weg nach Suez führte durch die Wüste, die Bonaparte äußerst interessant fand, indem er an der Seite des gelehrten Mathematiker Monge sie durchritt. Wie er selbst sagte, zog ihn die Wüste an als ein Bild des Unendlichen, Grenzenlosen. Auch hatte man ihm gesagt, sein Vorname Napoleon bedeute den „Löwen der Wüste,“ was ihm sehr zu gefallen schien. Die Soldaten fanden viel weniger Behagen an der Sandwüste. Bonaparte kam zum Neujahr nach Suez, besichtigte den Hafen, ordnete dessen Ausbesserungen an und kehrte wieder nach Kairo um. Wie sehr sein

hoher Muth nöthig war, um die Soldaten anzufeuern, ersieht man aus dem Benehmen Berthiers. Dieser wurde von einem solchen Heimweh befallen, daß Bonaparte ihm erlauben mußte, nach Frankreich zurückzukehren. Als er aber Abschied nahm, überwältigte ihn die Scham, er brach in Thränen aus und blieb. Sehr viele Soldaten theilten dieses Heimweh. Immer tapfer vor dem Feinde, hatten sie doch ein Grauen vor der Wüste und glaubten sich in diesem unheimlichen Boden aufgeopfert, ohne Mittel, je nach Frankreich heimzukehren.

Die Engländer hielten alle französischen, spanischen und italienischen Häfen blokirt und nur einzelne Schiffe konnten von Glück sagen, wenn sie sich durch die englischen Späher durchschlichen. Auch die französische Besatzung von Malta unter General Vaubans kam dadurch in große Verlegenheit und starb fast Hungers, weil ihr keine Lebensmittel zugeführt werden konnten. Schon am 22. August empörte sich das Volk auf der Insel Malta gegen die Franzosen und wollte sie (erbittert durch die Räubereien, die sie auch hier ausübten) alle ermorden, wurde jedoch bezwungen. Am 7. November nahm Kaiser Paul von Rußland auf Bitte einiger geflüchteter Ordensritter die Würde eines Großmeisters des Malteserordens an und bestimmte seine Flotte, die Insel dem Orden zurückzuerobern, was jedoch unterblieb, weil die Flotte zuerst vor den jonischen Inseln, dann vor Neapel und Ancona beschäftigt war. Auch Nelson begnügte sich damals die Insel nur zu blokiren, weil ihn ihre Eroberung zu viel gekostet haben würde und er mehr zu thun hatte. Damals bemächtigte er sich der Häfen von Livorno und von Port Mahon auf Minorca (28. und 30. Nov.), überall vorkehrend, daß Bonaparte in Aegypten keine Zufuhr aus Europa bekomme.

Man muß es als einen feinen Zug im Charakter Bonaparte's bezeichnen, daß er gerade damals, als ihn die Engländer am meisten erbitterten, sie durch Großmuth zu beschämen bemüht war. Sie versuchten eine unkluge Landung bei Abukir, wurden aber übel

empfangen und viele gefangen, im October. Die Gefangenen wurden nach Kairo gebracht, wo sie auf ihr Ehrenwort frei umhergehen durften und sich aus Neugier einmal dicht an Bonaparte drängten. Als man ihn warnte, rief er heiter: „Engländer sind keine Meuchelmörder.“ Ein Schiff voll Comödianten auf dem Nil, von Alexandrien herkommend, scheiterte vor Kairo, die englischen Offiziere, die zufällig am Ufer spazierten, stürzten sich in's Wasser und retteten viele Personen. Als es Bonaparte erfuhr, ließ er sie sogleich frei und gab ihnen Reisegeld. Sie kamen, ihm zu danken, er aber nickte ihnen lächelnd zu und sagte nur „Kriegsglück“.

Er mochte nun im Sinn haben, auf Mekka oder Indien einzuwirken, oder sich einen Landweg in's Herz der Türkei zu bahnen, jedenfalls mußte er zuerst das nahe Syrien erobern und hier Einverständnisse mit den Parteien anknüpfen, die ihm etwa dienstbar werden könnten. Der verschiedenen christlichen Bevölkerungen war er sicher, da sie aber den stärkeren Türken unterworfen waren, legte er auf sie weniger Werth und suchte mehr die Türken zu gewinnen durch Ehrfurcht, die er fortwährend vor dem Islam heuchelte und durch Verlockung der Paschas. Aber es gelang ihm nicht. Der Pascha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, Achmed, an den er sich zuerst mit einem höflichen und listigen Schreiben wandte, antwortete nicht, sondern ließ den Ueberbringer in Ketten legen und, als Bonaparte näher rückte, enthaupten. Dieser alte Pascha war ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein wahres Prachtexemplar, wie Ali Pascha von Janina, jeder Zoll an ihm ein Barbar. Fast alle seine Diener waren verstümmelt in Folge seiner Mißhandlungen. Seine Frauen waren dermaßen eingesperrt, daß kein sterbliches Auge je nur einen Schatten von ihnen sah. Das Volk hieß ihn Djezzar, den Schlächter. Der Sultan aber ernannte gerade ihn jetzt zum Pascha von Aegypten mit Beseitigung des schwachen Seid-Abubekr, und Achmed ließ so-

fort die ihm nächste ägyptische Festung El-Arisch mit zuverlässigen Türken besetzen.

Bonaparte hatte sich eine eigenthümliche Reiterei verschafft, ein auf Dromedaren reitendes Corps. Diese Thiere, im Lande einheimisch, schneller als Pferde, stärker zum tragen schwerer Lasten, fähig in der Wüste langen Durst und Hunger zu ertragen, kamen ihm sehr zu Statten. Indem er selbst mit nahezu 13,000 Mann von Kairo aufbrach, um Syrien zu erobern, schickte er Reynier voraus, der El-Arisch nach einem sehr blutigen Kampfe einnahm, 9. Februar 1799. Der Weg führte abermals durch die Wüste, in welcher Bonaparte, nur von seinen Guiden begleitet, auf eine weit stärkere Schaar von Mameluken stieß, aber kühn auf sie losging und sie dadurch vertrieb, weil sie glaubten, er habe viel mehr Truppen hinter sich. Auch Kleber wurde mit seiner Division irre geführt und fand sich mit Mühe zurecht. Indessen langte das ganze Heer ohne großen Unfall am 24. Februar in Gaza an, wo es von den christlichen Einwohnern freundlich empfangen wurde, die Wüste hinter sich und das fruchtbare Palästina vor sich hatte. Hier sahen die Franzosen mit einer Art Erstaunen auch über dem grünenden Lande wieder die ersten Wolken, die sich in Aegypten fast das ganze Jahr durch nicht blicken lassen. Am 3. März kam das Heer vor Jaffa an, welche Stadt es erst im Sturm nehmen mußte, dafür aber auch plünderte und mordete. Bonaparte fand hier dieselben Türken wieder, die er in El-Arisch gefangen genommen und auf Ehrenwort entlassen hatte. Auf der Stelle ließ er sie alle niederschießen, 1000—1200 Mann. Aber niemand hatte daran gedacht, daß in Jaffa die Pest herrschte. Die französischen Soldaten wurden schnell davon ergriffen und durch diesen neuen Schrecken ganz entmuthigt. Bonaparte handelte hier groß. Mit hochtrabenden Redensarten war nichts mehr zu machen, aber er besaß den wahren Muth, der die That dem Wort hinzufügt und ging persönlich in die Spitäler, tröstete anderthalb Stunden lang die Pestkranken, soll

sogar ihre Beulen berührt haben und wirkte in der That der Ansteckung mit der Pest durch die mit seinem Muth entgegen.

Von Jaffa rückte das Heer am 16. März gegen St. Jean d'Acre (das alte Accon oder Ptolemais), wie Gaza und Jaffa am mittelländischen Meere gelegen. Hier hatte sich der alte böse Djezzar hinter sehr festen uralten Mauern verschanzt und einige Hülfe aus England erhalten. Ein Britte, so feurig wie Nelson, der Commodore Sidney Smith, war mit einigen englischen Schiffen im Hafen und entschlossen, ihn auf's hartnäckigste gegen Bonaparte vertheidigen zu helfen. Dieser verwegene und hartnäckige Offizier war bei der Blokirung von Havre, indem er gewettet hatte, in Havre in's Theater gehen zu wollen, und gefangen wurde, im April 1796 nach Paris gebracht worden, wo man ihn in den Temple einsperrte. Hier fand er einen Mitgefangenen, den Emigrirten Phélippeaux, der durch einen falschen Polizeibefehl sich und ihn frei machte. Sie kamen glücklich nach England, wo Phélippeaux zum Dank den Rang eines Obersten erhielt und sofort mit Sidney absegelte, um Bonaparte in Aegypten zu bekämpfen. Beide trugen durch ihre geschickten Anordnungen wesentlich dazu bei, die ohnehin festen Mauern von St. Jean d'Acre uneinnehmbar zu machen. Das Glück war mit ihnen. Eine kleine Flottille unter Capitän Ranglet, die Bonaparte mühsam aufgebracht hatte, sollte ihm eben das zur Belagerung nöthige grobe Geschütz zuführen, aber Sidney gewahrte sie und nahm sie weg. Bonaparte wußte noch nichts davon, als er schon mit denselben schweren Kugeln aus der Festung beschossen wurde, die er gegen sie hatte feuern wollen. Die Belagerung zog sich daher sehr in die Länge. Ein erster Sturmversuch mißlang. Der Pascha ließ allen todten und gefangenen Franzosen die Köpfe abschneiden und einsalzen, um sie als Trophäen nach Constantinopel zu schicken. Sidney entschuldigte sich gegen die Vorwürfe der Belagerer, er sey lediglich nicht im Stande, den Pascha von dieser Barbarei abzuhalten.

An diesen unglücklichen Punkt gebunden, den er nicht im Rücken

lassen durfte, vermochte Bonaparte nicht tiefer in Syrien einzudringen, nicht einmal Jerusalem zu besuchen. Wie es scheint, vermied er das absichtlich, um nicht als guter Christ zu erscheinen. Aus demselben Grunde ernannte er auch gerade Menou, den neuen Muselmann, zum Gouverneur von Syrien. Inzwischen hatte Abdallah, Pascha von Damascus, Zeit, ein großes Heer zu sammeln und zum Entsatz von St. Jean d'Acre heranzuführen. Es war 30,000 Mann stark, aber sehr gemischt und undisciplinirt, so daß Junot, der ihm mit geringer Macht entgegengeschickt wurde, es gleichwohl in einem Treffen bei Nazareth am 8. April auseinandersprengte. Allein es floß wieder zusammen und um es wirksamer zu schlagen und zu entfernen, eilte Kleber Junot zu Hülfe und erfocht unter dem Berge Tabor einen neuen noch glänzenderen Sieg am 15. Er und Junot bildeten jeder ein Quarrée, die von der fünfzehnmal stärkeren Uebermacht des Feindes, denn sie hatten nur 2000 Mann, von allen Seiten zugleich angegriffen, aber nicht nur nicht gesprengt wurden, sondern auch mitten im Feuer in größter Ordnung sich in ein einziges Quarrée zusammenschlossen, ein Triumph französischer Tactik, der mit Recht unsterblichen Ruhm verdient. Dennoch drohte ihnen die allmählige Ermüdung Verderben, da der Feind nicht abließ, sie zu bestürmen, und sie keinen Augenblick ruhen konnten. Da erschien Bonaparte selbst mit 2 bis 3000 Mann und bildete zwei neue Quarrées unter Rampon und Vial, die nun ihrerseits den Feind in die Mitte nahmen, mit Klebers und Junots Quarrée einen Triangel bildend. Zwischen diesen drei feuerspeienden Phalangen, die einander immer näher rückten, eingekeilt, wußten sich die Türken nicht mehr zu helfen und suchten in wilder Flucht zwischen durch zu kommen. Ihr Verlust war so groß, daß sie nichts weiter unternahmen.

Zu derselben Zeit erhielt Bonaparte einiges Belagerungsgeschütz über Jaffa und griff nun St. Jean d'Acre mit verdoppelter Wuth an, aber vergebens. Sein tapferer General Caffarelli fiel. Ein einziger ungeheuer dicker Thurm, der Schlüssel zur Festung, wider-

stand allen Stürmen und selbst der Unterminirung und kostete ihn mehr Leute, als er entbehren konnte. Am 7. Mai zeigten sich Segel am fernen Horizont. Bonaparte hoffte, es sey eine französische Flotte, aber es war eine englische. Nun setzte er alles dran, die Festung durch Sturm zu nehmen, ehe die neue Verstärkung hinein käme, und wirklich drangen die Franzosen unter General Rambault bis in die Stadt, wurden aber hier umringt, abgeschnitten und sämmtlich getödtet. Die nicht so weit gekommen waren, wichen zurück, der tapfere Lannes mit einer Wunde. Noch einmal stürmte Kleber, aber eben so vergebens.*) Da erkannte Bonaparte, daß er seine Kräfte vielleicht schon zu sehr erschöpft habe und nicht mehr stark genug sey, um Syrien zu erobern, noch bei der fanatischen Stimmung der Muhamedaner irgend Aussicht habe, sich durch Bundesgenossen im Lande selbst zu verstärken. Er gab also mit schwerem Herzen den großen Plan auf und ertheilte am 20. Mai seinem Heere den Befehl zum Rückzug nach Aegypten.

Es lag ohne Zweifel etwas Lächerliches darin, daß er, nachdem er die riesenhaftesten Welteroberungspläne, eine Erneuerung der Thaten Alexanders des Großen nicht undeutlich angekündigt hatte, vor einem so elenden Neste, wie St. Jean d'Acre, scheiterte und sich vor einem englischen Offizier und einem kleinen türkischen Pascha untergeordneten Ranges zurückziehen mußte. Wenn er aber zu viele große Worte gemacht hatte, so ist andrerseits nicht zu leugnen, daß England sein Genie sehr fürchtete und große Erfolge desselben im Orient allerdings für möglich hielt. Englische Schiffe kamen aus Indien durch's rothe Meer und blokirten den Hafen von Suez, um jede Verbindung zwischen Bonaparte und den in Ost-

*) Damals schlug eine Bombe aus der Festung ganz nahe bei Bonaparte in den Boden. Da schlossen ihn zwei Grenadiere rasch in die Arme und deckten ihn mit ihren Körpern. Die Bombe zerplatzte, ohne einen von ihnen zu verwunden. Der eine dieser tapfern Gemeinen, Dumesnil, stieg später bis zum Range eines Generals auf, verlor in Rußland ein Bein und starb als Commandant von Vincennes hochgeehrt.

indien thätigen Franzosen zu verhüten. Der französische Gouverneur der Insel Isle de France war damals sehr rührig und betrieb eine Allianz mit dem mächtigen Sultan Tippo Sahib von Mysore. Nun landeten französische Offiziere, um Tippo Sahib zu dienen, während bereits 14,000 Mann des Nizam, eines andern indischen Fürsten, ausschließlich von Franzosen befehligt wurden. Als nun damals der Marquis Arthur von Wellesley, der schon unter York in den Niederlanden gedient hatte, als Generalgouverneur nach Indien kam, war er (wie Friedrich der Große beim Beginn des siebenjährigen Kriegs) rasch entschlossen, den Bund der indischen Fürsten zu sprengen, noch ehe er fest geschlossen sey, überfiel daher in Eilmärschen das Heer des Nizam zu Hyderabad und nahm es gefangen (wie Friedrich die Sachsen bei Pirna), am 22. Octbr. 1798. Nach einer kurzen Rast fiel Wellesley sofort auch in das Reich von Mysore ein, um Tippo Sahib keine Zeit zu lassen, schlug ihn in mehreren Gefechten und nahm seine Hauptstadt Seringapatnam mit Sturm, am 4. Mai 1799. Tippo Sahib kam dabei um's Leben. Der Sieger verkleinerte das Reich von Mysore, gab es einem Sprößling des seither daraus vertriebenen Rajah's zurück (der Bramareligion angehörig, während Tippo Muhamedaner war), schlug einen Theil des Reichs zu den englischen Besitzungen und gab den andern dem Nizam, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen. Das war also in denselben Tagen, in denen Bonaparte vergebens St. Jean d'Acre stürmte und zum erstenmal von seinem Glücksstern verlassen wurde. — Wellesley besiegte nachher noch den wilden Dhoondia, der ein fanatisches Heer gegen ihn aufgebracht hatte, mußte aber einen Theil seines Heeres unter General Baird abgeben, welcher die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Es schien demnach, als hätte die französische Expedition nach Aegypten, die den Engländern Verderben bringen sollte, nur den Anlaß gegeben, deren Macht in den Morgenländern ausnehmend zu vergrößern.

Uebrigens breiteten die Engländer in Indien sich nicht blos auf Kosten der eingebornen Fürsten, sondern hauptsächlich auch auf

den Trümmern der vormals holländischen Herrschaft aus. Schon unmittelbar nach der Eroberung Hollands durch Pichegru hatten sich englische Flotten beeilt, die holländischen Colonien anstatt sie dem Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, ihrem Bundesgenossen, zu erhalten, dem großbritannischen Reiche einzuverleiben. Die wichtigste dieser Colonien war das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika, wo alle Schiffe anhalten mußten, welche die weite Seereise von Europa nach Ostindien unternahmen. Hinter dem Hafen der Capstadt aber hatte sich bereits eine zahlreiche holländische Bevölkerung ausgebreitet. Die Engländer kamen nun und besetzten das Cap am 16. September 1795. Die Stadt selbst war zu schwach, um sich halten zu können. Die Landbevölkerung aber, die holländischen Boers, wohnten zu zerstreut und waren zu phlegmatisch, um auf den Regierungswechsel in der Capstadt großen Werth zu legen, da ihnen der Vortheil des Handels und besonders die Versorgung der Schiffe mit dem Fleisch ihrer Heerden gesichert blieb. Erst viel später haben sie sich gegen das englische Joch aufgelehnt. In Ostindien selbst war Hollands reichste Colonie die große Insel Java mit der Hauptstadt Batavia, die damals noch verschont blieb, dann die große Insel Ceylon, welche den Zimmet, und die molukkischen Inseln, welche die Gewürznelken liefern. Ceylon fiel schon 1795, die Molukken erst 1796 in die Gewalt der Engländer, eben so die holländischen Niederlassungen in Malabar und Malacca. Die alte einst so reiche und mächtige holländisch-ostindische Compagnie machte Bankerot. England trat in das holländische Erbe mit frischen Kräften ein. Wenn Holland sich seit zwei Jahrhunderten nicht von Deutschland getrennt, sondern dessen Uebervölkerung für seine Colonien ausgebeutet hätte, würde es stark genug gewesen seyn, England zu widerstehen.

Ohne die geringste Kenntniß von den wichtigen Vorgängen des Mai in Indien suchte Bonaparte sein sehr geschmälertes Heer nur wieder sicher nach Aegypten zurückzuführen. Er trug dabei große Sorgfalt für die vielen Verwundeten, wobei ihn sein Gene-

ralchirurgus, der geniale Larrey, unermüdet unterstützte. Es kam alles darauf an, die durch die Pest, die Strapazen und vergeblichen Anstrengungen in Syrien sehr herabgestimmte Armee in Bonaparte wenigstens einen treuen und väterlichen Führer sehen zu lassen, denn er bedurfte mehr als je der Popularität. Schon aus diesem Grunde ist unwahrscheinlich, was die Engländer verbreiteten, er habe unterwegs zu Jaffa hunderte von Verwundeten, weil sie ihm zu lästig gewesen, mit Opium vergiften lassen. Auch alle beglaubigten Thatsachen, das Schweigen der Truppen und die genauen Berichte der Chirurgen widerlegen diese Verleumdung. Nach einem abermaligen sehr beschwerlichen Marsch durch die Wüste hielt Bonaparte am 14. Juni einen triumphirenden Einzug in Kairo, indem er, gute Miene zu bösem Spiel machend, sich als großen Sieger über Syrien geberdete. Unter den Geschenken, die ihm die Scheiks damals entgegenbrachten, befand sich ein kostbares Pferd und als Reitknecht dazu der Mameluk Rustan, der seitdem von der Person Bonaparte's unzertrennlich blieb und in allen seinen Feldzügen die Dienste seines ersten Kammerdieners verrichtete. Dieser schöne Mann mit offenen, echt orientalischen Augen mußte sein malerisches Costum beibehalten zur immerwährenden Erinnerung an den Ruhm, den sein Herr am Nil errungen.

Die Bevölkerung war indessen weit entfernt, sich dem Triumph Bonaparte's anzuschließen. Mustapha-Bey, dem er früher nur zu viel Vertrauen geschenkt, empörte sich in der Provinz Scharkyeh. Ein Schwärmer gab sich für einen Engel aus, den Allah zur Rettung des Landes entsendet habe, und sammelte ein Glaubensheer in der Provinz Bahyreh, aber beide unterlagen dem raschen Angriff der Franzosen. Auch Murad Bey, den Desaix schon bis zu den Nilkatarakten zurückgeschlagen hatte, kam jetzt wieder ganz nahe herbei und beunruhigte Kairo, so daß man ihn rasch von da vertreiben mußte. Nicht minder kam Ibrahim Bey in Gaza wieder zum Vorschein. Bonaparte mußte seine schwachen Truppentheile concentriren, um so mehr, als ihn ein neuer Feind vom

Meere her bedrohte. Marmont, der in Alexandrien wachte, meldete die Ankunft des Mustapha Pascha mit 18,000 Türken die auf 100 Schiffen aus Rhodos kamen, begleitet von englischen Kriegsschiffen. Bonaparte brach augenblicklich auf und traf den Feind noch an der Küste bei Abukir, am 25. Juli. Die Türken wehrten sich sehr tapfer und der Kampf blieb lange unentschieden, bis Murat ihnen in den Rücken fiel und auf den Pascha persönlich eindrang. Mustapha schoß mit der Pistole auf ihn und traf ihn leicht in den Kinnbacken, Murat aber hieb ihm mit seinem Säbel ein Paar Finger ab und ließ ihn durch seine Soldaten gefangen nehmen. Die Türken flohen, Tausende von ihnen ertranken im Meere, da sie die Schiffe nicht mehr erreichen konnten. Sidney Smith, der auch dabei war, entkam mit genauer Noth in einem Kahne. Der Sieg Bonaparte's war so vollständig als möglich, daher auch Kleber, der mit seiner Division um einige Stunden zu spät kam, ihn enthusiastisch umarmte und ausrief: „Sie sind groß wie die Welt."

Das französische Heer kehrte abermals triumphirend nach Kairo zurück. Zum zweitenmal ließ der Obergeneral hier das Fest des Propheten feiern und wohnte allen muhamedanischen Ceremonien desselben bei zum nicht geringen Erstaunen des gefangenen Mustapha Pascha, der auch seinen Ehrenplatz dabei einnehmen durfte. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß Bonaparte im Laufe dieses Sommers erstens den arabischen Scheiks sagte: „wenn der Prophet wieder auf die Erde komme, würde er nicht zu den Türken nach Constantinopel gehen, sondern nach Mekka, wo der wahre Mittelpunkt der muhamedanischen Welt ist," zweitens aber dem Sultan nach Constantinopel schrieb: „er wundere sich sehr, warum er seiner natürlichsten Politik zuwider Frankreich den Krieg erklärt habe, da doch nur England und Rußland seine wahren Feinde seyen; er, Bonaparte, habe den Malteserorden aufgelöst, der die hohe Pforte grundsätzlich seit Jahrhunderten befehde, der russische

Kaiser aber habe sich zum Großmeister desselben Ordens gemacht. Das charakterisire hinlänglich ihre Stellung und müsse den Sultan bestimmen, eine andere Politik zu ergreifen." In dieser Doppelmaske gefiel sich Bonaparte so lange, bis er sie, das Verfehlte seiner Bemühungen erkennend, ärgerlich vom Gesicht warf und den Orient überhaupt einstweilen aufgab.

Geheime Nachrichten, die sein Bruder Lucian aus dem Rath der Fünfhundert ihm zukommen ließ, unterrichteten ihn, die Zeit sey gekommen, in der sein plötzliches Wiederauftreten in Paris den günstigsten Erfolg haben könne; Italien sey verloren, alle französischen Feldherrn hätten durch ihre Niederlagen bewiesen, daß Niemand Frankreich retten könne, außer Bonaparte, und das Directorium sey so discreditirt und schwach, daß es leicht gestürzt werden könne. Daraus erkannte der Obergeneral, daß die Birne nunmehr reif sey. Und was sollte er noch in Aegypten thun? Sein Heer, obgleich immer siegreich, war an Zahl sehr vermindert, konnte einen neuen kräftigen Angriff der Türken und Engländer kaum mehr aushalten und fand im Lande nicht Hülfsmittel genug, und das Geld war zu Ende, nichts mehr zu hoffen. Sollte Bonaparte durch treues Ausharren bei seinen Truppen ihr bevorstehendes Elend theilen und am Ende den Sieg, den Ruhm, jede Aussicht auf eine größere Zukunft verlieren? Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste von Kairo ab, angeblich nur nach Rosette, wandte sich aber nach Alexandrien, hinterließ Kleber eine Ordre, worin er ihn zum Oberbefehlshaber ernannte, und segelte mit seiner engern Camarilla, Eugen Beauharnais, Berthier, Leclerc, Murat, Bessières, Lannes, Marmont, Andreossy und den Gelehrten Monge und Denon am 23. August auf zwei französischen Fregatten eilends von dannen. Die Schicksale der über seine Abreise unsäglich bestürzten Armee kümmerten ihn nicht mehr. Er selbst kam eben so glücklich nach Frankreich zurück, wie er hergekommen war.

Diese Desertion des Obergenerals hatte eine im höchsten Grade niederschlagende Wirkung auf die ohnehin müden, unzufriedenen und von Sehnsucht nach der Heimath gepeinigten Truppen und versetzte die Generale, die zurückbleiben mußten, in große Erbitterung. Kleber traute sich keineswegs zu, mit der geschwächten Armee die gefährliche Eroberung festzuhalten. Er sah nur Niederlagen und Schande vorher und verwünschte den Oberbefehl, den er unter so ungünstigen Umständen erhalten hatte. In dieser Stimmung schrieb er einen Brief an das Directorium, worin er die schlimme Lage der Armee absichtlich noch übertrieb und dringend nach einer Flotte verlangte, die sie nach Frankreich zurückbringen könne, um sie wenigstens für Frankreich zu erhalten, da sie in Aegypten sonst zu Grunde gehen würde. Dieser Brief wurde von den Engländern aufgefangen, die ihre Maaßregeln danach nahmen, in der Aussicht, mit leichter Mühe die ganze französische Armee in Aegypten vollends vernichten oder gefangen nehmen zu können. Auch die Mameluken und Türken wurden wieder viel kühner. Murad Bey griff am 5. October Desaix an, der ihn aber in die Wüste zurückjagte. Sidney Smith landete am 25. abermals mit 8000 Mann an den Nilmündungen, wurde aber von General Verdier zurückgeschlagen. Nun aber zeigte sich ein großes türkisches Heer, vom Großvezier selber angeführt, an der syrischen Grenze. Da wollte es Kleber doch auf keinen Kampf mehr ankommen lassen, sondern bot Unterhandlungen an. Wie entmuthigt und unzuverlässig seine Truppen geworden waren, erhellt aus dem Benehmen der Besatzung von El-Arisch, die beim Herannahen des Feindes in Meuterei ausbrach und die Festung den Türken öffnete; kaum daß der tapfere Commandant Cazal von einigen Treuen gerettet wurde.

Die Unterhandlungen begannen mit dem Großvezier, wobei aber Sidney Smith sich einmischte. Kleber erbot sich, Aegypten zu räumen, wenn die französische Armee freien Abzug erhielte. Desaix und Davoust hätten sich lieber schlagen wollen, auch Menou

wollte den Besitz von Aegypten nicht fahren lassen. Gleichwohl wurde der Vertrag am 26. Januar 1800 zu El=Arisch geschlossen. Desaix und Davoust eilten zur See nach Frankreich zurück, der erstere wurde jedoch unterwegs vom englischen Admiral Keith aufgehalten, gefangen gesetzt und unter dem Vorwand „die Franzosen seyen ja alle gleich" mit gemeinen Soldaten zusammengesteckt, jedoch nach einem Monat wieder frei gelassen. Derselbe Keith erklärte die Capitulation von El=Arisch für ungültig*) und verlangte, die ganze französische Armee sollte sich kriegsgefangen geben. Da ermannte sich Kleber und erließ den lakonischen Armeebefehl: „solche Frechheit muß man mit Siegen beantworten, rüstet euch zur Schlacht!" Was er bisher gefehlt, machte er nun auf's glänzendste wieder gut, indem er das Heer des Großveziers am 20. März bei Heliopolis angriff und in wilde Flucht schlug. Auch diesmal waren es wieder vier unüberwindliche Quarrées, mit denen die Franzosen vordrangen und alles über den Haufen warfen. Inzwischen hatte Ibrahim Bey mit 15,000 Mann Kairo eingenommen und alle dort zurückgebliebenen Franzosen ermordet. Aber schnell umkehrend trieb Kleber ihn nach eintägigem blutigem Kampfe wieder aus der Stadt hinaus, 19. April. Gleichzeitig hatte eine englische Flotte Suez eingenommen, wurde aber wieder vertrieben, und General Verdier war in Damiette von 10,000 Türken angegriffen worden, aber gleichfalls Sieger geblieben.

Diese echt französische Tapferkeit, ausgeübt in der schwierigsten Lage und von müden und mißmuthigen Truppen, hatte glänzende Erfolge. Murad=Bey, der schon vor der Schlacht seine Neutralität zugesagt hatte, ging jetzt förmlich zu den Franzosen

*) Sidney Smith soll in seiner ritterlichen Weise acht Tage vor dem offenen Bruch Kleber von dem, was geschehen würde, in Kenntniß gesetzt und dadurch die französische Armee gerettet haben, die schon im Begriff war, Kairo zu räumen. Dies sey auch der Grund gewesen, warum Sidney Smith trotz seiner großen Verdienste in Ungnade fiel und nicht Lord werden konnte.

über, ließ sich zum französischen General ernennen und erhielt das Gouvernement von Oberägypten. Er sah nämlich voraus, der Großvezier werde, wenn er siege, sich nicht begnügen, der Herrschaft der Franzosen ein Ende zu machen, sondern auch der Unabhängigkeit der Mameluken. Murad hoffte sich daher von nun an besser mit Hülfe der Franzosen behaupten zu können. Seine Dienste waren Kleber sehr wichtig. Schon Bonaparte hatte aus christlichen Griechen eine schwache Legion gebildet, um den Verlust der französischen Truppen zu ersetzen. Kleber errichtete nun noch eine koptische und eine syrische Legion und erhielt durch Murads Vermittlung aus Darfur einige tausend Schwarze, die sich trefflich zum Soldatenhandwerk anließen, so daß er sie sogar in die Glieder der Franzosen selbst einreihen konnte. Somit brachte er die Armee wieder auf 27,000 Mann und war im unbestrittenen Besitz Aegyptens sicherer als je. Allein als er am 14. Juni von seinem Landgut vor der Stadt nach Kairo kam, um die Ausbesserung des beim letzten Kampf sehr beschädigten Pallastes zu besichtigen, den er in der Stadt zu bewohnen pflegte, wurde er in einem mit Weinlaub bedeckten Bogengange auf der Terrasse des Pallastes von einem jungen fanatischen Muselmann aus Aleppo in Syrien, der zu diesem Behuf so weit hieher gereist war, erdolcht. Ein Guide, der herbeieilte, wurde gleichfalls niedergestoßen, doch gelang es, den Mörder zu verhaften, der seinen Frevel am Spieße büßte und sterbend noch Allah pries.

Menou übernahm den Oberbefehl, allein je mehr er Muselmann und sehr dick geworden war, je weniger hatte er von dem Kriegsgenie seiner Vorgänger behalten. Die Engländer und Türken unternahmen im folgenden Jahr einen neuen gemeinsamen Angriff auf Aegypten. Der Großvezier kam wieder aus Syrien, eine beträchtliche englische Armee unter Abercrombie landete bei Alexandrien und eine zweite kleinere englische Armee von 6000 Mann unter Baird kam aus Indien und landete bei Cosseir. Bei dieser letzteren Armee befanden sich viele eingeborne Indier, die

von der Aehnlichkeit der altägyptischen Tempel mit denen ihrer Heimath so tief ergriffen wurden, daß sie darin beteten, und Isis und Osiris nach zwei Jahrtausenden zum erstenmal wieder andächtige Huldigungen empfingen, die der Durga und dem Brama galten. Eine Flotte unter Gantheaume sollte Menou Verstärkungen aus Frankreich bringen, ließ sich aber zweimal von den Engländern zurückschrecken und kam nicht an. Eine andere Flotte unter Linois, die sich mit der spanischen unter Saumarez vereinigte, wurde bei Algesiras von den Engländern geschlagen und konnte eben so wenig nach Alexandrien gelangen. Am 8. März 1801 war Abercrombie mit 16,000 Mann gelandet, Menou ging ihm mit nur 10,000 Mann entgegen, indem er ohne Noth seine Streitkräfte theilte, und erlitt bei Nikopolis am 21. eine Niederlage, in der er seine ganze Reiterei und vier seiner tapfersten Untergenerale verlor. Abercrombie fiel in der Schlacht, wurde aber durch Hutchinson, der mit Verstärkungen nachkam, ersetzt. Ein neues Unglück brach in Menou's Rücken herein, indem sein neuer Freund Murad plötzlich an der Pest starb und dagegen der englische General Baird aus Oberägypten den Nil heraufzog gegen Kairo. Als nun noch 25,000 Türken unter dem Großvezier aus Syrien anrückten, entschloß sich der die Franzosen in Kairo commandirende General Belliard zu capituliren und hatte das Glück, daß ihm freier Abzug bewilligt wurde, am 27. Juni. Menou sah sich dagegen in Alexandrien eingeschlossen, wo er sich noch tapfer bis zum 2. September vertheidigte und dann ebenfalls capitulirte. Damit hatte die große französische Expedition nach Aegypten ihr Ende erreicht und es blieb von ihr nichts als eine große Erinnerung.

Eben so blieb auch von der Eroberung Malta's den Franzosen nichts als das Andenken. Die Engländer hielten diese Insel streng blokirt und mit ihnen vereint die Portugiesen, denen diese Dienstfertigkeit später theuer zu stehen kam. General Vaubois litt beständig Mangel an Lebensmitteln, dem nur von Zeit zu

Zeit und heimlich abgeholfen werden konnte. Eine kleine von Généreux befehligte Flotille, die ihn in der letzten Noth retten sollte, wurde von den Engländern aufgefangen, der Befehlshaber durch eine Kanonenkugel getödtet. Da mußte sich Vaubois endlich am 5. Sept. 1800 an die Engländer ergeben.

Wir richten nun unsere Blicke wieder nach Frankreich, wo unterdeß Bonaparte angelangt war und eine neue große Rolle spielte.

Zehntes Buch.

Der 18. Brumaire und Marengo.

Nach seiner heimlichen, wenigstens dem Heere vorher nicht angezeigten Abfahrt aus Alexandrien schiffte General Bonaparte, von demselben Glücke begünstigt, wie auf der Herreise, von den englischen Kreuzern unbemerkt über das mittelländische Meer. In Ajaccio, wo er landete, begrüßten ihn die Corsen mit ungeheurem Jubel. Niemand dachte daran, ihn die übliche Quarantaine aushalten zu lassen, obgleich er aus dem Lande kam, in welchem die Pest herrschte. Auf seiner weitern Reise begegneten ihm englische Kriegsschiffe in der Abenddämmerung, ohne ihn zu bemerken, und am 9. October 1799 stieg er frisch und gesund zu Frejus an's Land. Auch hier empfing ihn der lauteste Jubel. Noch am gleichen Tage fuhr er mit Berthier nach Paris, unterwegs überall, aber besonders in Lyon, wie ein Erretter mit der ungeheucheltsten Freude und Bewunderung vom Volke begrüßt, und am 16. Oct. war er in den Mauern der erstaunten, zum Theil erschrockenen Hauptstadt.

Die Parteien in Paris waren immer noch dieselben wie früher, nämlich eine der Revolution zugeneigte jakobinische, gegenüber einer andern, welche die Rückkehr der Monarchie, Kirche und Aristokratie wünschte. Die jakobinische Partei hatte zuletzt durch

den Staatsstreich des 18. Fructidor gesiegt, aber durch die Niederlagen, welche die Republik seit Bonaparte's Entfernung erlitt, sehr an Ansehen verloren. Das Volk war schon an Siege gewöhnt worden und sah nun verlorene Schlachten, verlorene Provinzen. Mit Recht schrieb man das Unglück der Schwäche und Immoralität der Directorialregierung zu. Klagen und Anklagen bestürmten die Regierung, die von beiden Parteien zugleich gedrängt wurde.

Die Royalisten waren schwer verletzt durch die Härte, mit der man sie seit dem 18. Fructidor behandelte. Man hatte den Familien der Emigrirten Geißeln und eine Anleihe von 100 Millionen abgezwungen. Auch die Kirchlichen waren in hohem Grade unzufrieden, daß Lareveillière-Lepeaux immer noch die Priester verfolgte, daß sein philosophischer Unsinn noch immer in der Republik getrieben wurde und daß man Ordnung und Frieden wieder herstellen zu können glaubte ohne die christliche Kirche. Trotz der strengen Maaßregeln nach dieser Seite hin sah man das Directorium im übrigen schwach und verachtete es. Die Vendée stand wieder auf, unter einem Herrn von Chatillon auf dem rechten, einem Herrn von Antichamp auf dem linken Ufer der Loire. Auch die Chouans wurden kühner als je unter dem riesenhaften, allem trotzenden Georges Cadoudal. Auch in der Normandie, in der Gegend von Toulouse 2c. gab es royalistische Zusammenläufe. Allein sie fanden doch bei der Mehrheit in Frankreich Mißbilligung. Man wollte die Rückkehr der Bourbons nicht. Ein Theil des Volks war durch die Revolution zu sehr compromittirt, ein anderer hatte durch Ankauf der Nationalgüter gewonnen. Im Directorium selbst war nur Barras ein heimlicher Royalist und correspondirte mit Ludwig XVIII. Es fällt auf, daß gerade er, wenn er doch die Monarchie für unvermeidlich hielt, nicht lieber an Bonaparte dachte, den er zuerst gehoben hatte.

Die strengrevolutionäre, altjakobinische Partei war die stärkste im Rathe der Fünfhundert und versammelte sich gewöhnlich im

Reithause. Ihre militairische Notabilität war Bernadotte. Sie war mit dem Directorium unzufrieden, weil es die Republik ruinirte. Was unter dem Convent gewonnen war, drohte unter dem Directorium wieder unterzugehen. Zudem beschränkte es die Presse, die freie Meinungsäußerung. Der schwerste Vorwurf aber für das Directorium war, daß es sich mit einer Menge von Helfershelfern bereicherte, während das Heer darbte und Niederlagen erlitt. Im Rath der Fünfhundert erhob sich ein Sturm von Anklagen in Betreff der Betrügereien und Unterschleife der Beamten. Die dabei schwer betheiligten Directoren Lareveillère-Lepeaux, der in Italien nicht blos die Kirche hatte ausrotten, sondern namentlich auch berauben wollen, *) und Merlin von Thionville, der sich bei den öffentlichen Bauten die gröbsten Veruntreuungen erlaubt hatte, zogen es vor, dem Sturme auszuweichen und legten ihre Stellen freiwillig nieder, am 18. Juni 1799. Nun rissen alle Dämme und Klagen und Verwünschungen brachen massenhaft auf das Directorium herein. Im Rath der Fünfhundert wurden sie Monatlang fast alle Tage wiederholt und niemand mehr geschont außer Massena, den man damals im Felde nicht entbehren konnte. Genissieux beschuldigte den Obergeneral und Kriegsminister Scherer, für 130 Millionen Kriegsbedürfnisse aller Art unter der Hand verkauft zu haben, sogar Kanonen aus den Festungen 2c., während die Soldaten darbten. Von den Summen, die für Montirung bestimmt waren, nahm er den besten Theil für sich und ließ für den Rest das elendeste Tuch an die Soldaten abliefern. Und so in Allem. Briot klagte nicht minder zornig den Finanzminister Ramel an, der beim Verkaufe der Nationalgüter ungeheuren Unterschleif gemacht hatte. Die Anklage gegen Scherer wurde mit den Acten am 22. Juni dem Directorium übergeben und am folgenden Tage setzte der Rath der Fünfhundert

*) Als Curiosum ist zu bemerken, daß die protestantischen Kirchengüter erst am 1. März 1799 für Nationalgut erklärt und dem Verkauf ausgestellt wurden, nachdem sie in der Schreckenszeit geschont worden waren.

die Freilassung des edlen Championnet durch, der ein Opfer Scherers geworden war, weil er dessen Betrügereien nicht hatte dulden wollen. Die Untersuchungen gingen weiter. Am 25. Juni enthüllte Moreau von der Yonne die Räubereien Rapinats: „Schändliche Commissäre haben durch schamlose Bedrückungen in einem Monat die Früchte mehrjähriger Siege vernichtet, z. B. Rapinat in der Schweiz, dessen Charakter und Betragen schon in seinem Namen liegt. Alle diese Menschen müssen der allgemeinen Verwünschung Preis gegeben werden, damit die Schweiz und Italien erfahren, daß wenigstens das französische Volk nicht Theil hat an der Schurkerei.“ Rewbel fuhr bei diesen Worten auf und suchte seinen Schwager Rapinat zu entschuldigen, indem er sagte, derselbe habe ja mehr Geld aus dem Berner Schatz abgeliefert, als auf dem Papier gestanden sey (eine Finte, durch die sich Rapinat schon früher herauszulügen gehofft hatte und die nur beweist, wie groß die Beute in Bern gewesen ist). Moreau blieb aber bei seinen Worten und sagte geringschätzig zu Rewbel, die öffentliche Meinung habe längst über Rapinat gerichtet. Am 29. beschloß der Rath der Fünfhundert, Hoche's Leichnam neben dem Marceau's am Rhein zu beerdigen und Chenier pries bei diesem Anlaß die Uneigennützigkeit und Armuth des Helden, im Gegensatz gegen die „unverschämten, zu ihrer Schande berühmt gewordenen Diebe, welche Schätze auf Schätze häuften, während die Armeen an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen Mangel litten.“ Am 6. Juli entwarf Mengaud ein merkwürdiges Gemälde von Italien, wie es unter Scherers Verwaltung gelitten, wie selbst die französische Armee dort von ihren Verpflegungsbeamten systematisch geplündert und entwaffnet worden sey, und Dubois Dubay fügte hinzu, die Regierung habe diesem argen Treiben nur Vorschub geleistet, jede Klage unterdrückt, selbst die Presse gefesselt, nur Schurken angestellt, ehrliche Männer verdrängt. Täglich kamen in Masse zustimmende Adressen aus den Provinzen ein mit neuen Actenstücken, die des Betruges immer mehr enthüllten. Am 15.

beschloß der Rath der Fünfhundert die Anklage wie gegen Merlin von Thionville und Lareveillière-Lepeaux, so auch gegen Rewbel und Treilhard (der von Rastadt ins Directorium gekommen war). Am 28. sagte Quinot: „vor seinem Tode hatte Hoche einen Minister, der gegenwärtig allgemein als Urheber unserer Unfälle genannt wird, angeklagt, und Hoche starb plötzlich." An demselben Tage riefen mehrere Stimmen: „die Denunciation der Schelme und Diebe muß unsere Tagesordnung bleiben, bis sie bestraft sind." Das Directorium aber stellte sich taub und stumm. Es waren der Compromittirten zu viele. Man zog die Untersuchung in die Länge und ließ die Fünfhundert schreien. Am 30. verlangte Bonnere, das Directorium solle Rechenschaft geben über alle von ihm abgeschlossenen oder gutgeheißenen Verkäufe und Verträge: „mögen sie zittern, die neuen Verresse! das Reich der Gauner hat ein Ende." Am 1. August wurden noch viele öffentliche Diebe am Vermögen der Nation genannt, darunter die Gesandten Trouvé und Faypoult und General Grouchy. Alles schrie endlich, warum denn Scherer immer noch nicht verhaftet werde? *)

Das Directorium benahm sich in der Klemme, in der es war, mit vieler List, indem es zuerst immer versicherte, ja, es werde dem Rath der Fünfhundert nachkommen und alles gründlich untersuchen lassen, nachher aber die kleinen Unruhen, die von den Royalisten ausgingen, benutzte, um dem Rath der Fünfhundert den Vorwurf zu machen, er schwäche durch seine Anklagen das Ansehen der Regierung und provocire Bürgerkrieg; es sey viel räthlicher, über die Vergangenheit einen Schleier zu decken und die Regierung mit Achtung zu behandeln, damit sie wieder stark werde. Diese Ansicht mußte zuerst der Polizeiminister Fouché verbreiten, dann

*) Von allen diesen Dingen, wie sie in den Protokollen des Raths der Fünfhundert aufgezeichnet sind, schweigen die französischen Geschichtsschreiber der Revolution aus Nationalstolz. Auch die Räubereien im Auslande werden von ihnen mit Stillschweigen übergangen, oder als ganz unbedeutend nur nebenbei berührt.

wurde sie vom Directorium ausdrücklich in einem Erlaß an den Rath der Fünfhundert vom 21. August ausgesprochen. Darin heißt es: „Wie kann die Republik durch die Regierung gegen den Royalismus wirksam geschützt werden, wenn ihr die Regierenden immerfort Verräther nennt?"

Zugleich fuhr das Directorium fort, die Presse zu beschränken, um die Vorwürfe schweigen zu machen. Das fand man nun wieder durchaus nicht der republikanischen Freiheit angemessen. François von Nantes sagte am 17. Juni: „wir befinden uns in völliger Sklaverei, jeder Mund ist verschlossen. Jeder Verfasser, der die Wahrheit schreibt, wird verhaftet. Und wir im Rath der Fünfhundert, sprechen wir von den Räubern, so klagt man uns als Anarchisten an. Nur wenn wir weder vom Kriege, noch von den auswärtigen, noch von den innern Verhältnissen sprechen, dürfen wir sprechen was wir wollen. Eine traurige Freiheit!" Dagegen sagte Darracq: „ist die Presse eine Ehrfurcht gebietende Macht? ist sie der Maaßstab des Gemeingeistes? Wird sie nicht vielmehr von Menschen gehandhabt, die nicht besser wie die Fiacres sind, die jeden Passagier ums Geld fahren? ihre Unredlichkeit, ihre Uebertreibungen, ihre Fälschungen müssen nothwendig unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden. Der Gemeingeist ist durch die Tagblätter stets nur verdreht und verdorben" rc. Mit dieser Geringschätzung durfte man in der Republik damals schon von der Presse sprechen und Darracq behielt Recht, weil er den Thatbestand schilderte, wie er wirklich war, François aber nur von der reinen Idee ausging. Eine Adresse aus Grenoble warnte damals: „o rettet die Republik, damit es nicht heiße, wir errangen die Freiheit, aber wir verstanden es nicht, sie zu erhalten." Ich glaube diese wenigen aber charakteristischen Auszüge aus den damaligen Protokollen des Raths der Fünfhundert mittheilen zu müssen, weil sie am besten erklären, warum Bonaparte so wenig Schwierigkeit fand, seinem Genie durch den Hader ermatteter Parteien Bahn zu brechen.

Der bedeutendste Mann in Paris war damals Sièyes, der

mit dem Ruhm, seinem Talent hauptsächlich habe Frankreich die preußische Neutralität bisher zu verdanken gehabt, aus Berlin zurückgekehrt und ins Directorium (8. Juni) eingetreten war, sobald an Rewbel, den er nie leiden konnte, die Reihe des gesetzlichen Austritts gekommen war. Sièyes hatte fast alle Größen der Revolution überlebt und stand immer noch so hochgeachtet da, wie im Anfang derselben. Er spielte nun auch ein wenig den politischen Großvater und glaubte, Frankreich werde sichs zur Ehre schätzen, aus seiner in dergleichen Schöpfungen unerschöpflich fruchtbaren Hand eine neue Constitution zu empfangen. Daß der bisherige Zustand unerträglich und unhaltbar geworden sey, war klar. Eben so aber auch, daß die Bourbons sich noch keine Hoffnung auf eine Restauration machen durften. Was schien nun näher zu liegen, als eine neuverbesserte Verfassung der Republik, worin alle die Fehler, die bisher erkannt worden, klüglich vermieden würden? Sièyes sah in der Revolution überhaupt nur ein Experimentiren an der Menschheit, ein Fortschreiten im Versuchen und Erproben. Der Umsturz einer gegebenen Verfassung war für ihn nichts anderes, als freiwilliges Niederreissen eines Kartenhauses, um ein noch kunstreicheres neues zu bauen. Er konnte jedoch das Bestehende nicht umstürzen ohne Gewalt und suchte zu diesem Behufe einen General, wie ihn Barras am 13. Vendemiaire an Bonaparte und am 18. Fructidor an Augereau gefunden hatte. Er ersah sich deßhalb Joubert aus, der aber bei Novi fiel. Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Sièyes von seiner Partei bestürmt, sich mit diesem zu verbinden, er trug aber anfangs große Scheu. Bonaparte schien ihm nicht fügsam und gelehrig genug für seine constitutionellen Plane. Im Uebrigen gehörte er keineswegs mehr der streng republikanischen Seite an, die schlimmen Erfahrungen der Revolution hatten ihn belehrt, daß man nicht mit dem Volke regieren könne, sondern daß die Regierung immer über dem Volke stehen müsse. Darin stimmte die große Mehrheit des Volks selbst mit ihm überein, die wieder Ordnung und Ansehen der Regierung

verlangte, aber doch auch nicht die alte Wirthschaft unter den Bourbons.

Im Directorium selbst hatte Sièyes nur Roger Ducos für sich, Barras war heimlicher Royalist, der alte Gohier und Moulins aber gehörten der Partei der Reitbahn an.

Bonaparte hatte den großen Vortheil, daß alle diese Parteien sich bei seiner Rückkehr um ihn bewarben, während er in den Augen des Volks und aller Einsichtsvollen schon über den Parteien stand, durch seinen Ruhm, durch sein Genie vorragend über alle andere. Niemand fiel es ein, ihm vorzuwerfen, daß er eigenmächtig die Armee in Aegypten verlassen habe. Alles huldigte ihm. Er übereilte daher auch nichts, sondern ließ die Leute an sich kommen. Zuerst fielen ihm die Gemäßigten, die ganze bisher von Sièyes geleitete Partei zu, die auch bemüht war, Sièyes selbst für ihn zu gewinnen. Beide verständigten sich, ohne einander zu trauen. Bonaparte brauchte Sièyes und dieser gab nach, weil er nicht isolirt werden wollte. Mit Sièyes fiel auch der Rath der Alten Bonaparte zu. In diesem Rath war eine gänzliche Unterdrückung der Presse beantragt und, nicht ohne Zuthun Lucian Bonaparte's, vom Directorium am 2. Sept. beschlossen worden. Darnach wurden 155 Journale unterdrückt und 61 Redacteure verhaftet, so daß kein freies Wort mehr gedruckt werden konnte und die, welche den Staatsstreich wollten, nur noch das ohnmächtige und in der Presse nicht wiederhallende Geschrei der Fünfhundert gegen sich hatten. Alle Soldaten und fast alle Generale in Paris waren gleichfalls unbedingt für ihn, Augereau an der Spitze. Auch Moreau, der bisher immer noch schlecht mit dem Directorium gestanden, versprach den Staatsstreich zu unterstützen, der dasselbe stürzen sollte. Um die vielen eifrigen Republikaner namentlich in der Armee zu gewinnen, warf Bonaparte mit affectirter Entrüstung jeden Gedanken von sich, als sey es ihm um Usurpation der höchsten Gewalt zu thun. Es gelte, versicherte er, einzig die durch die Schwäche des Directoriums gefährdete Freiheit durch Kraft, durch neuen

Ruhm zu befestigen. Er spottete darüber, daß man ihn mit Cäsar und Cromwell vergleiche: „schlechte Rollen, abgenützte Rollen, unwürdig eines Mannes von Verstand, wenn sie nicht schon des ehrlichen Mannes unwürdig wären! Es wäre ein ruchloser Gedanke, im Jahrhundert der Aufklärung und Freiheit etwas gegen die repräsentative Verfassung zu unternehmen. Nur ein Narr könnte die Wette der Republik gegen das Königthum verloren gehen lassen, nachdem er sie mit einigem Ruhm und einiger Gefahr unterstützt hat.“ Mancher durchschaute dabei wohl seine tiefe Arglist, war aber weniger darüber sittlich entrüstet, als er nur sein Uebergewicht beneidete. So Bernadotte, der Großmeister der Freimaurer geworden war. Wegen des Einflusses, den er in dieser Stellung üben konnte, schmeichelte ihm Bonaparte mehr als allen andern. Bernadotte wußte aber wohl, daß sein Einfluß doch nicht hinreiche, Bonaparte in seinem Siegesfluge aufzuhalten, schloß sich ihm also ebenfalls an. Barras war niederträchtig genug, sich mit Geld abfinden zu lassen. Talleyrand, der vornehme, Fouché der plebejische Meister der Intriguen, huldigten beide allemal der stärkeren, neuaufkommenden Gewalt, und hatten überdies in ihrem Macchiavellismus etwas dem bonapartischen Geiste Verwandtes, ohne dessen Energie und Genialität, boten sich ihm daher willig und instinctartig als Werkzeuge dar. Nach dem Volke frug man gar nicht mehr, man durfte voraussetzen, es werde allem zustimmen, was Bonaparte, der Allgefeierte, thun würde, in dem alle Hoffnungen sich vereinigten.

Somit war also nur der Rath der Fünfhundert und das schwache Directorenpaar, Gohier und Moulins, zu besiegen, die nichts für sich hatten, als das Gesetz. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, wurde der 18. Brumaire (9. November) zur Ausführung des Staatsstreichs anberaumt. Im Rathe der Alten wurde die erlogene Nachricht verbreitet, die Jakobiner beabsichtigten eine Insurrection. Man affectirte großen Schrecken, erklärte das Vaterland in Gefahr, ernannte Bonaparte zum Befehlshaber der bewaff-

neten Macht und verlegte, da man in Paris nicht mehr sicher sey, die Versammlung der beiden Räthe auf morgen nach St. Cloud. Bonaparte empfing seine Ernennung in der Mitte mehrerer Regimenter, die er unter dem Vorwand einer Musterung um sich versammelt hatte, und erließ sogleich eine Proclamation, welche schon gedruckt war und auf Fouché's Befehl an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Auch war eine Rede verbreitet, die Bonaparte nach einer Nachricht an die Soldaten, nach einer andern, die wahrscheinlicher ist, nur in Gegenwart von Offizieren an Räthe und bisherige Anhänger des Directoriums hielt. Darin klagte Bonaparte die Regierung an: „was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? ich hinterließ euch Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ euch Millionen aus Italien und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt ihr mit jenen hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten meines Ruhms? Sie sind todt. Dieser Zustand kann nicht dauern." Andere Proclamationen des Raths der Alten, der Administratoren des Seinedepartements, des Polizeiministers Fouché wiesen übereinstimmend auf Bonaparte hin, als den Mann des Vertrauens, auf den alle bauen könnten, als den Starken, der alles durchsetzen würde, als den Einzigen, der die Republik retten könne. Noch an dem gleichen Morgen löste Bonaparte kraft des ihm nur einseitig vom Rath der Alten aufgetragenen Vollziehungsamtes das Directorium auf. Moreau würdigte sich herab, dabei die Schergenrolle zu übernehmen und den Pallast Luxemburg, die Residenz des Directoriums, militärisch zu besetzen. Siéyes und Roger Ducos legten ihre Stellen freiwillig nieder, wie verabredet war. Barras dankte gegen eine Geldzusicherung gleichfalls ab und reiste auf sein Landgut. Der alte Gohier und Moulins machten einen vergeblichen Versuch zum Widerstande. Moulins sagte: der Soldat weicht nicht, wenn er auch auf der Mine steht, welche springen soll. Das gefiel Bonaparte. Nachdem die Directoren entfernt worden waren, klatschte er mit der

Reitpeitsche auf den Stiefel und sagte verächtlich: „das sind also die Männer, denen Frankreichs Geschicke anvertraut waren,“ fügte aber hinzu: Moulins allein ist ein Mann, der sich selbst achtet.

Der Rath der Fünfhundert war nicht versammelt, wußte von nichts und konnte erst am andern Tage in St. Cloud gemeinsame Beschlüsse fassen. Eins der enragirtesten Mitglieder dieses Raths, der Corse Salicetti, war heimlich im Solde Bonaparte's, lud viele andere Mitglieder des Raths zu einer heimlichen Zusammenkunft in seinem Hause ein und riß sie zu lächerlichen Drohungen hin, hinderte sie aber am Handeln. Ihre fürchterlichen Redensarten wurden dann mit Uebertreibungen dem Rath der Alten berichtet, der sich dadurch bewegen ließ, noch fester zu Bonaparte zu halten. Der Bierbrauer Santerre allein wollte eine etwas ernsthaftere Demonstration machen und die Vorstädte aufwiegeln, Bonaparte aber, der von allem unterrichtet war, drohte ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und die Stadt blieb ruhig.

Am andern Tage strömte alles nach St. Cloud, in dessen Schloß beide Räthe tagen sollten, das aber bereits mit Militär rings umstellt war. Das Volk, welches als Zuschauer in Menge herbeikam, machte nicht die mindeste Miene, den Rath der Fünfhundert zu unterstützen, dessen Sache schon verloren war, obgleich er noch große Worte gebrauchte. Bonaparte bewegte sich unter den Soldaten schon mit Siegesfreude. Man hörte ihn ausrufen: „ich will keine Fractionen mehr, ich will durchaus keine mehr, das muß ein Ende nehmen.“ Indem der Rath der Fünfhundert seine Sitzung eröffnete, präsidirte Lucian Bonaparte, gegen den sich alsbald hundert Stimmen in wüthenden Anklagen erhoben. Die schwache Minderheit, die den Staatsstreich billigte, wurde nicht mehr gehört, die große Mehrheit schwur, die Verfassung heilig zu halten. Als Bonaparte von der Hartnäckigkeit des jüngern Raths hörte, begab er sich in den Rath der Alten, beschwerte sich hier über die Verleumdungen, die im Rath der Fünfhundert gegen ihn geschleudert worden seyen, versicherte heilig und theuer, das Vaterland habe keinen wärmeren

Freund als ihn, verlangte aber, man solle jetzt mit einer Entscheidung durchgreifen. Linglet, der zur Partei der Reitbahn gehörte, forderte ihn auf, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Bonaparte aber erwiederte ihm mit Stolz und Verachtung: „es gibt keine Verfassung mehr, ihr selbst habt sie schon am 18. Fructidor und zu wiederholten Malen verletzt. Alle Parteien haben sie verletzt. Niemand achtet sie mehr, und sie kann uns nichts mehr helfen. Als ich nach Paris zurückkam, haben alle Parteien an meine Thüre geklopft und mir die Gewalt angeboten. Aber ich habe keine angehört, ich bin von keiner Partei, außer von der großen Partei des französischen Volks. Ich nahm das mir anvertraute Amt nur an, um die Sache der Republik zu retten. Und ich habe der Republik glänzende Proben meiner Ergebenheit abgelegt. Seht in mir keinen elenden Intriganten. Wenn eine Partei es wagen wollte, mich anzugreifen, mich etwa außer dem Gesetz zu erklären, der hüte sich wohl, daß dieser Beschluß nicht ihn selber treffe. Dann rufe ich euch, meine tapfern Waffenbrüder, euch Soldaten auf zu meinem Schutz und euch und meinem Glück vertraue ich." Der Rath der Alten stimmte ihm zu und er eilte nun, mit dem Rath der Fünfhundert fertig zu werden.

Ohne Zweifel bildete er sich ein, diese Versammlung schrecken und einschüchtern zu können, indem er selbst in ihre Mitte trat. Aber die Mitglieder sahen seinen Eintritt als eine gewaltsame Entweihung ihres gesetzlichen Heiligthums an, stürzten auf ihn los, drängten ihn zurück und schrien: „hinaus mit ihm! nieder mit dem Dictator, in die Acht den Tyrannen!" Er zog sich zurück und ließ seinen Bruder Lucian durch Grenadiere ebenfalls herausholen. Dieser Präsident der Fünfhundert machte die Soldaten glauben, es seyen Dolche auf ihren Obergeneral gezückt worden und eine Minderheit solcher jakobinischer Dolchschwinger halte die Mehrheit der Versammlung in Todesangst. Auch Siéyes war zugegen und sagte spöttisch, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so solle er sie nur hors la salle werfen lassen. Bonaparte ließ da-

mit nicht auf sich warten, sondern schickte Murat mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, die unter Trommelschlag mit gefälltem Bajonett die armen Volkstribunen langsam vor sich hertrieben und sie zwangen, durch Thüren und Fenster ihr Heil in der Flucht zu suchen. Mit ihnen war der letzte Widerstand beseitigt.

Lucian rief eine kleine Minderheit des Raths der Fünfhundert abermals zusammen, um nunmehr dem Rath der Alten zuzustimmen und dem Staatsstreich eine gesetzliche Form zu geben. Durch Beschluß der beiden Räthe wurde eine provisorische Regierung von drei Consuln (General Bonaparte, Sièyes und Roger Ducos) und eine aus beiden Räthen gewählte Verfassungscommission niedergesetzt, welche die neue Constitution entwerfen sollte, am 12. Nov. Von den heftigsten Opponenten im Rath der Fünfhundert wurden 37 zur Deportation verurtheilt, 21 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Als Bonaparte den Namen Salicetti's, der auf der Liste stand, wieder ausstrich, erfuhr man jetzt erst staunend, welche Doppelrolle dieser listige Corse bisher gespielt hatte. Die Deportirten wurden übrigens sämmtlich bald darauf wieder begnadigt, da sie ganz ungefährlich waren. Bonaparte ließ auch unmittelbar nach dem 18. Brumaire eine Menge politische Gefangene in Paris los und befahl gleiche Freilassungen in ganz Frankreich und Zurückberufung der Deportirten aus Cayenne, denn er wollte als Retter erscheinen und sich überall Freunde machen. Waren ihm auch die Terroristen verhaßt, so begnadigte er sie gleichwohl, wenn sie sich bittend an ihn wandten und ihm zu dienen gelobten. So Barrère, der übrigens in einer unbedeutenden Anstellung sein beflecktes politisches Leben enden mußte. Unter den Zurückberufenen bemerkt man Barthelemy und Carnot. Auch die am 18. Fructidor verbannten Priester durften zurückkehren.

Unterdeß wurde fleißig am Verfassungswerk gearbeitet. Sièyes hatte schon einen Entwurf in der Tasche, in welchem die gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Behörden der Republik auf's kunstreichste gegen einander abgewogen waren und nicht minder

das Wahlrecht von unten und das Ernennungsrecht von oben. Das Haupt der Republik sollte ein unabsetzbarer und unverantwortlicher proclamateur-électeur seyn, der zu allen Aemtern ernannte, aber nur aus einer Zahl Candidaten, die vorher vom Volke in drei Wahlabstufungen von Gemeinde-, Provinzial- und Nationalwahlen gewählt worden, und der, wenn er die verantwortlichen Minister ernannt hatte, sie walten lassen und selber nicht regieren sollte. Sièyes hatte sich ursprünglich selbst als proclamateur-électeur gedacht. Bonaparte aber, der nur allein sich für die höchste Stelle berufen glaubte, sagte ihm: „Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß ein Mann von einigem Talent und ein wenig Ehrgefühl sich zur Rolle eines Mastschweins mit einigen Millionen Gehalt bequemen werde.“ Er strich daher an dem Verfassungsentwurf alle constitutionellen Künsteleien weg, behielt nur die darin vorgeschlagenen verschiedenen Staatskörperschaften bei, legte aber alle Gewalt in eine Hand, die des auf 10 Jahre zu ernennenden ersten Consuls. Neben ihm sollten noch zwei Consuls bestehen, aber nur mit berathender Stimme. Den ersten Consul sollte ein Senat von 80 lebenslänglichen Mitgliedern ernennen, dem das Recht zustand, das Consulat zu erneuern, deßgleichen das Recht, die 300 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und die 100 des Tribunats zu ernennen, welches letztere über Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten zu wachen, aber kein absolutes Veto, sondern nur die Pflicht hatte, Verfassungswidrigkeiten dem Senate zur Anzeige zu bringen. Außerdem ernannte der erste Consul einen Staatsrath zunächst um seine Person, die verschiedenen Ministerien und durch sie wieder alle Civil- und Militärbeamte. Er hatte mithin alle Stellen allein zu vergeben und die Volkswahlen waren vernichtet, die Constitution von 1793 in ihr vollkommenstes Gegentheil verkehrt. Wie dort alle Gewalt von unten hatte ausgehen sollen, so ging sie jetzt einzig von oben aus.

Die neue Verfassung wurde jedoch mit großer Ostentation einem Plebiscit unterworfen. Das Volk sollte in Urversammlungen

erklären, ob es sie wolle oder nicht? Dafür stimmten 3,011,007 Activbürger, doppelt so viele Stimmen als für die Constitution von 1793 gesammelt worden waren. Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 25. Dezember. Bonaparte bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien, der Senat den Palast Luxemburg, das Tribunat das Palais Royal, das Corps legislatif den Palast Bourbon.

Unter den Koryphäen der Revolution und des Heeres, die in Paris beisammen waren, machte Niemand dem ersten Consul seine Stelle streitig. Sièyes ergab sich schmerzlich drein, erkannte aber an, daß Bonaparte nicht übertroffen werden könne. Bewundernd und ärgerlich zugleich rief er aus: er will alles, weiß alles, kann alles. Sièyes dankte aber dafür, sein Untergebener zu werden und legte die Consulstelle nieder, ebenso Roger-Ducos. Bonaparte ließ Sièyes als „Nationalbelohnung" ein reiches Landgut decretiren, was er auch anzunehmen schwach genug war. Darauf wählte sich der erste Consul Cambacerés, einen eiteln Advokaten, und Lebrun, einen fleißigen Mann aus der alten Kanzlei des weiland Minister Maurepas, zu Mitconsuln.

Der 18. Brumaire war in Frankreich eben so populär, wie es der 9. Thermidor gewesen, denn man war der Unordnung und Lüderlichkeit unter dem Directorium eben so satt, wie man früher froh gewesen war, den Schrecken der Conventszeit überstanden zu haben. Mancher trauerte zwar, daß die Revolution dieses Ende genommen hatte und aus der Demokratie in Militärdespotismus umgeschlagen war; jeder aber gab zu, daß die Uebertreibungen der Freiheitsfreunde dahin hätten führen müssen und daß der sittliche Fanatismus Robespierre's dem Volke eben so unnatürliche Gewalt angethan habe, wie das unsittliche Diebssystem unter dem Directorium. Es frug sich nun, ob die neue Alleinherrschaft des großen Generals nicht abermals die Grenzen des Natürlichen überschreiten würde.

Bonaparte wurde mit dem allgemeinsten Vertrauen begrüßt,

nicht nur in Frankreich, sondern auch in einem großen Theile des übrigen Europa. Beim Antritt seiner neuen Gewalt hatte er nicht nur die Begeisterung der Soldaten, die Zufriedenheit der Mittelclassen, die von ihm Herstellung der Ordnung, des Credits und Wohlstandes erwarteten, den brennenden Eifer der Talente aller Art, die von ihm erkannt und gehoben zu werden hofften, und die staunende Bewunderung des gemeinen Volks für sich, sondern auch den guten Glauben edler, hochgebildeter und uneigennütziger Menschenfreunde, die ihn für geneigt hielten, die Völker glücklich zu machen, weil er ohne Zweifel fähig dazu war. Man kann nicht leugnen, daß bei seinem Wiedererscheinen in Paris und bei der Nachricht, er habe die Regierung übernommen, wieder ein frischer Frühlingshauch durch die Welt ging, wie im Jahr 1789, als die Menschenrechte verkündet wurden. Vom großen Sohne der Revolution erwartete man, er werde ihre guten Früchte erhalten mit Beseitigung alles dessen, was an ihr schlecht, verdorben und giftig gewesen. Von dem Manne, der den Papst gegen Lareveillière-Lepeaux in Schutz genommen hatte und dessen erste Regierungshandlung die Zurückberufung armer Priester war, hoffte andrerseits das altgläubige Volk, er werde durch Wiederbringung der Kirche seine irdische Mission unter höheren göttlichen Schutz stellen.

Der erste Consul entsprach auch allen Erwartungen. Zunächst gewann er die Talente ohne Unterschied der Partei, der sie bisher gedient hatten. Jeder war ihm willkommen, der eine Fähigkeit, Kraft und Erfahrung, einen bekannten Namen und Freunde in seinen Dienst mitbrachte und er verstand vortrefflich, jeden richtig zu placiren, alle sich zu Dank zu verpflichten, seine Gunst allen unentbehrlich zu machen. Nach der Moral frug er aber nicht. Großes Talent und Glück schien ihm hinreichend, jeden Makel in dieser Beziehung zuzudecken. Deßhalb war ihm Fouché nicht so übel berüchtigt, daß er ihn nicht als Polizeiminister hätte beibehalten und im Ansehen immer höher stellen sollen. Dagegen waren ihm Grundsätze und Unglück zuwider und er strich Jourdan aus

der Liste der Armee aus, sowohl weil dieser General der Freiheit aufrichtig anhing, als auch weil er auf dem Schlachtfeld kein Glück hatte. In Carnot ehrte er, unbekümmert um dessen strengen Republikanismus, den Mann, der durch die Ausrüstung der Armee im Jahre 1793 „den Sieg organisirt hatte," und machte ihn bald, als Nachfolger Berthiers, zum Kriegsminister. Man bemerkte übrigens, daß der erste Consul die Jakobiner, die sich nicht zu ihm bekehrten, viel mehr haßte, als die Royalisten, an denen er wenigstens die loyale Treue anerkannte und von denen er glaubte, sie würden den Dienst des einen Herrn leichter mit dem des andern vertauschen. Gleichwohl fand er viel mehr Jakobiner, die ihre republikanischen Grundsätze für seine Gunst dahingaben, als Royalisten, die den weißen Lilien untreu wurden. Er erließ schon am 27. Dezember ein Gesetz, welches Verwandten der Emigrirten den Staatsdienst öffnete, aber es währte ziemlich lange, bis nach und nach altadelige Familien dem neuen Herrn huldigten. Selbst die äußerste Armuth in der Verbannung wurde von den meisten lieber ertragen. Die plebejischen Jakobiner wägten dagegen die Ehre weniger scharf ab und ließen sich durch die reichen Besoldungen (ein Senator hatte jährlich 25,000, ein Tribun 15,000, ein Gesetzgeber 10,000 Franken) nur zu gerne verführen.

Da im Innern Frankreichs nicht ein einziger jakobinischer Aufstand gegen die neue Militärdictatur erfolgte und nur die royalistischen Chouans noch die Waffen führten, wandte Bonaparte gegen die letztern nicht mehr die herben Mittel des Convents, sondern Milde und Güte an. Er ließ eine Anzahl Emigranten, die bei Calais gescheitert und gefangen worden waren, wieder frei. Er trug den Chouans und den aufständischen Edelleuten in der Vendée einen Waffenstillstand und Versöhnung an. Er erlaubte die öffentliche Ausübung jeder Religion, öffnete schon am 28. Dezember alle Kirchen wieder dem christlichen Gottesdienst, ließ die bisher nur zum Sturmläuten gebrauchten Glocken wieder zum Gottesdienst läuten und befahl am 30. die feierliche Be-

stattung des in Valence verstorbenen Papstes, den man bis dahin hatte liegen lassen, weil man ihn nicht christlich, aber doch auch nicht unchristlich hatte beerdigen wollen. Er schaffte ferner die Feier des 21. Januar ab, des Unglückstages, an welchem der König hingerichtet worden war. Im Januar 1800 erlaubte er allen Emigrirten ungekränkt zurückzukommen, wenn sie sich von der Emigrantenliste wollten streichen lassen. Das waren allerdings geeignete Mittel, um den royalistischen Aufstand zu dämpfen. Schon im Januar legte daher Herr von Chatillon in der Vendée die Waffen nieder, deßgleichen Herr von Bourmont in der Bretagne. Ein Theil der Chouans, der sich nicht fügen wollte, wurde von General Chabot bei Hennebon besiegt (27. Januar) und der junge Herr von Frotté, einer der halsstarrigsten, erschossen. Da unterwarfen sich endlich auch der kühne Georges Cadoudal und Herr von Autichamp in der Vendée. Der erste Consul hatte ein soldatisches Wohlgefallen an dieser kühnen Partei, die den Jakobinern so viel zu schaffen gemacht hatte, und verschmähte es nicht, sich einige Mühe zu geben, um sie an seine Person zu attachiren. Er lud sie im Februar nach Paris ein und unterhielt sich mit ihnen aufs huldreichste. Den gewaltigen Georges Cadoudal zu gewinnen, gelang ihm aber nicht. Dieser Coloßmensch schlug sich, nachdem er Paris wieder verlassen, vor die Stirn, wie er habe so dumm seyn können, in Bonaparte's Cabinet demselben gegenüberzustehen, ohne ihn gleich zu packen und zu erwürgen. Dagegen machte der erste Consul eine ihm sehr werthvolle Acquisition an dem Abbé Bernier, der bisher die Bauern in der Vendée zum Kampf für Altar und Thron begeistert hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, im geheimsten Vertrauen Bonaparte's Unterhandlungen mit dem neuen Papst anzuknüpfen. Das große schöne Frankreich der Kirche wiederzuerobern schien dem verständigen Abbé leichter mit Hülfe Bonaparte's als mit Hülfe Cadoudals.

Wie das Landvolk hauptsächlich durch die Wiedereröffnung der Kirche befriedigt wurde, so der bürgerliche Mittelstand durch die

Weisheit, mit welcher der erste Consul die zerrütteten Finanzen ordnete und den Credit herstellte. Das Directorium hatte den Staatsbankerott maskirt durch Reduction der Staatsschuld auf den dritten Theil, die s. g. Consolidirung des 5procentigen Drittels. Aber auch diese Werthe waren tief gesunken. Bonaparte griff energisch ein, ertheilte gemessenen Befehl, was noch vom Staatsvermögen aus den Händen der bisherigen Beamten und Liferanten zu retten sey, festzuhalten, die betrüglich ausgestellten Anweisungen nicht noch zu honoriren und die Einnahmen mit äußerster Strenge zu überwachen. Da kehrte das Vertrauen zurück, die Rente stieg bedeutend und durch die französische Bank, die der erste Consul durch eine Vereinigung von Pariser Bankiers zu Stande brachte, wurde der Credit bleibend gesichert.

Um gut regieren zu können, mußte der erste Consul nothwendig die Verwaltung vereinfachen und concentriren, daher die vielen berathenden Elemente, die durch die Revolution in die Verwaltung eingedrungen, und die Volkswahlen, aus denen die Besetzung der Aemter hervorgegangen war, beseitigen. An die Stelle der von unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communalversammlungen traten vom ersten Consul ernannte ausschließlich befehlende Beamte, im Departement der Präfect, im Canton der Unterpräfect, in der Gemeinde der Maire. Man war in ganz Frankreich des vielen Rathschlagens und Schwatzens von Herzen satt geworden, da sich überall nicht die weisesten, sondern die Unverschämtesten im Rathe vorgedrängt und in der allgemeinen Confusion nur ihren Privatvortheil gesucht hatten. Ordnung und Strenge war das dringendste Bedürfniß geworden. Auch in der Gesetzgebung herrschte die größte Verwirrung, weßhalb der erste Consul damals schon die Abfassung einfacher Gesetzbücher einleiten ließ. — Im Tribunat allein zeigte sich einiger Widerstand gegen das rasche und befehlshaberische Verfahren des ersten Consuls. Er schrieb den Tribunen die Zeit vor, binnen welcher sie ihre Einreden beendigt haben müßten. Dage-

gen erhob sich im Schooße dieses Staatskörpers Widerspruch. Dem jungen Benjamin Constant, einem philosophisch-politischen Stutzer aus dem Cirkel der Frau von Staël, war es gelungen, ins Tribunat hineinzuschlüpfen, wo er begreiflicherweise unter den einmal obwaltenden Umständen für die politische Freiheit lediglich nichts mehr erwirken konnte, wohl aber eine erwünschte Gelegenheit fand, sich durch seine Opposition einen Namen zu machen und alle die kleinen Eitelkeiten und Eifersüchteleien gegen den ersten Consul auszukramen, von denen seine Dame voll war. Bonaparte ließ ihn im Moniteur verspotten: „eine wirkliche Opposition (d. h. eine, die nur das geringste zu bewirken vermöchte) ist im Tribunat nicht vorhanden, wohl aber gibt es in demselben Redner, die sich gerne einen Namen machen möchten, ohne zu bedenken, daß nicht nutzloses Geschwätz, sondern nützliches Handeln auch ohne Wortmacherei das Verdienst und den Ruhm begründen."

In gleicher Weise wurde die Presse behandelt. In der neuen Constitution Frankreichs war von der Presse gar nicht die Rede. Die zahllosen Blut- und Schmutzblätter der Revolution hatten das Zeitungswesen verächtlich gemacht und die einmal entzügelte Presse unaufhörlich die kaum vom äußersten Schrecken erholte Bevölkerung wieder aufzustacheln und in Unruhe zu versetzen gesucht. Deßhalb war es schon dem schwachen Directorium leicht geworden, sie unter dem Beifall und zur wahren Befriedigung des Volks zu zügeln und Bonaparte machte noch weniger Umstände mit ihr. Er duldete nur noch 13 Zeitungen, die dem Interesse der Regierung entweder dienen oder wenigstens nicht zuwider seyn mußten. Ein Decret vom 17. Jan. 1800 verbot allen Blättern, die Regierung auf irgend eine Weise zu tadeln.

Großes Verdienst erwarb sich der erste Consul um Reorganisation des Schulwesens. Er gründete schon beim Antritt seiner Amtsgewalt die berühmte polytechnische Schule in Paris unter Monge's Leitung und ordnete das während der Revolution fast ganz untergegangene Schulwesen in der Hierarchie der Primär-

und Secundärschulen. Man bemerkte, daß er darin nur das unmittelbar Nützliche lehren und die Jugend ausschließlich zum praktischen Leben heranbilden ließ und auf alle die Weisheit, die in deutschen Schulen gelehrt wurde, als auf etwas blos Formelles, Abstractes, aus der Wirklichkeit theils in die nie existirende noch existirbare Idealwelt der Philosophen Entrückendes, mithin eigentlich Unvernünftiges, gar keine Rücksicht nahm.

Gerade damals war der große General Washington, der Befreier Amerika's, gestorben, 15. Dez. 1799. Als die Nachricht davon nach Paris kam, ließ Bonaparte Trauer anlegen und eine große Todtenfeier veranstalten, theils um den vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter dem Directorium beleidigt worden waren, eine Genugthuung zu geben, theils um die noch republikanisch gesinnten Franzosen das unschuldige Schauspiel zweier im Namen der Freiheit verbrüderter Nationen genießen zu lassen. Allein in der Festrede, welche Fontanes bei diesem Anlaß hielt, war ungleich mehr von Bonaparte als von Washington die Rede und wurde gesagt: „es gibt wunderbare Männer, die von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne mit dem Charakter der Größe und der Herrschaft auftreten. Eine höhere und unbekannte Ursache sendet sie, wenn es an der Zeit ist, um neue Reiche zu gründen oder die Trümmer der alten wiederherzustellen. Vergebens suchen diese von der Vorsehung bezeichneten Männer bescheiden in der Menge zurückzubleiben, die Hand des Glücks reißt sie über jedes Hinderniß hinweg von Sieg zu Sieg. Eine Art übernatürlicher Begeisterung belebt alle ihre Gedanken, eine unwiderstehliche Bewegung theilt sich allen ihren Unternehmungen mit. Die Menge glaubt sie noch mitten unter sich und findet sie nicht mehr. Da erhebt sie ihre Blicke und findet sie auf der Höhe des Ruhms strahlen."

Dem entsprach die ganze Haltung des ersten Consuls. Seine Macht und Größe und der Umfang der Tuilerien, die er bewohnte, verlangte schon eine Art von königlichem Hofstaat. Er führte in

seinen Umgebungen eine strenge Etikette ein, sowie in denen seiner Gemahlin. Die ersten Beamten der Republik und ihre Frauen mußten sich darein finden und den stolzen Republikaner, den freimüthigen Soldaten entschädigten für diesen neuen Zwang der Ruhm und die sehr einträglichen Aemter. Einen ersten Anfang aristokratischer Auszeichnungen machte der erste Consul damals durch Einführung der kostbaren Ehrensäbel, die er den tapfersten Kriegern feierlich überreichen ließ. Einen engeren Hofcirkel pflegte er auf dem schönen Landsitz Malmaison zu versammeln, den er damals kaufte. Von diesem neuen Hofe gingen nun auch wieder neue Moden aus. Bei den Herren verschwanden die incroyablen Formen und machten dem Glanz knapper Militär- und Civiluniformen Platz. Das Haar begann um diese Zeit ganz kurz abgeschnitten zu werden, wie man es an römischen Kaiserköpfen sieht. Solche s. g. Tituskörpfe trugen sogar eine Zeit lang die Damen, aber zum Nachtheil ihrer natürlichen Schönheit, weßhalb diese Mode bald wieder abkam. Dagegen erhielten sich die aus Aegypten mitgebrachten kleinen koketten Turbane der Damen viel länger. Das Costume wurde durchweg anständiger, Bonaparte litt die Nuditäten der Madame Tallien nicht mehr. Auch hielt er streng darauf, daß die Frauen mit ihren Männern kamen, eine Neuerung, die ihm eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie von denen verspottet wurde, die an die Lüderlichkeit des alten Hofes gewohnt waren.

Indem der erste Consul binnen wenigen Wintermonaten Frankreich im Innern eine andere Gestalt gab, benutzte er zugleich die durch die rauhe Jahreszeit gebotene Waffenruhe, das Interesse Frankreichs nach allen Seiten hin durch Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu fördern. Außer Spanien, welches der Friedensfürst immer noch ganz nach französischen Zwecken regierte, war damals nur Preußen der französischen Regierung befreundet, hatte jedoch seine Ansprüche auf Cleve erneuert und sogar ein Heer am Rhein aufgestellt, um seinen Nutzen zu wahren, falls die Oesterreicher und Russen siegreich in Frankreich eingedrungen wären.

Bonaparte sah das für keine feindliche Demonstration an und sandte seinen Liebling, den gemessenen und achtungeinflößenden Duroc, der ganz zum König paßte, nach Berlin, um den König der innigsten Freundschaft zu versichern. Duroc bezauberte alle Herzen und der König sagte, indem er ihn seinem Hofe vorstellte: „es ist der Freund des größten Mannes, den ich kenne." Betrüglich bat der erste Consul, Preußen möge das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen und den ersehnten Frieden herbeiführen. Oesterreich selbst bot er Frieden an, aber nur auf Grund des Friedens von Campo Formio. Der alte Thugut war indeß nicht geneigt, ihm die Lombardei wieder abzutreten und hielt Frankreich für so zerrüttet, daß er nicht zweifelte, Melas werde im nächsten Frühjahr siegreich in die Provence eindringen. Auch an den König von England schrieb der erste Consul eigenhändig und bot ihm Frieden an, diese dreiste Form aber mißfiel in London, die Antwort wurde nur vom englischen Ministerium an das französische gerichtet und war ablehnend und beleidigend: „Seine britische Majestät könnte keinen Frieden schließen, so lange Frankreich unter der Herrschaft einer jede gesellschaftliche Ordnung umstoßenden Regierungsgewalt stehe und die Bourbons noch nicht auf den Thron zurückgeführt seyen." Man hat diese Animosität beklagt, da sie die Fortsetzung eines Kriegs herbeigeführt, in welchem Frankreich nur noch immer mächtiger wurde. Erzherzog Karl war ausdrücklich gegen den Krieg, weil er nur Niederlagen voraussah, weßhalb er auch kein Commando erhielt. Es war von der Vorsehung beschlossen, das Uebergewicht Frankreichs auf dem Festlande bis zum Aeußersten der Unnatur gelangen zu lassen. Bonaparte selbst hätte aber auch durch Zurückführung des französischen Gebiets auf das natürliche Maaß den Frieden nicht herstellen können. Er konnte nichts von dem aufgeben, was Frankreich einmal errungen hatte, ohne sich um alle Achtung zu bringen. Somit mußten denn die eisernen Loose des Kriegs abermals geworfen werden und niemand freute sich darüber

mehr als Bonaparte, dessen Genie immer nur im Kriege sein wahres Element wiederfand.

Die französische Armee war durch die ungeheuern Verluste im vorigen Jahre sehr herabgekommen. Massena hielt sich mit noch 36,000 Mann in Genua und Nizza, Brune stand mit 16,000 Mann in Holland, die Hauptarmee am Rhein wurde auf 130,000 Mann gebracht, um in gerader Richtung in's Herz von Oesterreich vorzudringen. Bonaparte brachte ein großes Opfer, indem er Moreau zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee ernannte und sich die Anführung einer nur 40,000 Mann starken und erst in der Bildung begriffenen Reservearmee vorbehielt, die zu Dijon gebildet werden sollte. Er brauchte die List, in Dijon selbst nur wenige Recruten zu versammeln und exerciren zu lassen, um die dahin abgesandten Spione des Auslandes glauben zu machen, die Reservearmee sey nur eine Fiction, um dem Ausland zu drohen. Unterdeß wurde aber diese Armee wirklich im tiefsten Geheimniß aus allen Theilen der Republik zusammengezogen und nach den Alpen dirigirt. — Die Oesterreicher hatten 110,000 Mann unter Melas in Italien, die durch 20,000 Neapolitaner und durch 22,000 Engländer, deren Landung man bei Toulon erwartete, noch verstärkt werden sollten, und 109,000 Mann unter Kray am Rhein, zu denen noch 20,000 Mann Reichstruppen kommen sollten. Ihre schwächste Stellung war mithin diesseits, ihre stärkste jenseits der Alpen, während im Gegentheil die französische Macht, die in Deutschland operiren sollte, viel stärker war als die für Italien bestimmte. Der erste Consul verlangte daher mit Recht, Moreau solle ihm, so wie er vom Rhein aus vordringe, den im Bergkriege so geübten General Lecourbe mit 25,000 Mann nach Italien zu Hülfe schicken. Das geschah aber nicht. Moreau nahm eine so eifersüchtige Stellung Bonaparte gegenüber ein und widersprach dessen Wünschen so eigensinnig, daß man voraussetzen muß, er habe eine sehr starke Partei unter den Offizieren und unter den noch republikanisch gesinnten Truppen gehabt, von denen der größte

Theil an Moreau, Jourdan, Hoche rc., aber nicht an Bonaparte gewöhnt war. Um so genialer erscheint es vom ersten Consul, daß er es unternahm, mit einem keinen Heer mehr auszurichten, als Moreau mit seinem großen.

Moreau führte sein Heer am 25. April an drei Stellen über den Rhein, bei Straßburg, Altbreisach und Basel, täuschte aber Kray, der den Hauptangriff von Straßburg aus erwartete und seinen rechten Flügel bis Mainz ausgedehnt hatte, ließ die Colonne von Kehl aus sogleich wieder abschwenken, umging den linken Flügel Krays am südlichen Rande des Schwarzwalds und concentrirte seine ganze Macht am Bodensee.*) Dahin mußte nun auch Kray so schnell als möglich umwenden, erlitt aber, wo er sich den Franzosen entgegenwarf, Niederlagen, so bei Engen am 3. Mai, bei Mößkirch am 5., und nachdem er sich gegen die Donau zurückgezogen, wieder bei Biberach am 9. Das Glück, das er früher in Italien hatte, schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Er zog sich in eine feste Stellung bei Ulm zurück. Hier wagte ihn Moreau nicht anzugreifen, umging ihn aber wieder und nahm Augsburg ein, wo er blieb, um die Ereignisse in Italien abzuwarten, wohin er trotz Bonaparte's dringenden Vorstellungen nicht Lecourbe mit 25,000, sondern Moncey mit nur 18,000 Mann durch die Schweiz über das St. Gotthardgebirge abgehen ließ. Nach Wien wagte Moreau nicht vorzudringen, da er Kray noch im Rücken hatte, aber auch dieser unternahm nichts.

In Italien hatte Melas die Feindseligkeiten schon am 6. April wieder eröffnet, Massena nach Genua zurückgeworfen und Suchet von ihm getrennt. Die Truppen Massena's waren seit fünf Monaten ohne Sold geblieben und in dem verheerten Gebirgslande ohne Lebensmittel. Alle Zufuhr von der Seeseite her

*) Damals wurde die uneinnehmbare Felsenfeste Hohentwiel, die im dreißigjährigen Kriege viele Jahre lang ganzen Armeen trotzte, von dem württembergischen Commandanten Bilfinger aus Feigheit den Franzosen ohne Schuß überliefert.

war durch die englischen Schiffe und von der Landseite her durch die Oesterreicher unter General Ott abgeschnitten, den Melas vor Genua zurückließ. Der erste Consul versprach Massena baldigen Entsatz und feuerte den Muth der mit ihm eingeschlossenen Truppen durch eine schöne Proclamation an, in der er sie an ihre Siege vom Jahr 1796 erinnerte und sie zur Ausdauer ermahnte: „Disciplin sey das erste Erforderniß eines echten Soldaten, Tapferkeit erst das zweite.“ Massena machte am 30. April einen glänzenden Ausfall, konnte aber nicht durchbrechen und blieb in Genua gebannt. Unterdeß trieb Melas das kleine Corps von Suchet trotz dessen geschickter Gegenwehr vor sich her, schlug ihn am 7. Mai, nahm am 11. Nizza, am 15. Savona ein und war im Begriff, in die Provence einzudringen und seine Vereinigung mit den Engländern, die noch auf der Insel Minorca warteten und bei denen sich auch Pichegru befand, zu bewerkstelligen, als ihm unerwartet die Kunde wurde, eine französische Armee habe in seinem Rücken die Alpen überstiegen und bedrohe Mailand. Er hielt die Reservearmee bei Dijon für eine Fabel und glaubte, es könne sich höchstens von kleinen französischen Corps handeln, die eine Demonstration machen wollten, um ihn von der Provence abzuziehen.

Aber es war Bonaparte selbst, der im tiefsten Geheimniß seine geniale Operation ausgeführt hatte. Während Moncey über den Gotthard ging, um in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, schickte der erste Consul von seiner Reservearmee drei kleinere Abtheilungen, je von 4—5000 Mann, die eine unter Bethancourt über den Simplon, die andere unter Thurreau über den Mont Cervin, die dritte unter Chabran über den kleinen St. Bernhard eben dahin, er selbst aber ging mit 35,000 Mann über den großen St. Bernhard. Lecourbe hatte gerade damals einen vom ersten Consul mit großem Lob erwähnten Plan für den Gebirgskrieg verfaßt, worin er den Grundsatz geltend machte, die Berge würden von den Thälern aus beherrscht, jede vom Hochgebirge herabsteigende Colonne sey müde und könne vom Thal aus am sichersten

abgefaßt, gefangen oder vernichtet werden. Hätte Melas nach diesem Plane gehandelt, so würde er bei der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte leichte Mühe gehabt haben, sämmtliche vom Schnee der Alpen durch enge Thäler herabsteigenden französischen Colonnen aufzufangen und einzeln aufzureiben. Ihm war indeß der kühne Operationsplan der Franzosen nicht bekannt und er hatte zu wenige Truppen in seinem Rücken an den Ausgängen der Alpenpässe und zu weit von denselben entfernt aufgestellt, die sich sämmtlich überraschen ließen.

Der Weg des ersten Consuls führte durch Wallis über Martinach und St. Pierre. Hier erst beginnt die mühevolle Steigung auf engen Fußpfaden über den St. Bernhardsberg und endet auf der italienischen Seite abwärts bei dem Dorfe St. Remy, in einer Länge von zehn Wegstunden. Berthier wurde vorausgeschickt, um in St. Remy alles aufzunehmen, was über den Berg käme, und die Ordnung des Zugs herzustellen. Bonaparte selbst blieb in Martinach, bis alles hinüber war. In St. Pierre begann das Auseinanderlegen der Geschütze und Munition, da auf den gefährlichen Pfaden nur Saumthiere und Menschen passiren konnten. Die Kanonenläufe wurden in hohle Baumstämme gelegt und mit großer Anstrengung vieler Menschen fortgeschleift. Alle französischen Geschichtschreiber rühmen den Eifer, mit welchem die Soldaten diese schweren Lasten bergauf und bergab geschafft hätten, an den schwierigsten Stellen durch kriegerische Musik angefeuert. Daneben gedenken sie auch der Walliser Landleute, die um reichen Lohn dabei geholfen hätten, und Gourgaud malt sogar eine rührende Idylle aus. Als Bonaparte nämlich *) der Armee nachfolgend das Gebirge zuletzt überstieg, habe ihm sein treuherziger Führer, ein junger Bauer, geklagt, er sey zu arm, um sein ge-

*) Auf einem Maulesel mit langsamen und sichern Schritten, nicht auf einem bergauf galoppirenden Rosse, wie Maler David, jetzt ein Schmeichler Bonaparte's wie früher Robespierre's, ihn als Bezwinger der Alpenwelt dargestellt hat.

liebtes Mädchen heirathen zu können, und der erste Consul habe ihm darauf ein Gütchen kaufen lassen und seine naiven Wünsche in Erfüllung gebracht. *) Das Kloster und Hospiz auf der Höhe des St. Bernhard war reichlich mit Lebensmitteln versehen worden, und hier ruhten alle Bataillone an wohlbesetzten Tafeln aus. Heiteres Wetter begünstigte den Uebergang, der vom 16.—20. Mai währte und mit sehr geringem Verlust bewerkstelligt wurde.

Die italienische Seite war von den Oesterreichern nicht besetzt. Die wenigen Croaten, die sich in Aosta befanden, wurden leicht vertrieben. Nur das kleine Fort Bard sperrte den Weg. Eine Handvoll Oesterreicher hielt hier die ganze französische Armee auf, denn ihre Kanonen schleuderten einen Hagel von Kartätschen auf die einzige Straße des Thales. Der ganze Zug hielt an, bis Bonaparte selber nachkam. Auch er konnte hier, da ein wüthender Sturm auf das Fort mißlang, nichts ausrichten und mußte die ganze Armee abermals auf einem schmalen Fußpfade über den Berg von Albaredo gehen lassen, auf dem aber das Geschütz nicht folgen konnte. Doch gelang es den unerschrockenen Artilleristen, die Straße mit Mist und Matratzen zu belegen und im Dunkel der Nacht so leise und unbemerkt als möglich ihre Stücke an dem gefährlichen Fort vorbeizuführen. Die Oesterreicher feuerten zwar heftig, trafen aber doch nur verhältnißmäßig wenig Geschütze, Menschen und Pferde. Mittlerweile hatte der Vortrapp der Franzosen unter Lannes die 9000 Oesterreicher, die unter Haddik in der Nähe von Aosta gar nicht ahnten, wer über die Alpen käme, bereits zurückgeschlagen. In denselben Tagen jagte Moncey den eben so überraschten Vukassovich, der mit 10,000 Mann die

*) Hinter solcher Poesie verbirgt sich oft eine sehr rauhe Wirklichkeit. Wenigstens von Moncey's Zug über den St. Gotthard berichtet der Schweizer Geograph Ebel, die Franzosen hätten auf die roheste Weise das Landvolk, selbst Weiber und Kinder, zu ihren Lastträgern gemacht und wie Vieh mißhandelt, was oft zu blutiger Gegenwehr oder zum freiwilligen Sturz in die Abgründe geführt habe.

Simplon- und Gotthardstraße hatte bewachen sollen, nach Mailand zurück.

Diese beiden österreichischen Generale waren viel zu schwach, um die Lombardei beschützen zu können. Lannes nahm schon am 1. Juni Pavia weg, das Hauptmagazin Melas', mit 300 Kanonen und unermeßlichen Vorräthen aller Art, und am 2. zog der erste Consul selbst triumphirend in Mailand ein. Hier empfing ihn die cisalpinische Partei mit um so größerem Jubel, als auch sie von der Nähe der Franzosen gar nichts geahnt hatte. Sein Hauptaugenmerk war aber nur auf Melas gerichtet, den er bereits abgeschnitten hatte und gänzlich vernichten wollte. Der Entsatz Genua's konnte nur einem entscheidenden Siege über Melas nachfolgen; war aber Genua schon gefallen, so stellte ein Sieg über Melas das Glück aufs glänzendste wieder her. In jedem Falle leistete Massena dem ersten Consul den wesentlichsten Dienst, indem er Melas in den Apenninen und Seealpen so lange als möglich festhielt. Das that er nun auch mit seltener Aufopferung. Alle gewöhnlichen Lebensmittel waren in Genua ausgegangen, man mußte die ungewöhnlichsten aufsuchen, seltsames Brod aus gemischten Sämereien, Leinsamen, Cacao ꝛc. backen, die ekelhaftesten Dinge nicht scheuen, um den Hunger zu stillen. Das erzeugte Krankheiten, die Hälfte der Armee und ein großer Theil der Einwohner starben oder lagen krank; endlich war gar nichts mehr da, was zur Nahrung hätte dienen können und jetzt erst entschloß sich Massena zu einer Capitulation, aber auch nur zu einer ehrenvollen. Am 5. Juni bewilligte ihm Ott freien Abzug mit den 8000 Mann, die allein noch die Waffen tragen konnten.

Melas, lange durch seine falsche Voraussetzung getäuscht, stellte zwar endlich seine Bewegung gegen die Provence ein, ließ aber den General Elsnitz mit 25,000 Mann am Var in der Meinung, er werde bald wieder dorthin zurückkommen; 30,000 unter Ott blieben in Genua, 12,000 andere standen bei Susa, Melas selbst ging mit nur 10,000 Mann nach Turin, während

Bukassovich an die Etsch floh und andere österreichische Truppen in Mantua, Venedig, Toscana und Rom standen. In dieser Zerstreuung befand sich die große österreichische Armee, so daß Melas Mühe hatte, nur 30,000 Mann schnell genug bei Alessandria zu sammeln, als Ott, der aus Genua kam, schon am 9. Juni von Lannes bei Montebello eine Schlappe erlitt und Melas selbst von einer der seinigen ungefähr gleich starken Armee des ersten Consuls am 14. Juni in der weiten Ebene von Marengo angegriffen wurde. In dieser Schlacht bewährte sich der starke Muth der Oesterreicher noch einmal aufs glänzendste. Insbesondere die Truppen Otts schlugen alles vor sich nieder, zuerst das Corps von Victor, dann das von Lannes, endlich selbst die französische Garde. Der erste Consul zog sich zum erstenmal in offener Schlacht zurück und ein Theil seiner Truppen war aufgelöst und in voller Flucht. Da erschien Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit einer frischen Division voller Kampfbegier, und unglücklicherweise hatte der alte Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der selbst verwundet und sehr ermüdet war, sich nach Alessandria begeben und den Generalen Ott und Zach die Verfolgung der Franzosen aufgetragen. Ott auf dem linken Flügel trieb den Feind vor sich her, ohne Widerstand zu finden. Zach auf dem rechten wurde dagegen plötzlich von einer versteckten Batterie mit Kartätschen beschossen und von Desaix aufs heftigste angegriffen. Desaix fiel zwar tödtlich von einer Kugel getroffen an demselben Tage und fast in derselben Stunde, wie Kleber in Kairo, *) aber Kellermann setzte seinen Angriff fort und brachte, da Zach von seinem wilden Rosse fortgerissen und gefangen wurde, die führerlosen Oesterreicher in die

*) Er hatte den Tod geahnt und am Abend vor der Schlacht zu seinem Adjutanten gesagt: „es ist schon lange, daß ich mich nicht mehr in Europa geschlagen habe. Die Kugeln kennen uns nicht mehr.' Es dürfte uns wohl etwas zustoßen.“ Der erste Consul ließ ihm ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.

größte Verwirrung. Bonaparte erholte sich nun schnell von der Bestürzung seiner ersten Niederlage und trieb von den flüchtigen Heerestheilen wieder vorwärts, so viel er vermochte. Ott kam zu spät, die Schlacht herzustellen, die Flüchtlinge des rechten Flügels stürzten sich auf ihn und rissen ihn mit fort. So wurde eine von den Oesterreichern gewonnene Schlacht nach wenigen Stunden wieder verloren.

Melas hätte sich seitswärts zurückziehen können nach Toscana, gab aber voreilig alles verloren und capitulirte schon am 15. Der erste Consul bewilligte ihm freien Abzug mit allen seinen Truppen und erhielt dagegen Genua und alle Festungen in Piemont und der Lombardei, Peschiera und Mantua ausgenommen, hatte mithin alles wiedergewonnen, was seit dem Frieden von Campo Formio durch Suwarow für die Franzosen verloren gegangen war. Er eilte nach Mailand zurück, wo er am 18. einem feierlichen Te deum in dem prachtvollen, ganz aus weißem Marmor, aber in gothischem Styl erbauten Dome anwohnte, indem er ausdrücklich bemerkte, er thue es, „möchten die Atheisten in Paris davon sagen, was sie wollten." Auch ließ er die gesammte Geistlichkeit zu sich entbieten, versicherte sie seiner kirchlichen Gesinnungen und ließ den Papst, der damals gerade aus Venedig, wo er gewählt worden war, nach Rom reiste, auf's ehrerbietigste und wohlwollendste begrüßen. Am 24. verließ er Mailand und reiste über Turin und Lyon nach Paris zurück. Ueberall auf seinem Wege sammelte sich das Volk voller Neugier und Staunen, den Unüberwindlichen zu sehen, der schon wieder mit einem Blitzschlag Oesterreichs Macht zertrümmert hatte. Seine Reise war ein langer Triumphzug, aber nirgends war das Volk so stürmisch, die Freude so aufrichtig, wie in Lyon. Diese gewerbfleißige Stadt glaubte nicht anders, als der erste Consul, der seiner Proclamation zufolge nur den Frieden erkämpfen wollte, habe ihn nun erkämpft und jetzt beginne unter diesem neuen Augustus auch ein augusteisches Zeitalter langer Ruhe und blühenden Wohlstandes. Paris wollte hinter dem Enthusiasmus Lyons nicht zurück-

bleiben; alles empfing den ersten Consul mit lauter Bewunderung, zum Theil kriechender Schmeichelei, alles huldigte seinem Genie. Man gab ihm Feste und Illuminationen, prächtiger als je unter dem alten Königthum. „Paris schwamm in Feuer." Doch ist hinterher bekannt worden, daß Fouché bereits seine Maßregeln getroffen hatte für den Fall einer Niederlage des ersten Consuls. Man huldigte nicht der Weisheit, sondern lediglich der Stärke und dem Glück Bonaparte's. Es gab noch viele, die es lieber gesehen hätten, wenn er bei Marengo wäre geschlagen worden. Ihre Freude war erkünstelt. Fouché bezeichnete dem Sieger dieselben Personen als Verschworene, mit denen er sich verabredet hatte, was zu thun sey, wenn der erste Consul nicht als Sieger heimkäme. Bei der Armee jedoch und bei der großen Mehrheit des Volks war die Begeisterung für Bonaparte aufrichtig und das Vertrauen, das man in ihn setzte, unbegrenzt.

Auch Moreau hatte die Feindseligkeiten wieder eröffnet und Kray am 19. Juni bei Hochstädt zurückgetrieben, *) als die Capitulation von Melas auch einen Waffenstillstand in Deutschland (zu Parstorf am 15. Juli) nach sich zog. Duroc ging nach Wien, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Engländer, deren Landungsplan nun nicht mehr ausführbar war, machten lange Gesichter.

Bonaparte benützte seinen Sieg vor allem, um dem russischen Kaiser interessant zu werden und ihn wo möglich zum Alliirten zu gewinnen. Noch befanden sich etwa 8000 in Italien, Holland und der Schweiz gefangene Russen in Frankreich. Der erste Consul ließ sie neu kleiden, auf's schönste bewaffnen und von russischen Generalen frei in die Heimath führen. Das schmeichelte dem Kaiser dergestalt, daß er dem ersten Consul mit Worten der Bewunderung

*) In einem der kleinen Gefechte, welche dieser Schlacht folgten, fiel der damals berühmte Latour d'Auvergne, den der erste Consul ausdrücklich zum „ersten Grenadier der französischen Armee" ernannt hatte, weil er, obgleich ein vielfach verdienter und ausgezeichneter Mann, die Sonderbarkeit hatte, Gemeiner bleiben zu wollen.

und wärmsten Freundschaft antwortete und ihm von freien Stücken ein Bündniß gegen das treulose England anbot. Bonaparte trat ihm die Insel Malta ab, die sofort von Russen besetzt werden sollte, was aber verzögert wurde. Paul I. hatte als Protector des Malteserordens gegen die Besitznahme der Insel durch die Franzosen protestirt und sich am 27. Oct. 1798 von den zersprengten Rittern selbst zum Großmeister des Ordens wählen lassen, nachdem schon vorher ein russisch-polnisches Großpriorat dem Orden zugestanden war. Daß er der griechischen und nicht der katholischen Kirche angehörte, darüber sah man hinweg. Der Orden wählte ihn und er hätte gern Malta erworben als eine feste Station für seine Seemacht, mit der er im Mittelmeer eine Rolle spielen wollte. Bonaparte aber legte keinen Werth mehr auf Malta, weil er es gegen die Engländer doch nicht behaupten konnte, Rußlands Allianz aber um so gewisser wurde, als diese Macht wegen der Insel mit England in Conflict kommen mußte.

Trotz allen Bemühungen, auch Oesterreich von England zu trennen, gelang es dem ersten Consul doch nicht. Die Friedensunterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Der alte Thugut trat zwar jetzt endlich ab, allein sein Nachfolger Graf Lehrbach, derselbe, der den Rastadter Gesandtenmord eingeleitet, war ein noch bitterer Feind Frankreichs. Die Engländer wandten alles an, um Oesterreich zu neuen Kriegsanstrengungen zu vermögen. Sie versprachen die Truppen, die immer noch auf der Insel Minorca lagen, in Livorno zu landen. Der österreichische General Sommariva sollte Toscana in die Waffen rufen. Aber Bonaparte kam ihnen zuvor und ließ eine französische Armee unter Dupont in Toscana einrücken, im November. Die Stadt Arezzo, schon früher eine der feurigsten im Kampfe gegen die Franzosen, erhob sich zur Unzeit, war von den Oesterreichern nicht unterstützt und fiel nach einer furchtbaren Gegenwehr in die Gewalt der von Cara St. Cyr befehligten französischen Soldaten, die auf's greulichste mordeten und plünderten. Nunmehr begann auch der Krieg wieder in Deutsch-

land. Der lange Aufenthalt Moreau's in Bayern kostete diesem Lande und dem dahinter liegenden Schwaben schwere Opfer. Bayern mußte ihm monatlich 900,000 Gulden zahlen. Regensburg wurde um 250,000 Gulden gebrandschatzt, ungerechnet die Requisitionen von Pferden und Proviant. *) Als der Krieg wieder ausbrach, befehligte die Oesterreicher nicht mehr Kray, **) sondern des Kaisers Bruder, der erst 18jährige Erzherzog Johann unter Leitung des alten Feldzeugmeisters Lauer, der Moreau's linken Flügel bei Ampfing am 1. Dezember faßte und zurückschlug, aber in den tiefen Wald von Hohenlinden eindringend am 3. von Moreau, der ihm hier einen Hinterhalt gelegt hatte, unter einem furchtbaren Schneegestöber total geschlagen wurde. Die Oesterreicher verloren hier 7—8000 Todte und Verwundete, 12,000 Gefangene und 87 Kanonen. Sie flohen über Salzburg zurück und der erfahrenere Erzherzog Karl übernahm ihr Commando, schloß aber schon am h. Weihnachtstage zu Steyer einen neuen Waffenstillstand, nachdem die flüchtige Armee noch einmal an der Salza und Traun ereilt und hart mitgenommen worden war und auch ein kleines öster-

---

*) In Regensburg wimmelte es von Pferden aus Schwaben. Die Spießbürger dieser Reichsstadt konnten immer noch nicht begreifen, wie es möglich sey, daß der geweihte und gefeite Sitz des Reichstags von Franzosen ungestraft sollte gebrandschatzt werden und die Reichstagsgesandten waren noch so in ihrer alten Etikette vertieft, daß sie die schönen Bürgerfrauen, welche die französischen Offiziere zum Ball führen wollten, nicht duldeten.

**) Kray war durch Hofintriguen entfernt worden, Erzherzog Karl wollte wegen derselben Intriguen gar nicht mehr zur Armee gehen. Die tapfern Soldaten, ihrer hochgeehrten Führer beraubt und in der Verpflegung vernachläßigt, wagten zu murren. Kaiser Franz mußte selbst ins Lager gehen, um zu beruhigen. Aber er brachte den verhaßten Grafen Lehrbach mit. Ein Grenzerregiment sollte decimirt werden, doch wurden nur 4 Mann gehenkt und 39 mußten Spießruthen laufen. Am schlechten Zustand der Armee wurde nichts gebessert.

reichisches Heer unter Klenau am 18. bei Nürnberg von Augereau geschlagen worden war.

Durch diese schnelle Wiederkehr der Waffenruhe war ein Unternehmen überflüssig geworden, das gleichwohl unter den schwierigsten Umständen ausgeführt wurde. Macdonald nämlich führte 12,000 Franzosen in der härtesten Winterkälte und im tiefsten Schnee über den Splügen, um die Armee in Italien zu verstärken, die nach des ersten Consuls Abreise Brune befehligte. Der Schnee polsterte die Felsen aus und erleichterte insofern den Uebergang, als man nur nöthig hatte, Schritt für Schritt eine Gasse durch ihn zu bahnen. Aber Schneestürme und Lawinen machten den Weg im höchsten Grade gefährlich und einmal wurde eine Halbbrigade ganz auseinandergesprengt und hundert Soldaten im Schnee begraben. Nachdem sich Macdonald glücklich mit Brune vereinigt hatte, erstürmten beide in den Weihnachtsfeiertagen die Minciolinie, da traf die Nachricht vom Waffenstillstand in Deutschland ein und beide Generale schlossen mit dem ihnen gegenüberstehenden österreichischen General Bellegarde auch den ihrigen ab.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sollte nun definitiv zu Luneville abgeschlossen werden, wo Bonaparte's Bruder, Joseph, mit Herrn von Cobenzl eifrig unterhandelte, und kam schon am 9. Februar 1801 zu Stande. Oesterreich behielt in Italien nur das Gebiet von Venedig bis zur Etsch, bekam noch die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toscana und Modena, so wie die Festung Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, worüber Bonaparte bald anderweitig verfügte, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau, womit (nebst dem Bisthum Eichstädt) der Großherzog von Toscana entschädigt werden sollte. Im übrigen anerkannte Oesterreich die cisalpinische nebst den übrigen von Frankreich um sich her organisirten Tochterrepubliken. Das deutsche Reich wurde weniger als je beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf

dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden. Bonaparte gab es unter der Bedingung zu, daß diese Festungen geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht zum Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. So schleift sie selbst, antwortete Oesterreich, und Bonaparte ließ alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl (bei Straßburg), Philippsburg und Altbreisach durch Pulver sprengen.

Elftes Buch.

Der erste Consul und der Weltfrieden.

Erst durch die Schlacht bei Marengo und durch den Frieden von Luneville war die Consularregierung in Frankreich fest begründet worden. Bonaparte hatte das Versprechen, der Welt den Frieden zu erobern, durch Beendigung des Landkriegs erfüllt; es blieb nur noch der Seekrieg mit dem unversöhnlichen England übrig. Auf dieses England wälzte Bonaparte alle Schuld, indem er fortwährend behauptete, er selbst wolle nur den Frieden. Abgesehen von England war ein dauerhafter Frieden auf dem Festlande schon deßhalb unmöglich, weil sich Frankreich bereits auf eine unnatürliche Weise ausgedehnt hatte und das Gleichgewicht der Nationen ungebührlich störte. Nothwendig mußte einmal die Zeit kommen, in welcher Deutschland das französische Joch vom Nacken warf und die verlorenen Provinzen wiedernahm, die Zeit, in der Italien sich seiner französischen Peiniger wieder entledigte und Spanien die tiefe Schmach seiner Abhängigkeit von Frankreich empfand und nicht mehr duldete. Bonaparte verlangte zu viel, wenn er einen Frieden unter der Bedingung der französischen Uebermacht wollte, und täuschte sich, wenn er ihn je auf eine längere Dauer für möglich hielt. Auf der andern Seite ist eben so unleugbar, daß England ihm den gewünschten Vorwand geliehen hat, seine unnatür-

liche Präponderanz auf dem Festlande zu rechtfertigen und immer weiter auf Kosten der übrigen Staaten auszudehnen. England griff nicht nur ihn und seine unmittelbaren Bundesgenossen an, sondern auch neutrale Mächte, theils um sie wirklich seinem Einfluß zu entziehen, theils um sie nur unter diesem Vorwande ihrer Flotten zu berauben und ihren Handel zu zerstören. Bonaparte glaubte nun auch seinerseits, die Neutralen schützen und dem englischen Einfluß entziehen zu müssen und so wetteiferten beide, England und Frankreich, ihre Krallen nach allen Seiten auszustrecken, um unter dem Schein der Schutzleistung Völker zu berauben und zu unterdrücken. Europa glich in jener Zeit dem todten Stier, um den sich Leopard und Adler zanken, während sie zugleich ihn und sich selbst zerfleischen. Beiden kam es zu Statten, daß Oesterreich bei großer Energie und einem ausdauernd tapfern Volke fast immer nur schlechte Minister und Generale hatte, welche die beste Sache verdarben und die schönsten Mittel vergeudeten; daß Preußen in einer unglaublichen Passivität verharrte und Rußland sein System beständig wechselte.

Der erste Consul gab seinen Friedensversicherungen dadurch Nachdruck, daß er in Frankreich selbst immer mehr zur allgemeinen Versöhnung der Parteien, zur Hebung des Wohlstandes und zum allgemeinen Glück beitrug. Vor allem andern setzte er seine Unterhandlungen mit dem Papst fort, um seiner Friedenspolitik die religiöse Weihe zu geben. Nach der Art, wie er sich in Aegypten dem Islam gegenüber verhalten hatte, war man allerdings geneigt, in seiner Sorgfalt für die Kirche nur Heuchelei und politische Berechnung zu sehen. Allein er war Staatsoberhaupt und übte als solches nur eine Pflicht und einen Act der Gerechtigkeit und Weisheit aus, indem er dem französischen Volke dessen alte Kirche und rechtmäßige Priester zurückgab. Er handelte dabei entschieden volksthümlich, wie der Erfolg bewiesen hat. Als der Convent den wahnsinnigen Beschluß faßte, die Kirche Jesu Christi in demselben Gallien zerstören zu wollen, in welchem sie zuerst während der

Völkerwanderung ihren wunderbaren und mächtigen Zauber über die barbarischen Völker ausgeübt und dadurch allein den Ueberströmungen des Islam, denen Italien selber schon erlag, einen unübersteiglichen Damm gesetzt hatte; als die verderbten Schüler Voltaires die Natur des französischen Volks so tief verkannten, ihm die Abschwörung des christlichen Glaubens zuzumuthen, erhoben sich ganze Provinzen in Waffen und fand der heilige Glauben unter den Priestern Tausende, unter den treuen Bauern Hunderttausende von Märtyrern. Indem nun aber der erste Consul dieselbe alte Kirche wiederherstellte, erhob sich nirgends ein ernster Widerspruch, fand die falsche Philosophie, der Vernunftcultus, der Theophilanthropismus auch nicht einen einzigen Märtyrer. Die alten Jakobiner und die „Gebildeten" ärgerten sich, anerkannten aber die unermeßliche Popularität der Maaßregel, indem sie dazu still schwiegen.

Frankreich hatte damals 60 constitutionelle Bischöfe. Sie wurden zu einem Nationalconcile in Paris versammelt, um durch ihre Haltung die in Rom gepflogenen Unterhandlungen zu unterstützen. Bonaparte brauchte sie, um den allzu viel fordernden Papst herabzustimmen. Der Mehrheit der constitutionellen Bischöfe selbst war aber sehr daran gelegen, sich mit dem Papst zu vereinbaren und dessen Anerkennung zu erwirken, denn so lange dies nicht geschah, blieben sie beim gläubigen Volk unpopulär. Sie gaben daher dem Papst die dringende Versicherung, sie hätten den Civileid nur geleistet und gegen sein Gebot Bisthümer angenommen nur um in einer schrecklichen und ganz außergewöhnlichen Zeit die Heerden nicht ganz ohne Hirten zu lassen. Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, die dem ersten Consul riethen, sich um den Papst gar nicht zu bekümmern, die französische Kirche als Nationalkirche abzuschließen und beliebige Reformen darin vorzunehmen. Es tauchten Vorschläge auf, auch Reformen in der Lehre vorzunehmen, sich dem Protestantismus zu nähern (etwas wie Deutschkatholicismus). Aber Bonaparte freute sich an solchen Kundgebungen nur, weil sie den Papst einschüchtern und nachgiebiger machen konnten; nachdem

er jedoch diesen Zweck erreicht hatte, wies er alle jene auf Emancipation hinauslaufenden Pläne zurück und erklärte, die alte Kirche sey es allein, die beim französischen Volke Ansehen genösse, jede neue werde es entbehren. Die kirchliche Autorität dem Staatsoberhaupt übertragen, sey gegen alle Sitte und gegen alles Gefühl der abendländischen Völker und führe endlich nur zu dem, was man in der Türkei, annähernd in Rußland erlebe, zu einem nicht nur die Leiber, sondern auch die Seelen beherrschenden Despotismus. Die kirchliche Autorität einem Unterthanen anvertrauen, sey eben so mißlich, denn entweder werde sie den Charakter einer wirklichen Autorität verlieren und Sklavin der Staatsgewalt werden oder sie werde eine furchtbare Opposition bilden. Nichts sey daher für Frankreich passender, als eine kirchliche Autorität, die von einem fremden unabhängigen Souverain ausgehe, der gleichwohl nicht mächtig genug sey, um die Staatsgewalt in Frankreich zu gefährden.*)

Während dieser Debatten in Paris unterhandelten Bonaparte's Bruder Joseph, der einsichtsvolle Abbé Bernier und Staatsrath Cretet eifrigst in Rom. Pius VII. verkannte nicht, wie sehr

---

*) „Wäre wohl, so sprach er, die Autorität des Papstes ebenso allgemein anerkannt, wenn er in einem Lande residirte, das nicht ihm gehörte, wenn er irgend einer Staatsgewalt unterworfen wäre? Der Papst ist nicht in Paris und das ist gut. Er ist nicht in Madrid und nicht in Wien, deshalb dulden wir seine geistliche Autorität. In Wien und in Madrid spricht man ebenso. Es ist gut für alle, daß er weder bei uns, noch bei unsern Nebenbuhlern, sondern in dem alten Rom wohnt, fern vom deutschen Kaiserreiche, fern von Frankreich und vom Königreich Spanien; er hält das Gleichgewicht zwischen den katholischen Mächten aufrecht, neigt sich wohl ein wenig dem Stärkern zu, aber erhebt sich auch sofort gegen den Stärkeren, wenn er sich als Unterdrücker zeigen wollte. Dies ist das Werk der Jahrhunderte und sie haben es gut gemacht; für die Leitung der Seelen ist das Papstthum die beste und glücklichste Einrichtung, die sich erdenken läßt."

der erste Consul um die Kirche sich verdient mache, und wie unmöglich es sey, Rechte zu reclamiren, die einmal unwiederbringlich verloren waren, z. B. auf das französische Kirchengut. Er war also zum Entgegenkommen geneigt, wollte aber auch nicht durch freiwillige Zustimmung Räubereien und Rechtsverletzungen sanctioniren, welche sich die Kirche wohl von der äußern Gewalt gefallen lassen, die sie aber nimmer gutheißen kann. Als äußeres Zeichen, daß man das Recht wiederherstellen wolle, wenigstens so weit es noch möglich war, verlangte der Papst die Wiedervereinigung der Legationen (Bologna, Ferrara) mit dem Kirchenstaate, dem sie entrissen worden waren. Dem widersprach Bonaparte und gab dadurch zu erkennen, daß er den weltlichen Besitz des Papstes nicht in gleichem Grade achte, wie dessen geistliche Autorität, und mehr noch, daß er es sey, der dem Papst eine Gnade bewillige und daher auch die Bedingungen vorzuschreiben habe. Das fiel dem Papst sehr hart und er wollte sich in die Unzugänglichkeit seiner Würde, in dieselbe Passivität, wie sein Vorgänger in den letzten Jahren zurückziehen. Aber den Bemühungen des Cardinal Consalvi gelang es, indem er nach Paris ging, zuerst Bonaparte und dann in Rom selbst den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit zu bewegen und endlich ein Concordat zu Stande zu bringen, 15. Juli 1801. Man darf dabei nicht vergessen, daß Pius schon ursprünglich durch den Einfluß französischer Cardinäle zum Papst gewählt worden war und daß Spanien auf Frankreichs Seite stand.

Im Concordat wurde anerkannt, daß die Religion der Mehrheit der Franzosen die katholische sey. Als ausschließliche Staatskirche wollte sie Bonaparte nicht erklärt wissen. Auch behielt er sich das Recht vor, daß keine päpstlichen Erlasse ohne seine Einwilligung in Frankreich verbreitet werden sollten. Frankreich wurde auf eine neue Art in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer eingetheilt. Dadurch verloren alle bisherigen Bischöfe, sowohl die alten vertriebenen, die den Civileid nicht geleistet, als die constitutionellen, die an ihre Stelle getreten waren, ihre Sitze. Die ersteren

konnten nach canonischem Rechte ihre Sitze nie verlieren, ihr bischöflicher Charakter blieb unzerstörlich, aber der Papst übernahm es, sie zur freiwilligen Entsagung zu bewegen und die meisten leisteten ihm Folge, nur die in England sich aufhaltenden ließen sich durch englischen Einfluß zum Widerstande aufreizen. Die constitutionellen Bischöfe übernahm der erste Consul zu gleicher Hingebung zu bestimmen und machte mit den wenigen, die sich weigerten, kurzen Prozeß. Ein Abbé Fournier, der gerade damals in seinen Predigten den Tod Ludwigs XVI. beklagte und die ganze Revolution verdammt hatte, fiel, weil sich Bonaparte als den Sohn der Revolution ansah und die Bourbons zu beerben gedachte, in des ersten Consuls schwere Ungnade und wurde in ein Narrenhaus gesperrt. *) Die neuen Bischöfe und Pfarrer wurden vom Staate besoldet. Das Kirchengut blieb denen, die es als Privatgut gekauft hatten und der Papst, ohne den Kauf anzuerkennen, gelobte nur, die Eigenthümer in ihrem Besitz nicht stören zu wollen. Die Sonntagsfeier wurde wiederhergestellt, doch blieben die Decaden des republikanischen Kalenders für weltliche Dinge noch in officiellem Gebrauch, bis auch sie im Jahre 1802 abgeschafft wurden und die christliche Zeitrechnung in ihr altes Recht eintrat. Der Papst setzte den Namen Napoleon (eines wenig bekannten Heiligen) in den Kalender (15. August) und ernannte den Cardinal Caprara zu seinem Legaten für Frankreich und den Oheim Bonaparte's, Abbate Fesch, der Erzbischof von Lyon geworden war, zum Cardinal. Talleyrand, den der erste Consul gleich nach dem 18. Brumaire zum Minister des Auswärtigen gemacht und der längst seiner geistlichen Würde entsagt hatte, wurde jetzt vom Papst wieder der Excommunication enthoben und als ein lieber Sohn in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen. **) Die feierliche

*) Später aber begnadigt, zum Kaplan des Kaiser Napoleon gemacht und endlich Bischof von Montpellier.

**) Er heirathete bald darauf eine Madame Grant, die er ihrem Manne abkaufte.

Verkündigung und Einweihung des Concordats erfolgte erst am Osterfest 1802. Bonaparte fuhr zur Kirche Notre Dame in einem altköniglichen Staatswagen in größtem Pomp, umgeben von allen Civil- und Militärautoritäten und erzwang die anständigste Ruhe, obgleich man ihm gedroht hatte, es werde an Spöttereien und kleinen Demonstrationen nicht fehlen. General Delmas allein war so dreist auf die Frage: wie ihm die Ceremonie gefallen habe? dem ersten Consul zu antworten: „es war eine schöne Capucinade, zu der nur eine Million Menschen fehlte, welche das zerstört haben, was Sie wieder aufrichten." Richtiger faßte Herr von Chateaubriand, ein Royalist, die Sachlage auf, indem er in einer Schrift, die das größte Aufsehen erregte, „Génie du christianisme," zum erstenmal das den „Gebildeten" gänzlich abhanden gekommene, nur noch im gemeinen Volke lebende christliche Bewußtseyn auch wieder in den höheren Classen weckte. Nicht unmerkwürdig ist in jener Zeit auch ein Versuch gewesen, von Frankreich aus dem Katholicismus in Deutschland mehr Schwung zu geben. Bonaparte erlaubte zum erstenmal 1802 wieder die berühmte große Procession zu Echternach bei Trier, die unter Joseph II. verboten worden war und bei diesem Anlaß machte der französische Klerus dem deutschen Vorwürfe, in falscher Aufklärung die Revolution vielmehr begünstigt, als bekämpft zu haben.*)

Auch gegen den emigrirten alten Adel zeigte sich der erste Consul immer großmüthiger, um auch in dieser Beziehung die Wunden Frankreichs zu heilen und um alte berühmte Namen für seinen Dienst zu gewinnen. Schon am 30. October 1800 ließ er von der großen Liste der Emigranten, deren Güter confiscirt und denen, wenn sie je zurückkehrten, der Tod gedroht war, alle Kinder, Frauen, Diener, Priester und selbst alle Edelleute streichen, die nicht unter den verbannten Bourbons Aemter angenommen und nicht die Waffen gegen ihr Vaterland geführt hatten. Jenen allen

*) Allg. Zeitung 1802. Nr. 345.

wurde freie Rückkehr gewährt. Durch die Geneigtheit, die Bonaparte sowohl der Kirche wie der Emigration erwies, ließ Ludwig XVIII. sich dermaßen täuschen, daß er im Laufe des Jahres 1800 zweimal an ihn schrieb, ihn auf's achtungsvollste begrüßte, ihm auf's verbindlichste für alles dankte, was derselbe für Frankreich gethan habe, und sich der Hoffnung hingab, sofern nun einmal der Weg der Restauration beschritten sey, werde das letzte Ziel derselben auch kein anderes als die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie seyn können. „Herr Bonaparte wolle sich deßfalls unbegrenzter Dankbarkeit versichert halten und sich die Stelle selber wählen, die er künftig unter den Bourbons in Frankreich einzunehmen wünsche." Das erstemal antwortete Bonaparte gar nicht, aber auf das zweite Schreiben erwiederte er unterm 7. Sept. 1800: „Ich habe Ihren Brief erhalten, mein Herr. Ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen. Sie würden über eine halbe Million Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen."

Noch nicht fünf Wochen später wurde eine jakobinische Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt. Ein gewisser Arena, ehemals Mitglied der Fünfhundert, konnte nicht verschmerzen, daß er am 18. Brumaire hatte aus dem Fenster springen müssen, und entwarf mit dem Bildhauer Carachi und einigen andern einen Plan, Bonaparte in der Oper zu erdolchen; sie befanden sich aber ohne es zu ahnen, unter falschen Brüdern, die der schlaue Fouché ihnen zugesellt hatte und wurden vor der That verhaftet. Im Dezember 1800 entspann sich aber eine weit gefährlichere royalistische Verschwörung. Seitdem die Royalisten wußten, der erste Consul werde die ihm zugedachte Rolle eines Monk nicht spielen, sondern Frankreich auf eigene Rechnung zu regieren fortfahren,

erbitterten sie sich gegen ihn und da sie zu schwach waren, ihm in offenem Kampf zu trotzen, griffen sie zu dem unritterlichen Mittel des Meuchelmords. Unter der Oberleitung Georges Cadoudals, der englisches Geld vollauf hatte, begab sich ein ehemaliger Marineoffizier St. Rejant mit zwei Genossen, Carbon und Limoëlan, heimlich nach Paris und verfertigte dort die s. g. Höllenmaschine, um damit den ersten Consul zu tödten. Die Maschine bestand einfach in einem mit Kartätschenkugeln geladenen Pulverfasse. Die Verschworenen wählten den Weihnachtsabend zur Ausführung der Frevelthat. Sie wußten, der erste Consul werde an diesem Abend in die Oper fahren, um Haydns berühmtes Oratorium „die Schöpfung“ zu hören. Sie wußten auch, er fahre gewöhnlich durch die Straße St. Nicaise und nun stellten sie ihr Faß auf einen Karren, spannten ein Pferd an und führten es bis zur engsten Stelle jener Straße, um es im Augenblick anzuzünden, in welchem der consularische Wagen vorbeiführe. Die beiden Mitverschworenen entfernten sich, nur St. Rejant blieb da, um das Pulver zu entzünden und beging noch die Grausamkeit, mittlerweile das Pferd von einem fünfzehnjährigen Mädchen halten zu lassen. Sobald er den Wagen kommen hörte, zündete er die Lunte an und floh. Aber die Lunte brannte etwas zu langsam ab und der zufällig betrunkene Kutscher des ersten Consuls fuhr so rasch, daß der Wagen schon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war, als das Pulver explodirte. Das Mädchen, das Pferd und die nächsten Häuser und Personen flogen in die Luft. Am Wagen Bonaparte's zersprangen nur die Fenster. Niemand ahnte, von welcher Seite dieser Mordanschlag geführt worden sey. Nach dem Vorgang Arena's und Carachi's hielt man die Jakobiner für die Schuldigen und der erste Consul beschloß, ein Exempel zu statuiren. Schon am 6. Januar 1801 ließ er 130 verdächtige Exjakobiner, alte Conventsmitglieder, Communalbeamte, Septembermörder und dergl., worunter nur Rossignol einigermaßen namhaft war, deportiren und am 31. Arena, Carachi und zwei Mitschul-

dige hinrichten. Inzwischen hatte Fouché die wahren Verfertiger der Höllenmaschine entdeckt. Limoëlan entkam, die beiden andern aber wurden verhaftet und enthauptet. Gleichwohl bewirkte das keine Zurücknahme jener Deportation der unschuldigen Jakobiner. Der erste Consul glaubte sich jedenfalls gefährlicher Menschen entledigt zu haben. Auch in der Milde gegen die Emigrirten änderte sich nichts, weil Bonaparte in jedem, der öffentlich nach Frankreich zurückkehrte, einen von den Bourbons Abgefallenen erkannte. Er ließ daher durch Senatsbeschluß vom 29. April 1802 auch noch diejenigen Emigrirten begnadigen, die gegen Frankreich die Waffen geführt hatten, mit einziger Ausnahme der Anführer.

England verrieth um diese Zeit auf die rücksichtsloseste Weise, daß es bisher mit seiner scheinbar sittlichen Entrüstung über die französische Revolution und mit seinem Eifer für die Wiederherstellung des legitimen Königthums der vertriebenen Bourbonen doch nur seinen eigenen Egoismus maskirt habe und daß es ihm nie um etwas anderes zu thun gewesen sey, als um die Vergrößerung seiner eigenen See- und Handelsmacht auf Kosten der französischen und aller mit Frankreich verbündeten oder versöhnten Staaten. Es hatte die entsetzliche Verwirrung auf dem Festlande einzig benutzt, um im Trüben zu fischen. Nachdem es bereits den größten Theil der französischen, spanischen, holländischen und neapolitanischen Flotten zerstört oder geraubt hatte, ging es auf weitere Zerstörungen und Räubereien aus und suchte auch mit den friedlichsten Staaten Händel, um einen Vorwand zu haben, über ihre Flotten herzufallen. Diesen muthwilligen und schadenfrohen Herausforderungen waren schon seit einigen Jahren Dänemark und Schweden ausgesetzt, wie wenig sich auch Dänemark in die europäischen Händel gemischt und wie feurig auch Schweden für die Rechte derselben Bourbonen aufgetreten war, welche England beschützte. Die Engländer maßten sich an, alle Kauffahrteischiffe mit neutraler Flagge auf offener See zu untersuchen, ob sie nicht Waffen oder Vorräthe für Frankreich und seine Bundesgenossen führen, und in diesem

Falle sie als gute Prise zu erklären. Man duldete das aus Ohnmacht und weil es möglich war, daß Englands Feinde sich neutraler Flaggen bedienten, um unter deren Schutz ihre Transporte zur See zu decken. Um aber ihre Handelsschiffe sicher zu stellen, begannen Dänemark und Schweden im Jahre 1798 ihre werthvolleren Kauffahrteischiffe von Kriegsschiffen begleiten zu lassen. Da dehnten die Engländer ihr angemaßtes Untersuchungsrecht gegen alles Herkommen und gegen alle bestehenden Verträge auch auf die Kriegsschiffe aus und brauchten ihre Uebermacht, um mehrere dänische und schwedische Fregatten anzuhalten und auf's schimpflichste zu untersuchen. Als Dänemark sich beschwerte, fuhr eine starke englische Flotte durch den Sund, legte sich vor Kopenhagen und erzwang von den Dänen, sie sollten ihre Kauffahrteischiffe durchsuchen und von Kriegsschiffen nicht mehr begleiten lassen, 25. August 1800.

Damals setzte Pitt eine große Maaßregel durch, indem er es durch Drohungen und Bestechungen dahin brachte, daß das bisher für sich bestehende irische Parlament in Dublin seine Vereinigung mit dem englischen bewilligte. Dadurch verlor Irland sein wichtigstes politisches Organ, und sein Parlament sank zu einer kleinen verhöhnten und vernachlässigten Minorität im großen englischen Parlament herab. Der Beschluß wurde vom Könige sanctionirt am 2. Juli 1801. Um die tiefe Erbitterung des irischen Volkes kümmerte sich Niemand.

Im Sommer 1800 nahmen die Engländer Malta weg und weigerten sich, diese ihnen zur Beherrschung des Mittelmeeres so wohlgelegene Insel wieder herauszugeben, obgleich Bonaparte sie dem Kaiser von Rußland abgetreten und dieser sich zum Großmeister des Malteserordens erklärt hatte. Sobald Paul I. diese Beleidigung erfuhr, gerieth er in den heftigsten Zorn und ließ auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen Beschlag legen. Um aber noch mehr zu thun, streckte er seine schützenden Arme über Schweden und Dänemark aus, schloß mit diesen beiden Seestaaten

einen nordischen Bund und gab mit ihnen gemeinschaftlich am 16. Dezember eine feierliche Erklärung ab, demzufolge wieder, wie zur Zeit seiner Mutter, das Recht der Neutralen zur See aus allen Kräften gewahrt und die englischen Visitationen künftighin untersagt und nöthigenfalls mit Gewalt verhindert werden sollten. Schweden hatte noch einen besondern Grund zur Erbitterung gegen England, da es englische Kriegsschiffe am 5. Septbr. gewagt hatten, unter der verrätherisch aufgesteckten schwedischen Flagge als angeblich neutrale Fahrzeuge in den Hafen von Barcellona einzulaufen und mitten aus demselben heraus zwei reichbeladene spanische Fregatten zu rauben. Auch Preußen schloß sich der Erklärung jener drei nordischen Seemächte an, weil es kurz vorher gleichfalls von England zur See empfindlich beleidigt worden war. Ein englisches Kriegsschiff hatte nämlich einen preußischen Kauffahrer weggenommen, war mit demselben durch Sturm nach Hamburg getrieben worden und sollte nun das geraubte Schiff an Preußen ausliefern. Aber der Hamburger Senat hatte viel zu große Angst vor den Engländern, als daß er diese Gerechtigkeit geübt hätte, kaufte das geraubte Schiff den frechen Britten ab und stellte es den Preußen auf diese Weise wieder zu.

Sobald die Engländer erfuhren, daß Kaiser Paul im Frühjahr Schiffe ausrüsten ließ und auch seine nordischen Verbündeten zu Rüstungen aufforderte, beschlossen sie augenblicklich, jeder Demonstration von dieser Seite her zuvorzukommen und schickten eine beträchtliche Flotte unter dem Admiral Parker, bei dem sich aber auch Nelson befand, abermals durch den Sund. Diese engen Gewässer vermag keine Flotte zu passiren, wenn sie zugleich vom dänischen und schwedischen Ufer aus beschossen wird. Die Dänen schossen auch aufs heftigste von der Feste Kronberg aus, aber die Schweden thaten nichts, sey es aus Furcht vor der Rache der Engländer, sey es aus Bestechung. Am 2. April 1801 erschien die englische Flotte vor Kopenhagen, und während Parker in Reserve blieb, griff Nelson die im Hafen liegende dänische Flotte

auf dieselbe Art an, wie früher die französische bei Abukir, indem er zwischen ihr und dem Hafen sich einzwängte. Auch hier scheiterten drei seiner Schiffe, aber mit den übrigen erreichte er seinen Zweck. Die Dänen wehrten sich aufs heldenmüthigste, und ihr Admiral Lassen wich nicht eher, bis seine Schiffe brannten. Er rettete sich ans Land. Die festliegenden dänischen Blockschiffe wurden alle von den Engländern zerstört, eben so ein Theil der Linienschiffe, aber auch sechs Linienschiffe Nelsons waren fast ganz zerstört. Man unterhandelte nun. Die Dänen sollten sich vom nordischen Bunde lossagen, weigerten sich aber. Es kam nur zu einem Waffenstillstande.

Mitten unter den Unterhandlungen verbreitete sich die Nachricht, Kaiser Paul I. sey ermordet worden. Das war für die Engländer noch ein viel größerer Vortheil als die Zerstörung der dänischen Flotte, denn der energische und tödtlich gegen sie erbitterte Paul würde im Bunde mit dem ersten Consul das ganze Festland gegen sie gewaffnet haben. Bonaparte kündigte den Tod des Kaisers im Moniteur mit den wenigen Worten an: „Kaiser Paul I. ist in der Nacht vom 24. auf den 25. März gestorben; am 31. fuhr das englische Geschwader durch den Sund. Die Geschichte wird uns sagen, wie diese beiden Ereignisse zusammenhängen können.“ Die Geschichte sagt es, der Schleier des Geheimnisses ist vollständig von der blutigen Schreckensnacht in St. Petersburg hinweggezogen worden. Kaiser Paul war von äußerst jähzornigem Charakter und übereilt, machte jedoch gewöhnlich seine Härte wieder gut, *) denn er war voll Adel des Gemüths und Gerechtigkeitsgefühl. Die letzten Ereignisse hatten ihn verbittert.

*) Er ließ einmal ein ganzes Regiment, welches ihm nicht gut genug exercirte, vom Exercierplatz direct nach Sibirien marschiren, rief es aber nach drei Tagen wieder zurück. Wie Peter III. liebte er das Soldatenspiel, spannte alles in knappe Uniformen ein und begründete jenes häßliche Dressirsystem, welches noch unter Nicolaus I. Rußland vorzugsweise charakterisirte.

Die nächste Umgebung sah sich seinen bösen Launen ausgesetzt und mancher wußte nicht, wenn er Morgens aufstand, ob er Abends nicht auf dem Wege nach Sibirien seyn würde. Man hat sogar behauptet, des Kaisers Gemahlin und Söhne selber seyen nicht sicher geblieben und seine Zornwuth habe in den letzten Tagen einen wahrhaft gefährlichen Charakter angenommen. Hierin dürfte wohl viel übertrieben worden seyn, um die Missethat an ihm zu beschönigen. Mehr Erwägung verdient, daß ein Krieg mit England niemals im Interesse der russischen Großen liegen konnte, weil sie als Grundbesitzer ihre Rohproducte, ihre unermeßlichen Getreidevorräthe, ihr Holz, Leder, Talg rc. hauptsächlich auf dem Seeweg und an England selbst verkauften. Zudem hingen viele russische Staatsmänner und Generale noch der früheren Politik Katharina's II. und den Sympathien Suwarows an, die durch die gastliche Aufnahme der vertriebenen Bourbonen in Rußland nur erhöht worden waren. Frankreich war noch immer eine Republik, Bonaparte nicht viel mehr als ein Plebejer. Die stolzen Aristokraten Rußlands dachten in dieser Beziehung nicht anders, wie die englischen und österreichischen. Die plötzliche Umkehrung der russischen Politik vom Bunde mit England zum Bunde mit Frankreich mußte daher auch ganz natürlicher Weise viele Gegner finden. Daß unter diesen Umständen die Engländer selbst nicht müßig waren, ließ sich erwarten. Der englische Gesandte in St. Petersburg, Lord Withworth, stand in naher Verbindung mit der Familie Subow, die vom Kaiser in einem Anfalle von Wuth nach Sibirien geschickt, bald aber wieder zurückgerufen und mit Ehren und Gnaden überschüttet worden war. Eine Frau von Gerebsow, Schwester der Subows, vereinigte in ihrem Salon alle Personen, denen der Kaiser wegen seiner tyrannischen Launen oder wegen seiner Verbindung mit Frankreich verhaßt war, und der englische Gesandte wohnte häufig ihren Cirkeln bei. Zu den entschiedensten Gegnern des Kaisers zählte die unter seiner Mutter einst mächtigste, jetzt zurückgesetzte Familie Orlow, der für das englische Interesse

eingenommene General Bennigsen (ein Hannoveraner) und der Gouverneur der Hauptstadt, General Pahlen, des Kaisers Günstling und rechte Hand, den wohl nur Staatsgründe zu so großer Undankbarkeit verleiten konnten. Man beschuldigte Pahlen, er sey es gewesen, der dem Kaiser einen völlig ungegründeten Verdacht gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, eingeflößt habe, um ihn in Zorn zu versetzen und im Zorn zu Vorsätzen und Befehlen zu verleiten, die er dann wieder benutzte, um den jungen Großfürsten in die tödtlichste Angst vor seinem Vater zu versetzen und zu allem zu vermögen, was er mit ihm bezweckte. Nur um seine Mutter und sich selbst vor den Gefahren zu retten, die ihm Pahlen vorspiegelte, willigte Alexander ein, die Verschworenen nicht zu verrathen, noch zu hindern, als ihm eröffnet wurde, es gelte, seinen Vater durch Entfernung vom Thron unschädlich zu machen. Daß es auf einen Mord abgesehen sey, konnte er nicht ahnen.

Alles war vorbereitet. Am 23. März um 11 Uhr des Nachts drang Fürst Subow gewaltthätig in das Schlafgemach des Kaisers und erklärte ihm, er verhafte ihn im Namen seines Sohnes Alexander. Paul zog den Degen, nun stürzten aber die übrigen Verschworenen hinter Subow hervor und entwaffneten den Kaiser, ihren Herrn, der sich aus Leibeskräften wehrte, bis Bennigsen ihn mit einer Schärpe erdrosselte. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen. Das Volk gehorchte stumm. Der neue Kaiser wagte nicht, die Mörder zu bestrafen. Nur von Pahlen zog er sich zurück, die Subows aber blieben in seiner Gunst, und es scheint, der Adel wußte ihn vollständig über die materiellen Interessen der russischen Landbesitzer zu belehren, denn schon am 18. Mai wurden die englischen Schiffe, auf die sein Vater hatte Beschlag legen lassen, frei gegeben und am 17. Juni gab Rußland durch einen feierlichen Vertrag mit England die Ansprüche des nordischen Bundes und die Rechte der Neutralen auf. England behielt das Untersuchungsrecht und hatte vollständig

triumphirt. Man erkennt hieraus, daß England in der Gewaltthätigkeit, im Mitfüßentreten fremder Rechte und jeder Neutralität, im gemeinen Rauben und in der Arglist, der auch das schlechteste Mittel gut genug ist, durchaus nicht hinter den Franzosen zurückstand und wenigstens nicht befugt war, sich für den Vorkämpfer des guten alten Rechts gegen alles Unrecht, was aus der Revolution hervorgegangen war, auszugeben. Bei alledem lag in der Energie der Engländer etwas Großartiges im Vergleich zu den Schwächen und Schwankungen der übrigen Feinde Frankreichs.

Bonaparte war nicht wenig frappirt durch die Kühnheit und das Glück Englands, und beeilte sich, seinen Liebling Duroc, der früher in Berlin so viel ausgerichtet, nun auch nach St. Petersburg zu schicken, um den jungen Kaiser zu gewinnen und von England abzuziehen. Das kostete aber viel. Der erste Consul entschloß sich zu großen Opfern und bewilligte in einem Vertrage vom 11. October die Unabhängigkeit Neapels. Die jonischen Inseln sollten ein Freistaat werden. Bei den Säcularisationen und Entschädigungen in Deutschland sollten Rußland und Frankreich zusammenwirken und insbesondere Bayern, Württemberg und Baden, deren Fürsten mit dem Kaiser verwandt waren, begünstigen. Alexander konnte sich diesen nur ihm günstigen Vertrag gefallen lassen, ohne deßhalb seine Verbindungen mit England abzubrechen. Nie hat Bonaparte einen ungünstigeren Vertrag geschlossen. Er wollte offenbar nur Zeit gewinnen und das englische Feuer an der Newa ein wenig dämpfen. Alexander war von dem Waadtländer Laharpe in der liberalen Humanitätsschwärmerei des Jahrhunderts erzogen worden, sein Liebling war der junge als Geißel in Petersburg lebende Pole Adam Czartoryski. Schon unter der alten Katharina und noch mehr unter seinem Vater zurückgesetzt, gedrückt, bedroht, wollte Alexander den Thron nicht bestiegen haben, um sich von den Mördern seines Vaters hofmeistern zu lassen und wenn er auch dem mächtigen Adel in der Sache nachgab, so strebte er sich doch von den ihm lästigen Personen loszumachen.

Das erforschte Duroc und darauf ließ sich immerhin von Seiten des ersten Consuls eine Politik gründen, der die Hoffnung nicht ganz fehlte, den jungen Kaiser einmal näher zu Frankreich heranzuziehen.

Unterdeß sammelte Bonaparte eine Flotte zu Boulogne, ließ die England gegenüberliegende Küste in bessern Vertheidigungsstand setzen und drohte mit einer Landung in England. Frankreich brach darüber in Jubel aus und brachte eine Menge patriotische Opfer dar, um die Flotte auszurüsten. Da wurde Nelson abgeschickt, die Boulogner Flotte im Werden zu vernichten, aber zweimal, am 3. August, und als er mit Verstärkungen wiederkam, am 14. und 15., wurde er mit Verlust von 8 Schiffen durch das fürchterliche Feuer der französischen Batterien zurückgeschreckt. Das war aber auch der letzte Ausbruch des englischen Zorns. Schon im Frühjahr hatte Pitt das Ministerium an den versöhnlicheren Addington abgetreten, und nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte und Sprengung des nordischen Bundes gelungen war, und andererseits die europäischen Mächte sämmtlich zur Erhaltung des Friedens geneigt waren, so trat auch für England der Moment ein, in welchem die Friedenspartei die Oberhand gewann. In der That hatte England bereits alles erreicht, was es irgend verlangen konnte, die Vernichtung aller mit der seinigen rivalisirenden Marinen und die Eroberung der reichsten Colonien. Von jetzt an bedurfte es der großen Kriegsanstrengungen nicht mehr und konnte ungleich mehr im Frieden durch Wiedereröffnung der bisher gehemmten Handelswege gewinnen. Man entschloß sich daher in London, am 1. October zu Amiens mit Frankreich zu unterhandeln.

Bei der außerordentlichen Zähigkeit der Engländer und der stolzen Zuversicht Bonaparte's war eine Ausgleichung zu treffen überaus schwierig. Auch wäre sie nie zu Stande gekommen, wenn nicht Addington weit mehr nachgegeben hätte, als der englische Egoismus erlaubte, weßhalb er auch mit den schwersten Vorwür-

fen überhäuft wurde und der Friede selbst unmöglich von langer Dauer seyn konnte. Addington ließ sich von einem Gerechtigkeitsgefühl beschleichen, das ganz und gar nicht im Charakter der englischen Politik lag und ihm als Schwäche, ja als Verrath angerechnet wurde. Einmal gab er außer der spanischen Insel Trinidat und dem holländischen Ceylon alle eroberten Colonien wieder heraus, versprach die Räumung Aegyptens, das dem Sultan, und der Insel Malta, die dem Orden zurückgegeben werden sollte, und anerkannte alle durch Bonaparte verrückte Territorialveränderungen auf dem Festlande. Sodann setzte er auch nicht einmal einen Handelsvertrag durch, der geeignet gewesen wäre, die von Bonaparte mit großen Opfern unterstützte französische Industrie zum Vortheil der englischen zu ruiniren. Dagegen erlangte er von Bonaparte nichts als die Räumung Neapels von französischen Truppen. Das war der berühmte am 25. März 1802 abgeschlossene Frieden von Amiens. So wenig er den Engländern gefiel, wurde er doch eine Zeitlang gehalten. Pitt selbst wollte erst die daraus für England erwachsenden Nachtheile allen Engländern zum Bewußtseyn kommen lassen und neue Ausbrüche französischen Uebermuths abwarten, um dann mit desto lauterem Beifall aufs neue das Zeichen zum Kriege zu geben.

Die ganz unerwartete Nachgiebigkeit Englands hatte einen geheimen Grund in der Furcht vor einer Landung der Franzosen in England, die man Bonaparte's Kühnheit unbedenklich zutraute. Aber das Ministerium durfte es der Nation nicht eingestehen.

Preußen hatte während der Wirren, die der nordische Bund veranlaßte, Hannover besetzt, sogar mit Zustimmung Englands, welches die Preußen dort lieber sah als die Franzosen. Nach dem Frieden von Amiens mußten die Preußen Hannover wieder verlassen, was dem Ministerium in Berlin zu nicht geringem Verdruß gereichte.

Bonaparte feierte in diesem Frieden mit England einen großen moralischen Triumph, wodurch er sich hätte bewegen lassen

sollen, seinerseits nur das einmal Gewonnene zu erhalten und durch Mäßigung und strenge Rechtlichkeit die Unterworfenen zu versöhnen und den Nachbarn Vertrauen einzuflößen. Das that er aber nicht, sondern griff mit List und Gewalt immer weiter um sich.

Der erste Consul hatte Italien beständig im Auge behalten. Dort den französischen Einfluß fest zu gründen und noch weitere Erwerbungen zu machen, war auch nach dem Frieden von Luneville beständig seine Absicht; anfangs jedoch zügelte er sich in der Verfolgung dieser Plane, indem er Rücksicht auf Rußland nahm, dessen Freundschaft ihm zunächst ungleich mehr werth war. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papste benützend, schickte er Murat im Beginn des Jahres 1801 mit nur 15,000 Mann, die aber die ganze Macht Frankreichs hinter sich hatten, in den Kirchenstaat, ließ ihn Ancona besetzen, die Neapolitaner aus Rom vertreiben und diese heilige Stadt dem Papst wieder zum ausschließlichen Eigenthum übergeben. Murat würde weitere Schritte gegen Neapel gethan und zu diesem Behufe Verstärkungen an sich gezogen haben, wenn nicht Kaiser Paul ins Mittel getreten wäre. Die Königin Karoline von Neapel war mitten im Winter nach St. Petersburg gereist, um seine gütige Verwendung nachzusuchen, da Oesterreich ihr nicht mehr helfen könnte. Der ritterliche Kaiser säumte nicht, ihren Wunsch zu erfüllen und Bonaparte willigte nur aus Gefälligkeit für ihn in die Schonung Neapels ein, von dem er schon so oft herausgefordert und im Rücken angegriffen worden war. Er verlangte jedoch Garantien gegen den englischen Einfluß, was Kaiser Paul aus Haß gegen die Engländer nur billigte. In einem am 28. März 1801 zu Florenz abgeschlossenen Frieden trat Neapel an Frankreich das Vorgebirge Piombino und die Insel Elba ab, damit sich die Engländer hier nicht einnisten könnten und duldete, daß 10,000 Franzosen unter Soult Tarent bis zum künftigen Frieden mit England besetzten, um auch hier die Engländer abhalten zu können, mit dem Nebenzweck, sie, wenn

es die Umstände erlaubten, nach Aegypten zu schicken, das damals noch von den Franzosen besetzt war.

Der unterwürfigste Verbündete Frankreichs war immer noch Spanien. Allein es wollte nun auch einmal seine Gefälligkeit erwiedert sehen. Die Königin, selber eine Schwester des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter Marie Louise mit dem Sohne desselben, Ludwig, vermählt. Es war ihr Lieblingskind, und als sie sah, daß Bonaparte in Italien schalten und walten könne, wie er wolle, lag sie ihm an, das Herzogthum Parma zu vergrößern. Dem ersten Consul war zu viel am Beistand Spaniens gelegen, als daß er diese Bitte hätte abschlagen können. Er bot ihr also für das kleine Parma das ungleich größere und reichere Toscana an, in dessen Besitz der Prinz von Parma den Titel eines Königs von Hetrurien annehmen sollte. Für diese Gunst aber verlangte er von Spanien die Abtretung der Colonie Louisiana in Nordamerika, die ihm zum Ersatz für St. Domingo und Aegypten dienen sollte, und Zwangsmaaßregeln gegen Portugal, um es vom Bund mit England abzuziehen. Beides wurde ihm zugestanden. Eine spanische Armee rückte in Portugal ein, obgleich der König dieses Landes Schwiegersohn des spanischen war, und ließ sich die Provinz Olivenza abtreten. Bonaparte fand aber ihr Verfahren nicht energisch genug und schickte auch noch eine französische Armee gegen Portugal, welches dieselbe nicht abwartete, sondern am 29. September 1801 einwilligte, den Engländern alle Häfen zu verschließen, an Frankreich einen Theil des portugiesischen Guiana abzutreten und 20 Millionen zu zahlen. Das war die in Aegypten beschlossene Rache.

Es fiel nicht wenig auf, daß Bonaparte einen Prinzen des Hauses Bourbon, den Herzog von Parma, zum König von Hetrurien erhob. Als ob er die strengen Republikaner ein wenig hätte ärgern wollen, empfing er sogar den neuen König und seine Gemahlin, die es jedoch vorgezogen hatten, nur unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Livorno zu erscheinen, in Pa-

ris und gab ihnen Feste. Allein er that es nur, um sich dadurch die Königin von Spanien zu verpflichten, und er hatte sich für seine Gefälligkeit durch die Zusicherung von Parma entschädigt. Als der alte Herzog von Parma im October 1802 starb, annullirte Bonaparte dessen Testament, nach dem seine Gemahlin, die österreichische Erzherzogin Amalie, hätte fortregieren sollen, trieb die unglückliche Amalie aus dem Lande und raubte ihr sogar ihr ganzes bewegliches Vermögen und ihre Juwelen unter dem Vorwand, sie gehörten zum Staatsschatz. Er selbst schlug diesen Raub im Moniteur zu 2 Millionen an Juwelen, 112 Pfund Gold und 225,000 Unzen Silber an. Spanien hatte kein Interesse, sich für die Wittwe zu verwenden, wenn nur dem jungen Prinzen Hetrurien blieb, und Oesterreich war zu schwach, Einsprache zu thun. Uebrigens wollte der erste Consul Parma an Spanien abtreten, wenn er dafür Florida, die reiche Halbinsel Nordamerika's in der Nähe von St. Domingo, erhielte.

Eben so treulos und gewaltthätig riß Bonaparte Piemont an sich. Dem längst vertriebenen König von Sardinien war zwar immer noch sein Anspruch geblieben, und aus Rücksicht auf den Kaiser Paul hatte Bonaparte denselben anerkannt. Kaum aber erfuhr er des Kaisers Tod, als er auch sogleich die Einverleibung Piemonts in die französische Republik befahl und das Decret arglistig vom 2. April 1801 als von einem Tage datirte, an welchem er den Tod des Kaisers noch nicht hatte wissen können. Damit hoffte er Pauls Nachfolger, Alexander, zu täuschen. Karl Emanuel, dessen fromme Gemahlin gestorben war, wollte nichts mehr von den Ehren dieser Welt wissen, entsagte freiwillig einem Thron, den er nicht mehr besaß, am 4. Juni 1802, und überließ den Anspruch darauf seinem Bruder Victor Emanuel. In Turin hauste der aus Aegypten zurückgekehrte Menou als französischer Statthalter wie ein Pascha und machte sich allgemein verhaßt. Die thatsächliche Vereinigung mit Frankreich erfolgte erst am 4. September.

Nun blieb Bonaparte noch übrig, auch der cisalpinischen Republik den letzten Schein von Unabhängigkeit zu nehmen. Sein Gesandter Petit in Mailand und die bestochenen Häupter der Republik leiteten auf seinen Befehl alles ein. Eine große Consulta von 450 Deputirten sollte sich nicht etwa in Mailand, sondern in Lyon versammeln, um hier über eine zweckmäßige Aenderung der cisalpinischen Verfassung zu berathen, also nicht blos unter französischem Einfluß, sondern sogar auf französischem Boden. Die Gewählten kamen wirklich, die meisten als schon im voraus gewonnen, andere gezwungen. War auch noch der eine oder andere Ehrenmann unter ihnen, der die Lombardei nicht blindlings an Frankreich verkaufen wollte, so fehlte ihm doch in Lyon jegliche Unterstützung der lombardischen Volksstimmung. Hier herrschte nur noch der Wille Bonaparte's, ausgesprochen durch seinen Minister Talleyrand und den Deputirten vermittelt durch den Präsidenten Sommariva und durch den cisalpinischen Minister des Auswärtigen, Marescalchi. Am 11. Januar 1802 kam der erste Consul selbst nach Lyon und wurde hier von den Einwohnern, die längst eine Vorliebe für ihn hatten und denen er bei jeder Gelegenheit besonders gnädig gewesen war, mit der lautesten Freude und Begeisterung empfangen. Ein großer Theil der Lombarden stimmte in diesen Wonnetaumel ein und die Consulta spielte nun die verabredete Comödie mit einem theatralischen Feuer durch, das selbst die Franzosen beschämte. In einer Anrede voll Schwulst und kriechender Schmeichelei erflehten sie von Bonaparte die Gnade, er als der Würdigste möge, wie er erster Consul der französischen Republik sey, nun auch Präsident der cisalpinischen werden, was er denn auch huldreich genehmigte, 26. Januar. Seine Antwort war ein rücksichtsloser Ausdruck der Menschenverachtung, zu der er freilich auch berechtigt erschien. „Ich habe, sagte er, unter euch Niemanden gefunden, der die Würde eines Präsidenten eurer Republik verdient hätte.“ Sie bewiesen die Wahrheit seiner Worte, indem sie stürmischen Beifall klatschten. Er ernannte Melzi

zum Präsidenten der Regierung in Mailand und Prina zum Finanzminister, der jährlich eine beträchtliche Summe an den ersten Consul abliefern mußte, aber die Lombarden durch den Glanz neuer Prachtbauten täuschte. Damals befahl er namentlich die Vollendung des herrlichen Mailänder Domes. Nicht unwichtig war die gleichzeitige Weglassung des cisalpinischen Namens, an dessen Stelle officiell der Name „italienische Republik“ trat. Damit war ausgesprochen, daß sich die gedachte Republik vielleicht einmal über ganz Italien ausdehnen werde. Bonaparte suchte zunächst dadurch diejenige Partei zu gewinnen, die eine Einheit von ganz Italien erstrebte.

Unerschöpflich an Mitteln, auch im Frieden Eroberungen zu machen, traf Bonaparte eine seiner genialsten Maaßregeln in Bezug auf die Schweiz. Es kam ihm darauf an, dieses Bollwerk gegen Italien und Deutschland auf eine zwanglose Weise zu besitzen. Frankreich sollte nicht, wie bisher, die unpopuläre jakobinische Minderheit schützen, sondern wie zur Zeit Ludwigs XIV. die Altschweizer, die föderalistische und aristokratische Mehrheit für sich gewinnen. Er duldete daher, daß die letztere Partei in die Regierung der helvetischen Republik eintrat und daß sogar Reding, der tapfere Schwyzer, den Franzosenfreund Dolder in der Würde des Landammann oder Präsidenten der Republik verdrängte. Reding verfehlte auch nicht, nach Paris zu reisen, den ersten Consul zu begrüßen und sich mit ihm zu verständigen. Bonaparte empfing ihn sehr zuvorkommend und verabredete mit ihm die Umänderung der helvetischen Verfassung. Die einzelnen Cantone sollten wieder mehr Selbständigkeit erhalten, dagegen Waadt und Aargau von Bern losgerissen und besondere Cantone bleiben. Von Wallis sollte der Landestheil, durch den die neue Simplonstraße führte, mit Frankreich, der übrige, so wie auch Graubündten mit der Schweiz vereinigt werden. Die französischen Truppen sollten die Schweiz verlassen und dieser eine ewige Neutralität zugesichert bleiben. Als jedoch Reding das letztere Zugeständniß so weit ausdehnte, daß er

nach seiner Rückkehr mit allen andern Großmächten Europa's in diplomatischen Verkehr trat und Gesandte derselben bei seiner Person accreditirt wünschte, wurde er bald belehrt, daß er den ersten Consul nicht vollkommen richtig verstanden habe. Der letztere begünstigte nunmehr eine Contrerevolution der Helvetier, durch welche Dolder wieder an die Spitze kam, zog aber sodann alle französischen Truppen aus der Schweiz heraus, was nothwendigerweise alsbald wieder Dolders Sturz zur Folge haben mußte. Aber gerade das wollte Bonaparte. Alle Parteien in der Schweiz sollten nach einander ihre Unfähigkeit darlegen, um die Nothwendigkeit seiner Vermittlung zu beweisen. Kaum waren die dreifarbigen Fahnen jenseits des Jura verschwunden, als schon die föderalistische Reaction an allen Ecken ausbrach. Reding stellte sich an die Spitze der Altschweizer. Der helvetische Regierungsgeneral Andermatt zog ihm zwar mit einigen tausend Mann entgegen, wurde aber nicht einmal in die Stadt Zürich eingelassen, die bei diesem Anlaß wieder auf's entschiedenste ihre antihelvetische Gesinnung bewährte. In ohnmächtigem Zorn ließ Andermatt einige Bomben in die Stadt werfen, mußte aber vor den ringsum aufgestandenen Bauern zurückweichen. Mittlerweile brach auch in Bern selbst am Sitz der Regierung die Unzufriedenheit aus, Dolder dankte ab und Reding zog triumphirend ein, 18. Sept. 1802.

Bonaparte traf nun sogleich seine Maaßregeln, ließ General Ney mit 30,000 Franzosen wieder in die Schweiz einrücken, wo man ihnen keinerlei Widerstand entgegensetzte, und erklärte den Schweizern: „ihr bietet seit zwei Jahren ein betrübendes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien haben in der Herrschaft gewechselt, alle gleich schwach und ungeschickt. Ich wollte euch völlig euch selbst überlassen und habe deßhalb meine Truppen zurückgezogen; aber ihr wißt euch nicht selber zu helfen. Ich kann eurem Unglück nicht länger gleichgültig zusehen. Ich werde also als Vermittler unter euch auftreten und meine Vermittlung wird eine wirksame seyn, würdig der großen Nation, in deren Namen ich rede."

Sofort beschied er die Häupter aller Parteien und Vertreter aller Schweizer Interessen zu einer Besprechung unter seinen Augen nach Paris. Man sieht, sowohl seine Anrede an die Schweiz als diese Eröffnung eines Schweizer Congresses auf französischem Boden war nur eine Nachahmung seiner Behandlung der Lombarden in Lyon. Allein er ging doch nicht so weit, sich zum Präsidenten der helvetischen Republik ausrufen zu lassen. Das würde die europäischen Mächte zu sehr aufgeregt haben. Er konnte Herr der Schweiz seyn auch ohne diesen Titel. Die tiefgekränkten Altschweizer wollten nicht nach Paris gehen, Bonaparte mußte sie erst einladen und ihnen schmeicheln. Da sie sahen, er sey aufrichtig mehr für sie als für die Anhänger Dolders gestimmt, so kamen sie endlich und erhielten wirklich von ihm eine neue föderalistische Verfassung, die sich der alten vor der Revolution bestandenen wieder näherte. Durch die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 wurde festgesetzt, es sollte keine einheitliche Regierung der Schweiz mehr geben, sondern wieder nur eine Tagsatzung, beschickt von den Gesandten der souverainen Cantone. Der erste Consul selbst erörterte in einer gnädigen Rede die Vorzüge des Föderalismus für die Schweiz. Die Hirten in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirgs könnten unmöglich die gleiche Verfassung haben, wie die Bürger der reichen Städte in den Thälern und an den Flüssen. Die Natur, die Sitte, die geschichtliche Erinnerung und das Interesse wirke hier zusammen zu Gunsten der Trennung. Die Schweiz werde als Bundesstaat viel wohlfeiler regiert und sey stärker nach außen, weil jedes ihrer Glieder sich freier bewegen könne. Er hielt es aber auch ihrem innern Glück für zuträglicher, wenn sie sich nicht mehr in die Händel Europa's mische und sich daher in den auswärtigen und Kriegsangelegenheiten von ihm und Frankreich vertreten lasse, wogegen er ihr garantirte, sich in die inneren Angelegenheiten der Cantone niemals einmischen zu wollen. Die Schweiz hatte ihm fortan 18,000 Mann Truppen zur Verfügung zu stellen. Als ein kleines Honorar für seine Vermittlung aber

annullirte der erste Consul 15 Millionen Bons, die den Schweizern Entschädigungen für früher Geliefertes und Geraubtes zugesichert hatten. *) Um die Parteien im Innern mehr zu versöhnen, duldete er nicht, daß die aristokratischen Geschlechter wieder ausschließlich zur Regierung berechtigt seyn sollten, schränkte aber das Recht der Regierungsfähigkeit auf solche ein, die in Bern wenigstens 1000, in Zürich wenigstens 500 Franken jährliche Rente aus Landbesitz bezögen, also mit Ausschluß des demokratischen Pöbels. Zu den alten Cantonen Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg, Basel, Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schaffhausen kamen als neue hinzu: Aargau und Waadt (früher bei Bern), Thurgau (früher von den kleinen Cantonen gemeinschaftlich regiert), Tessin (deßgleichen) und Graubündten, zusammen 19 Cantone, die aber auf der Tagsatzung nicht nach Cantonen, sondern nach der Einwohnerzahl stimmten, so daß auf je 100,000 Seelen eine Stimme fiel. Der erste Landammann wurde d'Affry von Freiburg, ein alter Soldat.

Auch die batavische Republik behielt ihre scheinbare Unabhängigkeit, mußte aber alles thun, was Bonaparte wollte. Sie wurde damals von Schimmelpenninck geleitet, wie die cisalpinische Republik von Melzi, unter der Oberhoheit Bonaparte's. Sie erlangte zwar im Frieden von Amiens das Cap wieder, schuldete dafür aber Frankreich wahrlich keinen Dank, weil sie die schöne Colonie doch nur wegen Frankreich verloren hatte. Gleichwohl machte sich Bonaparte dafür bezahlt, confiscirte die gesammten Domainen des Hauses Oranien für seine Rechnung und ließ sich von der batavischen Republik noch überdies 18 Millionen für die

*) Wie die guten Schweizer noch beim Abschiedsschmause in Paris um eine Million betrogen werden sollten, indem man den von Wein etwas Benebelten geschwind noch eine verfälschte Urkunde zur Unterzeichnung vorlegte, was aber des Züricher Reinhart Wachsamkeit vereitelte, erzählt Muralt im Leben Reinharts.

Gunst bezahlen, daß dieselbe nur noch 10,000 Mann Hülfstruppen stellen dürfe.

Nach dem Frieden von Luneville war dem deutschen Reiche die traurige Aufgabe geworden, das Geschäft der Säcularisationen und Entschädigungen, welches mit dem Rastadter Congreß abgebrochen worden war, von neuem zu beginnen. Daß Frankreich nach wie vor dabei das Schiedsrichteramt behielt, verstand sich wegen der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen von selbst, weil diese beiden Mächte einander nichts gönnten und mittelst Frankreichs einander verkürzen wollten. Oesterreich war für seinen Verlust lediglich auf die Ausbeute der Säcularisationen und Entschädigungen im deutschen Reiche für sich und die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena angewiesen. Um durch Bonaparte's Beistand so viel als möglich zu erwerben, erkaufte es denselben durch die bereitwilligste Nachgiebigkeit in allen andern Punkten. Nicht nur duldete es die grausame Vertreibung und Beraubung der Erzherzogin Amalie in Parma, sondern Herr von Cobenzl verrieth auch dem ersten Consul die Anträge Redings, die auf eine größere Selbständigkeit und wahre Neutralität der Schweiz hinzweckten. Preußen verfolgte ganz dieselbe Politik und billigte alles, was der erste Consul that, wenn es nur reiche Entschädigungen für sich und den ihm verschwägerten Erbstatthalter von Holland durchsetzte. Natürlicherweise suchten nun auch alle kleineren deutschen Fürsten ihr Heil in Frankreich, und Herr von Talleyrand, dem Bonaparte das Geschäft übertragen hatte, wurde von den deutschen Gesandten, zum Theil auch von Fürsten und Fürstinnen in Person förmlich umlagert.*) Die einen wollten mehr haben, die andern weniger verlieren. Alle hielten Herrn von Talleyrand für zugänglich und vergoldeten die Hand, die einst

*) Herr von Gagern erzählt (mein Antheil an der Politik I. 117 f.) die altdeutsche Strafe des Hundetragens habe sich hier wiederholt, indem sich vornehme Bittsteller herabgewürdigt hätten, Talleyrands Schooßhündchen zu tragen.

unwürdig Sacramente gespendet und später so viele falsche Eide geschworen hatte. Die Mittel, die von mancher Seite, zum Theil auch von Damen, angewandt wurden, seine Gunst zu erkaufen, blieben jedoch hinter der Schamlosigkeit des Herrn von Talleyrand selbst noch zurück, denn dieser nahm von allen, hielt aber seine Zusagen nur wenigen. Die letzte Entscheidung hing auch nicht allein von ihm ab, denn er mußte dabei den russischen Gesandten Markow zu Rathe ziehen und berücksichtigen, weil der erste Consul um jeden Preis den jungen Kaiser Alexander für sich gewinnen wollte. Der russische Gesandte war aber mit wenig zufrieden. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, Württemberg, dem die Mutter, und Baden, dem die Gemahlin des Kaisers entstammte, bei den Theilungen zu bevorzugen.

Alle Parteien waren darin einverstanden, daß die geistlichen Länder, und da diese für so viele Forderungen nicht ausreichten, auch die meisten Reichsstädte in die Entschädigungsmasse geworfen werden müßten. Vom verbrieften Rechte der Inhaber, vom Schutz des Reichs war nicht mehr die Rede. Der Kaiser selbst wollte nur noch die Beute theilen und indem er das deutsche Reich als solches aufgab, sein österreichisches Erbe abrunden. Preußen sah in der Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer zugleich eine Niederlage des Katholicismus und des Hauses Habsburg, dem die drei geistlichen Kurfürsten stets ergeben gewesen waren. Bonaparte aber nährte mit großer Ueberlegung die einander ausschließende Politik Oesterreichs und Preußens, schmeichelte beiden mit besserer Abrundung ihrer Staaten und trennte beide auf's geschickteste von dem Rest des deutschen Reichs, den er unter seine eigene Obhut nahm. Dabei diente ihm hauptsächlich Bayern.

Mehr als je bedauerte Oesterreich, mit seinem alten Plan der Erwerbung B a y e r n s bisher immer gescheitert zu seyn, denn zu seiner Abrundung war ihm dieses Land unmittelbar im Norden von Tirol unentbehrlich. Es hoffte auch jetzt noch zu seinem Zweck zu kommen und die Isar zur Grenze zu machen, indem es den Kur-

fürsten von Bayern mit allen vormals österreichischen, geistlichen, ritterschaftlichen und städtischen Gebieten in Schwaben entschädigen und ihm Augsburg zur Hauptstadt geben wollte. Als das nicht zu erreichen war, wollte es wenigstens den Inn zur Grenze haben. Aber auch das wurde durch Frankreich und Preußen verhindert. Es sah sich isolirt, von allen Seiten verlassen und verrathen und wirklich wurde das Entschädigungswerk durchgesetzt und das deutsche Reich vertheilt, ohne daß der deutsche Kaiser dabei nur zu Rathe gezogen worden wäre.

Unter Zustimmung Rußlands schloß Frankreich zuerst mit Preußen am 23. Mai 1802 einen geheimen Vertrag ab, demzufolge der letztgenannte Staat die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (dieses nur zum Theil), verschiedene kleine Abteien und die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und die Stadt Erfurt nebst dem Eichsfelde gewann. Preußen hätte zwar gerne mehr im Süden erworben, Bonaparte aber redete ihm das aus, weil er es auf Norddeutschland allein einschränken und Mitteldeutschland unter seinen eigenen Einfluß stellen wollte. Der Erbstatthalter bekam das reiche Fulda. Nachdem dies abgemacht war, schloß Frankreich eben so geheim seinen Vertrag mit Bayern, welches verschwenderisch bedacht wurde, indem es die großen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Freising, die Abtei Kempten, die Herrschaft Werdenfels, die Stadt und Festung Passau, die Reichsstadt Ulm und einige kleinere Städte bekam. Oesterreich war auf's tiefste empört, daß man Bayern so groß machen wolle und namentlich wegen Passau. Es wagte daher lieber alles und ließ Passau besetzen, ehe die Bayern kamen, 18. August. Es erfolgte indessen wegen dieses Vorfalls kein Krieg. Bonaparte beschwichtigte Oesterreich, indem er ihm nicht nur Passau, sondern auch die südtirolischen Bisthümer Brixen und Trient ließ, die mit Salzburg dem Großherzog von Toscana bestimmt gewesen waren, dem dafür Bayern das schon bewilligte Bisthum Eichstädt abtreten mußte. Dieser Großherzog bekam außer Salzburg und Eichstädt

noch das Bisthum Passau ohne die Stadt, und Berchtesgaden und wurde deutscher Kurfürst. Der Herzog von Modena erhielt den bisher österreichischen Breisgau, blieb aber in Venedig, wo er sich von seinen gesammelten Schätzen vergnügte. Es ist bezeichnend, daß England gegen diese Zerreissung des deutschen Reichs nicht protestirte, sondern sich mit dem Bisthum Osnabrück, das man Hannover gab, beschenken ließ.

Damit waren die Hauptanstände gehoben. Alles übrige war Nebensache. Von den drei geistlichen Kurfürsten lebte nur noch der von Trier, der als Bischof von Augsburg keine weitern Ansprüche machte, und der von Mainz, der frühere Coadjutor, Karl von Dalberg, der als Reichserzkanzler beibehalten wurde, seinen Sitz in Regensburg nahm und die Reste des Mainzer Erzbisthums auf dem linken Rheinufer nebst Aschaffenburg erhielt. Das war eine Concession für das deutsche Reich und Oesterreich, die Bonaparte jedoch nur deßhalb machte, weil er in Dalberg bereits ein künftiges Werkzeug seiner ferneren Pläne ausgefunden hatte. Aus Rücksicht auf Rußland wurden Württemberg und Baden zu Kurfürstenthümern erhoben und reichlich mit Erwerbungen bedacht. Ersteres erhielt die reiche Probstei Ellwangen, eine Menge Klöster und neun Reichsstädte, darunter Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall; Baden erhielt Constanz mit allen Theilen der Bisthümer Constanz, Basel, Straßburg und Speier auf dem rechten Rheinufer, die bisherige Rheinpfalz auf demselben Ufer mit Mannheim und Heidelberg, die Herrschaft Lahr und viele Abteien und sieben Reichsstädte, Offenburg ꝛc. Auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden durch Theile des Mainzer und Wormser Bisthums, Reichsstädte und kleine Aemter vergrößert, Hessen-Cassel erhielt nur wenig von Mainz, aber die Kurwürde; Oldenburg wegen der russischen Verwandtschaft das Bisthum Lübeck. Von alten Reichs- und freien Städten blieben nur noch Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Wetzlar und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig. Das deutsche Reich anerkannte alle

diese Veränderungen in dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803.

Das Schimpfliche, was in diesen größtentheils vom Ausland dictirten Vertheilungen lag, wurde dem deutschen Reich einigermaßen dadurch gemildert, daß wenigstens um so mehr Winkelsouverainetät und Kleinstaaterei zu Grabe ging und das Dickicht der Farben auf der deutschen Landkarte etwas lichter wurde.

Sobald der Friede mit England eingeleitet war, unternahm der erste Consul eine große Expedition nach St. Domingo. Die Erhaltung dieser Colonie lag ihm sehr am Herzen. Er wollte den Ruhm haben, wieder zu gewinnen, was der Convent verloren hatte. Er wollte einen Ersatz für Aegypten haben. Er wollte vielleicht noch mehr, wenigstens deutet das Anerbieten an Spanien, für Parma Florida zu nehmen und der Erwerb des portugiesischen Guiana noch weitere Plane an. Da er die englische Machtentwicklung in Ostindien nicht hatte hindern können, wollte er ihr vielleicht künftig in Westindien desto kräftiger entgegentreten. Er hatte sich von dem gefälligen Spanien auch den spanischen Theil der Insel St. Domingo abtreten lassen und entsandte ein Heer, das sich durch nachgeschickte Verstärkungen bis auf 34,000 Mann vermehrte, unter seinem Schwager General Leclerc mit einer großen Flotte dahin ab, eine Kriegsmacht, wie noch keine französische in solcher Stärke nach den westindischen Gewässern geschickt worden war, zum Beweise, welch großen Werth Bonaparte auf diese Expedition legte. Man will übrigens bemerkt haben, daß er dieser Armee Truppen einverleibte, die ihm wegen ihrer noch jakobinischen Gesinnung verdächtig waren und deren er los seyn wollte. Da auf den kleineren französischen Inseln bald darauf die Sklaverei förmlich wiederhergestellt wurde, drohte den Negern auf St. Domingo ohne Zweifel dasselbe Loos. Der erste Consul hütete sich aber wohl, jene Drohung auszusprechen. Er hoffte die Neger zu täuschen und unter sich zu entzweien, um dann bequemer unter ihnen aufräumen zu können. Toussaint-Louverture, da-

mals republikanisches Haupt der Insel, hatte zwei Söhne nach Paris geschickt, um sie daselbst erziehen zu lassen. Der erste Consul schickte sie ihm mit einem sehr freundlichen Schreiben zurück, worin er seinen Verdiensten das größte Lob spendete, ihn aber aufforderte, die Oberhoheit der französischen Republik anzuerkennen, die ihn zu ihren berühmtesten Bürgern zähle. Durch ihn wollte Bonaparte auf die Neger einwirken, ihren Widerstand lähmen.

Es erfolgte jedoch nicht alles so, wie der erste Consul wünschte und erwartete. Leclerc landete am 5. Februar 1802 auf der Insel, fand aber Widerstand und richtete so wenig aus, wie früher die Generale der Jakobiner. Zwar gelang es ihm, Toussaint durch Verrath gefangen zu nehmen und nach Frankreich zu schicken, wo er im Kerker vergessen starb; aber die Neger behaupteten in furchtbaren Kämpfen ihre Unabhängigkeit und das schöne französische Heer wurde durch das gelbe Fieber vollends vernichtet. Leclerc selber starb, sein Nachfolger Rochambeau wurde auf der Flucht über Meer von den Engländern gefangen. — Bonaparte gab nun alle westindischen Pläne auf und verkaufte auch Louisiana an die Nordamerikaner um 10. Mill. Franken.

England dehnte dagegen gerade damals seine Herrschaft in Ostindien immer weiter aus. Dort administrirte immer noch Sir Arthur Wellesley, welcher unter der Glut der indischen Sonne und unter der heißen Wuth des indischen Fanatismus die Eiskälte des nordischen Verstandes bewahrte, und benutzte die elenden Streitigkeiten der Mahratten-Fürsten, um einen durch den andern zu verderben. Als der wilde Holkar dem nominellen Oberherrn der Mahratten, den Peiswa von Puna, vertrieb, half Wellesley dem letztern, setzte ihn wieder ein und machte ihn dadurch von sich abhängig. Als aber Scindia, der mächtigste Fürst unter den Mahratten, der neben seinen berühmten Reitern noch 72 Bataillone von französischen Offizieren befehligtes Fußvolk und 460 Kanonen hatte, auf französischen Antrieb oder aus eigener Besorgniß wegen der immer mehr anschwellenden Macht der Engländer, den Nizam

als Freund der letztern bedrängte, zog Wellesley sogleich wider ihn aus, besiegte ihn mit viel geringeren Streitkräften in einem einzigen Sommerfeldzug und brachte ihm die letzte Niederlage in der großen und blutigen Schlacht von Assaye am 24. September 1802 bei, nach welcher Scindia um Frieden bitten und alles bewilligen mußte, was England verlangte. Jetzt erst griff Holkar, der schadenfroh Scindia's Niederlage mit angesehen, die Engländer an, wurde aber ebenfalls durch General Lake besiegt und als Wellesley abberufen wurde, nahm er den Ruhm mit, die mächtigsten Feinde Englands in Indien unschädlich gemacht und die Grenze der Compagnie um hunderte von Meilen vorgerückt zu haben. Aber er empfing zum Dank nur den Bathorden und mußte nach Europa heimkehren, um als Generalmajor unter viel verdienst- und talentloseren Generalen zu dienen.

Wir kehren nach Frankreich zurück.

Der Hof des ersten Consuls nahm, trotz der noch beibehaltenen republikanischen Formen, immer mehr von der ehemaligen königlichen Würde an. Jeder neue Sieg, den Bonaparte erfocht, führte auch neue glänzende Gesandtschaften nach Paris, die ihm aufwarteten. Ueberdies lockte sein Ruhm eine Menge vornehme und ausgezeichnete Fremde nach Paris, die seine edle Einfachheit, den Geist in seinen Umgebungen und die liebenswürdige Grazie im Cirkel seiner Gemahlin nicht genug bewundern konnten. Eine Menge Berichte von Reisenden aus jener Zeit geben davon Zeugniß. Nach dem Frieden von Amiens fanden sich auch Engländer schaarenweise in Paris ein, um den Helden des Jahrhunderts anzustaunen. Auch Fox kam herüber und wurde vom ersten Consul aufs ausgezeichnetste wie einer seiner intimsten Freunde empfangen. Viele vornehme Fremde blieben in Paris, namentlich zierten reizende Polinnen den Salon der Madame Bonaparte. Auch Gelehrte, Künstler, Notabilitäten des Geistes fanden leicht Zutritt. Im Uebrigen behielt der Hof ein vorherrschend militärisches Aeußere. Täglich paradirten Truppen vor den Tuilerien, deren Anblick dem ersten Consul so

unentbehrlich war, als ihnen der seinige. Er sorgte dafür, daß sie oft wechselten und daß er ihrer nach und nach so viele als möglich unter die Augen bekam. Die Musterungen währten lange. Er untersuchte alles, frug die Soldaten nach allem, bemerkte jeden Fehler, sorgte für alles. Dadurch machte er sich im Heer unermeßlich populär und hielt die Generale in Athem. Zugleich blendete der Anblick dieser schönen und berühmten Krieger die Pariser wie die Fremden und verbürgte dem ersten Consul seine Gewalt. Zum Kern der Truppen machte er eine Consulargarde von 8000 Mann, aus den besten und verdientesten Soldaten der übrigen Regimenter auserlesen, unter denen sich besonders die Grenadiere mit ihren Bärenmützen durch martialische Haltung auszeichneten.

Indem der erste Consul der Monarchie entgegenging, war er fest überzeugt, dazu wie der Kirche, so auch der Aristokratie zu bedürfen. Das konnte nun aber nicht ausschließlich die alte Aristokratie seyn, die noch den Bourbons anhing. Wie gerne er dieselbe aufnahm, so mußte er doch auch den großen Verdiensten und Namen der bürgerlichen Emporkömmlinge gleiche aristokratische Rechte gewähren. Noch war an die Wiedereinsetzung eines eigentlichen adeligen Standes nicht zu denken, aber Bonaparte bereitete dieselbe vor durch Gründung der Ehrenlegion, einer Ordensritterschaft, in die jedes Verdienst aufgenommen und die eben dadurch vom gemeinen Volk unterschieden werden sollte. Die Legion hatte eine militärische Einrichtung. Sie wurde zu 6000 Mann berechnet, eingetheilt in 15 Cohorten mit je 30 Offizieren, 20 Commandeurs und 7 Großoffizieren. Jeder Ritter erhielt einen jährlichen Sold von 250 Franken, der Offizier von 1000, der Commandant von 2000, der Großoffizier von 5000. Das Ordenszeichen war ein am rothen Band getragenes Kreuz mit fünf Armen (ein charakteristisches Mittelding zwischen Kreuz und Stern). Als Berlier im Staatsrath die neue Einrichtung mißbilligte und die Orden ein Spielwerk der Monarchie nannte, nicht würdig einer Republik, in welcher die Wahl zum Amt der einzige Lohn der Tugend seyn

müsse, erwiederte der erste Consul: „Ich fordre Jeden auf, mir eine alte oder neue Republik zu nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug, aber mit solchem Spielzeug leitet man die Erwachsenen. Ich würde das auf einer Tribune nicht sagen, aber in einem Rath der Weisen darf man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich binnen zehn Jahren nicht geändert, sie sind heute noch immer, was die alten Gallier waren, eitel und leichtfertig. Sie sind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen passen daher für sie und sind ihnen unentbehrlich. Vor allem der Armee. Glauben Sie, daß man die Soldaten durch vernünftige Vorstellungen zum Schlagen bringt? Das könnte nur ein Stubengelehrter sich einbilden. Den Soldaten muß man durch Auszeichnungen, Lohn und Ruhm gewinnen. Es handelt sich aber auch noch um etwas anderes. In der Revolution ist alles umgestürzt worden, wir müssen nun nothwendig wieder aufbauen. Die Gesellschaft besteht aus Sandkörnern, wir können ihre Institutionen nur befestigen, wenn wir einige Granitmassen auf den Boden Frankreichs werfen." Staatsrath Thibaudeau machte dem ersten Consul den geistreichen Einwurf, das französische Volk habe gerade das in ihm vorherrschende Ehrgefühl durch die republikanische Gleichheit befriedigen wollen, denn das sey die Ehre eines Jeden, dem Andern gleich zu stehen, während die Ehre von 6000 Rittern für die übrigen 30 Millionen zur Zurücksetzung und Beschimpfung werde. Freville kehrte im Tribunat zu Bonaparte's Auffassung zurück, spottete über die dem Pöbel zugemuthete Ehrenhaftigkeit und ließ sich als Bezeichnung der französischen Nation den Ausdruck „erbärmlich" entschlüpfen. Das erregte lebhaften Unwillen und nicht nur das Tribunat, sondern auch die gesetzgebende Versammlung nahmen das Gesetz der Ehrenlegion nur mit sehr geringer Mehrheit an. Auch bemerkte man, daß viele Generale, die der strengrepublikanischen Partei angehört hatten, die neuen Kreuze lächerlich fanden und sich

schämten, dieselben anzunehmen. Allein der erste Consul kümmerte sich um diese Ausnahmen nicht und hielt die Regel fest. Auch täuschte ihn seine Menschenkenntniß nicht. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde das populärste Ding in Frankreich und ist es heute noch. Das Datum der Stiftung war der 19. Mai 1802. Die wirkliche Vertheilung der Kreuze erfolgte aber erst etwas später.

Um dieselbe Zeit, gerade nach dem Frieden von Amiens, der dem ersten Consul ein neues Ansehen verlieh, beantragte der Senat, ihm einen Beweis der Nationaldankbarkeit zu geben, indem man ihn zum ersten Consul auf weitere zehn Jahre ernenne. Das war aber weniger, als Bonaparte wollte. Er nahm daher eine verstellte Demuth an, meinte, er könne nicht einwilligen, bevor nicht das Volk unmittelbar gefragt werde, ließ aber dem Volk eine ganz andere Frage vorlegen, nämlich ob er auf Lebenszeit ernannt werden solle? Der verblüffte Senat mußte diese Beschämung hinnehmen und im Plebiscit erhielt Bonaparte 3,568,185 Stimmen gegen 8000. Die letzte republikanische Opposittion im Tribunat zu unterdrücken, ließ er ein Drittel seiner Mitglieder streichen und ihre Zahl überhaupt auf 60 herabsetzen. In England, sagte er bei dieser Gelegenheit, in einem altconstitutionellen Lande ist eine gemäßigte parlamentarische Opposition, die nur eine Meinungsverschiedenheit der herrschenden Aristokratie ausdrückt, ungefährlich; ganz anders in Frankreich, wo sie theils von Jakobinern, theils von Royalisten ausgeht, welche beide den Staat umstürzen wollen. In der Proclamation seiner neuen Würde hieß es übrigens noch im republikanischen Style, durch die Lebenslänglichkeit des Consuls werde die Dauer des Staatsprincips überhaupt gesichert, mithin „würde die Freiheit und Gleichheit fortan unüberwindlich seyn.“ Der 15. August als Geburtstag Bonaparte's wurde zu einem Festtag der Republik bestimmt und von nun an setzte der erste Consul seiner Unterschrift den Taufnamen Napoleon voran. Der treueste Anhänger constitutioneller Bürgschaften sowohl der Freiheit als der Ordnung, Lafayette, der durch Bonaparte's

Edelmuth aus seinem Kerker in Olmütz erlöst worden war und seitdem ruhig in Frankreich lebte, hielt es für seine Pflicht, dem ersten Consul in einem Memoire ans Herz zu legen, wie sehr es seine Pflicht und zugleich die Bedingung einer glücklichen und dauerhaften Regierung sey, constitutionell zu handeln und die Freiheit der Nation, namentlich ihre parlamentarische Vertretung, nicht ganz zu unterdrücken; aber Bonaparte fand seine Mahnungen nicht zeitgemäß und nannte ihn einen „Unverbesserlichen." Lafayette zog sich nun wieder ganz zurück.

Indem Bonaparte dem Ziele, das er sich vorgesetzt, immer näher kam und die höchste Gewalt ihm nicht mehr entgehen konnte, nahm er begreiflicherweise auch schon auf ihre Erblichkeit Bedacht. Er hatte von Josephinen keine Kinder und konnte keine mehr von ihr hoffen. Sie glaubte aber, er werde ihren Sohn erster Ehe, den treuen und schönen Eugen, den er so sehr liebte, als Sohn adoptiren. Dagegen waren nun Bonaparte's Brüder aufs hitzigste eingenommen, denn ihnen und ihren Kindern, meinten sie, stehe die Nachfolge in männlicher Linie zu. Sie verfehlten daher nicht, gegen die arme Josephine zu intriguiren und auf deren etwas leichtsinnigen Charakter schwere Anklagen zu gründen. Namentlich soll es nach Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten an heftigen Familienscenen nicht gefehlt haben. Josephine wurde von den Brüdern ihres Gemahls der Untreue beschuldigt; aber sie beschwor ihn auf den Knien und unter tausend Thränen. Er verließ sie nicht, er blieb ihr hold und widmete ihr von neuem die feurigste Zärtlichkeit. Um beide Familienparteien auszugleichen, vermählte Bonaparte die unterdeß herangewachsene Tochter Josephinens, die liebliche Hortense, mit seinem jüngeren Bruder Louis, am 3. Januar 1802; was jedoch die älteren Brüder Lucian und Joseph wieder sehr übel nahmen, weil der erste Sohn jenes neuvermählten Paares Napoleons Erbe werden sollte. Aufs neue wurden daher die bösartigsten Gerüchte ausgesprengt, insbesondere Louis leihe Hortensens Sohn

nur den Namen, der wahre Vater sey Napoleon selbst. Inzwischen starb das angefochtene Kind im zarten Alter.

Großes Verdienst um Frankreich erwarb sich der erste Consul durch Werke, die zugleich den Glanz seiner Friedensregierung und den Ruhm seiner Weisheit erhöhten. Dahin gehören vor allem der code civile, der im November 1801 fertig wurde und noch heute als das Civilrecht Frankreichs gilt, berühmt durch seine Klarheit und Einfachheit. Ferner die prachtvolle, an vielen Stellen durch die Felsen gehauene Simplonstraße, welche Frankreich mit Italien verbinden sollte, die neuangelegten Canäle von Ourq, St. Quentin und Aigues-Mortes, die durchgängige Verbesserung der Straßen, Anlagen von Chausseen durch ganz Frankreich, die Hebung der Industrie, insbesondere der Baumwollenspinnereien (um von England weniger abhängig zu seyn), endlich überhaupt die Hebung des Credits, die Herstellung der Ordnung in den Finanzen. Sichtbar nahm unter seinen Augen der Wohlstand Frankreichs zu. Auch Wissenschaften und Künsten erwies er Ehre. Den jakobinischen Maler David hatte er bald zum Schmeichler gewonnen. An die Stelle der vormaligen Akademie gründete er das Institut von Frankreich, das die berühmtesten Namen der Wissenschaft in sich aufnahm. Den Dichter Boufflers, der emigrirt war, nahm er aufs gnädigste auf. „Er hat uns mit Epigrammen angegriffen, sagte Bonaparte, jetzt wird er Lieder dichten, die wir brauchen." Nur die Frau von Staël zog sich seine Ungnade zu, weil sie aus gekränkter Eitelkeit in ihrem Cirkel alle versammelte, die aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden waren und auf ihn lästerten. Sie erhielt im Jahr 1803 gemessenen Befehl, ihren ästhetischen Theekessel anderswo dampfen zu lassen und seine Staaten ungesäumt zu verlassen.

Zwölftes Buch.

Gründung des französischen Kaiserreichs.

Der Weltfrieden war trügerisch, weil er nur Frankreich Vortheil brachte, von allen andern Mächten aber mit schweren Opfern erkauft war, weil er ein schlechthin unnatürliches Uebergewicht Frankreichs, einen gespannten unnatürlichen Zustand im übrigen Europa verewigen sollte.

Aus demselben Grunde war auch das Glück Bonaparte's trügerisch. Unter seinen Lorbeern lauerte die Giftschlange wie im Haar der Medusa. Wie groß immerhin seine Macht und unerschöpflich sein Genie seyn mochte, er hatte sich ein unerreichbares Ziel gesteckt und war zum Theil vom Schicksal selber in die Bahn gedrängt worden, auf der er nie mehr stille stehen konnte. Man sage nicht, daß allein unbändige Thatenlust und Ehrgeiz ihn fortgerissen hätten. Gewiß war diesem Feuergeiste nirgends wohler als im Donner der Schlachten. Bonaparte ließ daher nie auf sich warten, wenn ihn das Schicksal wieder auf das Feld der Thaten rief. Er war aber zu einsichtsvoll und besonnen, um nicht zu begreifen, welches höchst gewagte und gefährliche Spiel der Krieg für ihn sey, denn er mußte beständig siegen, die kleinste Niederlage zerstörte den Zauber seines Namens, seiner Macht. Es war ihm aber nicht möglich, sich des Krieges zu enthalten, wenn er auch

gewollt hätte. An eine freiwillige Aufopferung dessen, was er und was schon vor ihm die siegreichen Generale der Republik erobert hatten, war nicht zu denken. Um den unrechtmäßigen Erwerb zu hüten, mußte er beständig mit dem Schwert gerüstet stehen, noch mehr dazu erobern, jedes Unrecht, das er dem Nachbar zufügte, durch ein zweites, drittes vertheidigen und so eine Machtausdehnung ohne Maaß und Ziel fortsetzen. Er selbst äußerte einmal gegen den englischen Gesandten, denselben Lord Withworth, der das englische Interesse in Petersburg so rücksichtslos als glücklich vertreten hatte: „Ich gelangte in früher Jugend zu einer Macht, zu einem Ruhme, dem sich schwer etwas zusetzen ließe. Glauben Sie, daß ich diese Macht, diesen Ruhm in einem verzweifelten Kampfe auf das Spiel setzen will? Sagen Sie selbst, ob ich, mächtig, glücklich, unangefochten, wie ich es jetzt bin, durch ein tollkühnes Unternehmen Macht, Glück, Ruhe auf das Spiel setzen möchte? ob ich aufrichtig bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Frieden will?“ So sagte Bonaparte diesmal und auf jeder neuen Stufe seiner Erhebungen, und jedesmal ist es ihm sicher Ernst gewesen. Aber es kam nicht darauf an, ob er den Frieden wollte; es konnte kein Friede seyn, so lange die französische Nation eine so unnatürliche Gewaltherrschaft über die andern Völker übte.

Die öffentliche Meinung in England war bald darüber einig, man hätte den Frieden unter günstigeren Bedingungen oder gar nicht abschließen sollen. Je weniger die englische Politik selber geneigt war, den Frieden aufrichtig zu halten, um so mehr setzte sie gleiche Arglist auch bei der französischen voraus. Beide Cabinette belauerten sich auf eine beleidigende Art. England gab Malta keineswegs heraus, sondern brauchte allerlei Vorwände, die Insel noch besetzt zu halten, selbst dann noch, als mit Zustimmung Rußlands durch den Papst schon der Bailli von Thomasi zum neuen Großmeister des Malteserordens ernannt war. Andererseits benahm sich General Sebastiani, den der erste Consul zu einer politischen Recognoscirung des Orients abschickte, ziemlich brutal. Zuerst begab er sich

nach Tunis, dessen Dey kurz vorher durch eine französische Flotte gedemüthigt und zur Herausgabe geraubter Schiffe und Menschen gezwungen worden war, dann nach Aegypten, welches die Engländer immer noch nicht geräumt hatten, und nahm die Miene an, als ob Bonaparte bald eine zweite Expedition dahin abgehen lassen würde. Die englische und französische Presse faßten diese Häckeleien auf und begannen den Krieg mit giftigen Worten. Französische Emigrirte verfaßten in London Schmähschriften auf den ersten Consul, seine Gemahlin und ganze Familie. Das nahm er entsetzlich übel und affectirte vielleicht noch mehr Zorn, als er wirklich empfand, um mehr Unrecht auf England zu häufen, da er wohl einsah, der Bruch sey nicht mehr zu vermeiden. Peltier, der Verfasser der ärgsten Schmähschrift, wurde zwar in London vor die Gerichte gestellt und zu einer leichten Strafe verurtheilt, seine Vertheidigung aber war ein Triumph für ihn und kränkte den ersten Consul noch tiefer. Eine königliche Botschaft an das Parlament vom 8. März 1803 forderte Mittel zu neuen Rüstungen und machte auf die Möglichkeit eines nahen Kriegs aufmerksam. Der erste Consul sagte deßhalb zu Lord Withworth vor allen andern Gesandten die heftigsten Dinge.*) Man versuchte noch eine letzte Verständigung, aber sie mißlang, da England bestimmt erklärte, es gebe Malta trotz der Verträge nicht heraus, wenn Bonaparte nicht Holland und Piemont räume. Sofort war der Bruch offen und der englische Gesandte verließ Paris am 3. Mai. In Dover dem aus London gleichfalls zurückberufenen französischen Gesandten General Andreossy begegnend, umarmte er denselben in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Beide fühlten tief, was ihr Abschied zu bedeuten habe.

Vierzehn Tage später (17. Mai) eröffnete England ohne

---

*) Napoleon behauptete später, der Lord habe in seinem Bericht die Sache übertrieben, es sey durchaus nichts Unschickliches vorgefallen. Jedenfalls war es England, was einen Vorwand zum Bruch suchte.

Kriegserklärung die Feindseligkeiten, indem es plötzlich alle in englischen Häfen befindlichen französischen und holländischen Schiffe und Waaren confisciren ließ und nach allen Richtungen Caper aussandte, um die noch in See befindlichen Schiffe gleichfalls wegzunehmen. Der Handelsstand, der dem Frieden getraut hatte und nicht gewarnt worden war, erlitt dadurch unermeßliche Verluste, die besonders Holland trafen. In wenigen Wochen hatten die Engländer 200 Schiffe geraubt, die größtentheils reich beladen waren. Der erste Consul brach in großartigen Zorn aus, erklärte am 22. Mai England förmlich den Krieg und vergalt nicht nur hinsichtlich der Schiffe und Waaren Gleiches mit Gleichem, sondern ließ auch, weil dies seine viel größeren Verluste nicht ersetzen konnte, alle in Frankreich anwesenden Engländer verhaften und als Kriegsgefangene behandeln.

Die wundeste Stelle Englands auf dem Festlande war Hannover. Der erste Consul sammelte in Holland eine Armee unter Mortier und befahl demselben, Hannover zu besetzen. Nur wie im Vorbeigehen ließ er auch in Hamburg, Ritzebüttel und Cuxhaven französische Truppen einrücken, die Elbe sperren, alle englischen Schiffe und Waaren wegnehmen und den Hansestädten eine neue Zwangsanleihe von 3 Millionen auflegen. Preußen, als Director des niedersächsischen Kreises, hätte hier wie in Hannover schützend einschreiten sollen, und Minister Haugwitz rieth dem Könige dringend, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, den Franzosen zuvorzukommen, Hannover mit preußischen Truppen zu besetzen und eine Haltung einzunehmen, welche den ersten Consul ohne Zweifel bewogen haben würde, lieber Hannover den Preußen zu lassen, als es auf einen neuen Continentalkrieg, in welchem Preußen ihm gegenüberstehen würde, ankommen zu lassen. Innerhalb der früher bezeichneten Demarcationslinie durfte Preußen nie eine Einmischung der Franzosen dulden, sich die Hegemonie in Norddeutschland nie entreißen, in dieser Beziehung nie eine Schwäche blicken lassen. Aber der König hatte bei der früheren Besetzung

Hannovers wenig Ehre eingelegt und wollte es nicht zum zweitenmale nur besetzen, um es am Ende doch wieder herausgeben zu müssen, scheute den Krieg mit England, der dem preußischen Handel zu verderblich werden konnte, wie den Krieg mit Frankreich, den er doch hätte riskiren müssen, und fürchtete endlich auch Rußland, welches damals mit England einverstanden ihm mit einer Kriegserklärung drohte, wenn er Truppen in Hannover einrücken ließe. Somit verharrte der König von Preußen in seiner unglücklichen, jede Voraussicht wie jede Rücksicht auf die energische Politik Friedrichs des Großen ausschließenden Passivität, und Mortier drang in Hannover vor. Bonaparte beschwichtigte Preußen mit der vagen Zusicherung, er wolle Hannover nur so lange behalten, bis England die Insel Malta ausliefern würde. Die Führer der kleinen, nur 9—10,000 Mann zählenden hannöverschen Armee, Herzog von Cambridge, jüngerer Sohn des Königs von England, Georgs III., und General Wallmoden, erkannten die Unmöglichkeit, sich gegen die französische Uebermacht wirksam zu vertheidigen, schlossen daher am 3. Juni zu Suhlingen eine Capitulation ab, der zu Folge die Hannoveraner sich hinter die Elbe zurückziehen und auf Ehrenwort, so lange der Krieg zwischen England und Frankreich währe, nicht gegen die letztere Macht dienen sollten. Aber diese braven Truppen waren über eine solche Zumuthung empört, wollten sich viel lieber schlagen und fingen Tumulte an, besonders die vortreffliche Reiterei. Mit Mühe gelang es den Führern, sie nach Mecklenburg zu bringen. Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte und Mortier nunmehr auf Entwaffnung der sämmtlichen hannöverschen Truppen drang, liefen diese schaarenweise auseinander. Mortier konnte sich nur der Festungen und des Kriegsmaterials bemächtigen, der größte Theil der Mannschaft aber entwich über die See nach England, wo sie bald in einer Stärke von 8000 Mann wieder organisirt war und unter dem Namen der „deutschen Legion“ das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und

einer patriotischen Aufopferung gab, welches erst viel später, dann aber auch mit unwiderstehlicher, siegerzwingender Kraft von den Preußen nachgeahmt wurde. Wir werden auf die wundervolle Tapferkeit dieser Legion zurückkommen. Es waren lauter gemeine Leute, ehrliche Bauernsöhne, geführt von einigen stolzen Edelleuten, in denen noch echtes Blut der Cherusker strömte. Die Politik der deutschen Cabinette wußte damals solche Volkselemente nicht zu würdigen. Die Stimmung der zurückgebliebenen Hannoveraner gab sich dadurch zu erkennen, daß trotz Mortiers Verbot und trotz der angedrohten Todesstrafe immer noch hunderte heimlich nach England gingen und dagegen zu der von Mortier angeordneten Werbung einer französisch-hannöverschen Legion nur zwei Individuen sich meldeten, darunter ein Ausländer. Uebrigens mußte das arme Land sich auf gewohnte Weise von den Franzosen aussaugen lassen und namentlich mit seinen berühmten Pferden die französische Cavallerie beritten machen.

Den Hauptangriff wollte Bonaparte auf England selbst machen. Die früher schon beabsichtigte Landung in England wurde im großartigsten Maaßstabe von ihm vorbereitet. Es war ihm damit ohne Zweifel vollkommen Ernst, und selbst wenn er die Ausführung ihrer Schwierigkeit wegen lange verschieben mußte, hatte er von seinen Rüstungen doch jedenfalls den Vortheil, die Engländer zu schrecken und vielleicht einen neuen Frieden von ihnen zu ertrotzen.

Der Mittelpunkt der französischen Rüstungen wurde ein großes Lager bei Boulogne. Man kann von hier aus über den Canal hinüber die Kreidefelsen des englischen Ufers sehen und in wenigen Stunden hinüberfahren. Zwei Landzungen, die der erste Consul befestigen ließ, beschützen hier eine schlammige Bucht, die er zu einem geräumigen Hafenbassin austiefen und ausweiten ließ. Strandbatterien und Kanonenboote hielten die Engländer ab, die mehrmals die Arbeiten zu stören versuchten. Der erste Consul selbst erfand ein Mittel, die englischen Schiffe aus einer

Entfernung von 2300 Toisen zu beschießen, indem er Haubitzen nach Art der Mörser in einem Winkel von 45 Grad schwere Granaten auf sie schleudern ließ. Zugleich ließ er in allen französischen Häfen mit großen Kosten neue Linienschiffe und tausende von verschiedenartigen Landungsböten bauen, auf denen er seine Armee der englischen Küste zuführen wollte. Die meisten dieser Böte wurden im Innern des Landes gezimmert und schon fertig oder wenigstens das Holz dazu auf den Flüssen in die Seehäfen gebracht. Sie bestanden aus großen Schaluppen für schweres Geschütz, aus Kanonenböten für Feldgeschütz und aus s. g. Penichen, langen Ruderböten für die Ueberschiffung der Soldaten. Ihre Zahl sollte auf 2000 steigen. Die Kanonenboote erwiesen sich in kleinen Seegefechten mit den den Hafen von Boulogne fortwährend blokirenden großen Schiffen der Engländer als sehr praktisch, indem ihr tiefer abgegebenes Feuer die Schiffe besser traf, als sie selbst vom höher abgegebenen Feuer der Schiffe getroffen wurden. Die Hauptsache war aber, alle diese zahlreichen Fahrzeuge aus den einzelnen weit von einander abgelegenen Häfen Frankreichs in Boulogne zu vereinigen, was mit der größten Gefahr verbunden war, da alle diese Häfen von englischen Flotten versperrt waren. Man mußte die Zeit der Stürme abwarten, in der sich die Engländer von der Küste entfernten, oder Windstillen, in denen sie unbeweglich lagen, um selbst auslaufen zu können. Man mußte sich so nahe als möglich am Ufer halten, um durch Strandbatterien geschützt zu werden. Erst im September und October gelangten etwa 1000 Fahrzeuge auf diese Weise glücklich nach Boulogne und gingen durch das Feuer der Engländer oder durch Stürme nur wenige verloren. Was aber mit den Böten gelang, sofern diese dicht an der mit Kanonen besetzten Küste hinruderten, gelang nicht mit den großen Schiffen, die es nicht wagen durften, die verschiedenen Häfen zu verlassen, ohne der Uebermacht der auf sie lauernden englischen Flotten zu erliegen, und doch war eine Vereinigung aller französischen Linienschiffe und Fregatten

unumgänglich nothwendig, um die zahlreichen Landungsboote zu beschützen, wenn diese über den Canal setzen sollten.

Der erste Consul begab sich selbst nach Boulogne, um die großen Arbeiten daselbst zu besichtigen, und dehnte diesen Ausflug zu einer Rundreise durch die Niederlande aus, wobei ihn seine Gemahlin und der Cardinal Caprara begleiteten, der letztere um den strengkatholischen Belgiern das innige Einverständniß der neuen Staatsgewalt mit der alten Kirche vor Augen zu stellen. Am Tage seiner Abreise von Paris, am 23. Juni, erließ er das berüchtigte Decret, welches die Einfuhr aller englischen Waaren verbot, jedoch nur, sofern sie aus England oder dessen Colonien unmittelbar kämen. Das reiche England konnte diese Sperre eine Zeitlang aushalten, den größten Verlust dabei aber erlitt Holland. Nachdem es seine Flotte, seine Colonien verloren, war es nunmehr ganz vom Meere abgeschnitten und mußte noch dazu aus eigenen Mitteln ungeheure Rüstungen machen, um die von Boulogne zu unterstützen, und eine französische Armee im Lande ernähren, welche diese Rüstungen überwachte. Der majestätische Handel der alten Republik Holland, die mit ihrer Flagge alle Meere beherrscht hatte, war zu einem zwar immer noch einträglichen, aber geheimen, nächtlichen und verfolgten Schmuggelhandel herabgesunken.

Spanien machte damals einen schwachen Versuch, sich der französischen Vormundschaft zu entziehen, aber Bonaparte schlug ihn augenblicklich mit größter Entschiedenheit nieder. Bonaparte hatte Spanien die Insel Trinidad und Louisiana abgelockt, dann die erstere an England überlassen und das zweite den Nordamerikanern auf eigene Rechnung verkauft. Um Frankreichs willen waren spanische Flotten zerstört oder geraubt, die spanischen Häfen blokirt, der spanische Handel schwer erschüttert und fast ruinirt worden. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens mußte daher Spanien sehnlichst wünschen, mit England in Frieden zu bleiben und nicht wieder von Bonaparte in den Krieg fortgerissen zu werden. Godoy handelte in diesem Sinne und knüpfte Verbin-

dungen mit England, Rußland und Oesterreich an. Aber Bonaparte ließ sogleich ein Heer an der spanischen Grenze bei Bayonne sammeln, schreckte den spanischen Günstling durch die furchtbarsten Drohungen und schrieb zugleich einen Brief an König Karl IV. selbst, worin er demselben die ganze Schmach, sich von einem solchen Günstling beherrschen zu lassen, enthüllte. Dadurch eingeschüchtert, wußte Godoy mit Hülfe der Königin zwar so viel zu erreichen, daß der König jenen Brief gar nicht las, unterwarf sich aber allen Forderungen Bonaparte's und blieb unter diesen Bedingungen am Staatsruder. Spanien verpflichtete sich am 15. October, dem ersten Consul alle Monate 6 Millionen Hülfsgelder gegen England zu schicken, so lange der Krieg dauern würde, und zugleich Portugal zu zwingen, daß es seinerseits zu demselben Zweck monatlich eine Million zahle. Die enormen Verluste Spaniens wurden noch vermehrt durch den französischen Speculanten Ouvrard, der dem König Karl IV. die nöthigen Summen zwar vorschoß, dafür aber das Monopol aller Lieferungen für die spanische Armee und Marine, das Tabaksmonopol, den Pacht der einträglichen Blei- und Quecksilberminen und endlich auch das Monopol des Handels in die spanischen Colonien verlangte und erhielt.

Der erste Consul gab sich damals nicht geringe Mühe, auch Preußen näher an sich zu ziehen und ließ es deßfalls nicht an großen Versprechungen fehlen. Wenn er nämlich in England landen wollte, mußte er den Rücken frei haben und das konnte nicht sicherer geschehen, als durch eine enge Allianz mit Preußen. Allein Friedrich Wilhelm III. ließ sich zu nichts Bindendem bewegen und blieb in der bisher behaupteten Passivität zu Bonaparte's nicht geringem Aerger. Mehr als je war dieser deßhalb entschlossen, sich die kleinen deutschen Fürsten zu verpflichten und ihnen seinen Schutz gegen Oesterreich und Preußen zugleich anzubieten. Daher das auffallende Umsichgreifen dieser kleinen Potentaten schon im Spätherbst 1803. Obgleich im Reichsdeputationshauptschluß noch zu

Anfang desselben Jahres die Rechte der Reichsritterschaft ausdrücklich verbürgt worden waren, so bemächtigten sich doch jetzt Bayern, Württemberg und beide Hessen aller in ihrem Bereich liegenden Besitzungen der Reichsritter und mediatisirten diese Herren eigenmächtig.

Während dies auf dem Festlande geschah, blieb England nicht unthätig, sich der ihm drohenden Gefahr zu erwehren. Es traf Vertheidigungsanstalten, befestigte seine Ufer, vermehrte seine Truppen und rief alle Engländer unter die Waffen. Aber diese ungeübten Leute hätten einer französischen Armee schwerlich viel Schwierigkeiten im Lande entgegensetzen können. Der Hauptschutz Englands war das Meer, seine Hauptwaffe die Flotte. Man wußte wohl, es gelte die Landung gar nicht zu Stande kommen zu lassen. Bonaparte unterhandelte mit den unzufriedenen Irländern, denen eben Pitt damals ihr Parlament, die letzte schwache Stütze ihrer Interessen, entrissen und durch die Union mit dem englischen vereinigt hatte. Bonaparte versprach ihnen, daß er einen Theil seines Heeres auf ihrer Insel landen lassen wolle, wenn sie selbst wenigstens 20,000 Mann aufbrächten. Auch ließ er durch verkleidete Offiziere heimlich die Meeresküsten an allen Ufergegenden sondiren, die zu einer Landung geeignet waren. Solche Umtriebe schienen die zu rechtfertigen, die ihm England entgegensetzte. Während Ludwig XVIII. mit dem Herzog und der Herzogin von Angoulème sich damals in Warschau aufhielt, hatten sich der Herzog von Artois und dessen jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, nach England gewendet, um von hier aus auf die royalistische Partei in Frankreich einzuwirken. Bei ihnen befand sich auch das Haupt der geflüchteten Chouans, der energische G e o r g e s C a d o u d a l, dazu die Generale Dumouriez und Pichegru. Von diesen ging nun der Plan einer Restauration der Bourbons aus und wurde offenbar von England gebilligt und heimlich unterstützt. Der Hauptgedanke war, den ersten Consul aus der Welt zu schaffen und die daraus entstehende Verwirrung zu benutzen, um das Heer

durch Pichegru und noch mehr durch Moreau, den man in's Interesse zog, das Volk durch die Chouans und noch mehr durch einen französischen Prinzen, der sich alsbald öffentlich zeigen sollte, für die Wiederherstellung des königlichen Throns zu gewinnen. England stellte den Verschworenen Geld und Schiffe und die Mitwirkung seiner diplomatischen Agenten zur Verfügung. Geheime Verbindungen wurden unterhalten durch die englischen Gesandten, Rumboldt in Hamburg, Taylor in Kassel, Spencer Smith in Stuttgart, Drake in München. Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Enkel Condé's, offenbar unter den Bourbonen der, welcher durch seine Jugend und Haltung populär zu werden am meisten geeignet war, nahm dicht an der französischen Grenze zu Ettenheim im Badischen seinen Wohnsitz, mit einer zärtlichen Neigung zur schönen Prinzessin von Rohan, einer Emigrirten, und mit der Jagd beschäftigt, scheinbar ganz harmlos. Vielleicht war er auch wirklich harmlos und sollte erst erfahren, welche Rolle ihm bestimmt sey, wenn die Zeit gekommen war. Darüber herrscht Dunkel.

Die Verschwörung konnte ihren Hauptzweck nur in Paris selbst erreichen. Dahin begaben sich Pichegru und Cadoudal mit einer Anzahl entschlossener Chouans und emigrirter Edelleute, nachdem sie auf englischen Schiffen bei Nacht am 21. August 1803 an dem Felsen von Biville gelandet und von vertrauten Schmugglern aufgenommen worden waren. Cadoudal trug eine Million in Wechseln bei sich. Verkleidet und von Gesinnungsgenossen versteckt brachten sie Monate in Paris zu, ohne erkannt zu werden. Pichegru, früher von Moreau verrathen, übernahm es gleichwohl, ihn zu gewinnen, und schöpfte vielleicht gerade aus dessen früherem kleinlichen Benehmen die Hoffnung, seine Charakterschwäche ausbeuten zu können. Moreau ging auch auf die Anträge ein, verlangte aber in seinem langgenährten Neide, daß, wenn Bonaparte gestürzt werde, die Regierungsgewalt ihm, dem General Moreau, zu Theil werden solle und nicht den Bourbonen, wobei er vorgab,

die Truppen würden wohl ihm, nie aber den Bourbonen gehorchen wollen. Bei dieser Erklärung blieb er auch, zur Verzweiflung Cadoudals. Moreau haßte den ersten Consul auf's tiefste und ließ es sich auch in unkluger und kleinlicher Weise merken, während der erste Consul ihn mit ausnehmender Rücksicht und Geduld auf eine wahrhaft großmüthige Weise behandelte. Er hatte von dieser Gesinnung schon im Kriege des Jahres 1800 eine glänzende Probe abgelegt, indem er Moreau die Hauptarmee ließ und selbst nur die schwache Reservearmee übernahm. Aber Moreau konnte ihm seine Größe nicht verzeihen, spielte den eifrigen Republikaner, tadelte, witzelte, trotzte, schlug es aus, den ersten Consul zu einer Heerschau zu begleiten, weil er nicht die zweite Stelle einnehmen wollte, und speiste während eines großen officiellen Diners des ersten Consuls mit seinen Anhängern in einem benachbarten Gasthof, um dem Publikum seine Opposition recht augenfällig und scandalös zu machen. Bonaparte ignorirte ihn seitdem völlig, ohne ihm das geringste zu leide zu thun, und behauptete gerade dadurch am gewissesten seine moralische Ueberlegenheit.

Er hatte, als er lebenslänglicher Consul geworden war, der öffentlichen Meinung ein Opfer gebracht, indem er den unwürdigen und verhaßten Fouché aus dem Ministerium entfernte. Seitdem aber waren die Argusaugen der Polizei eingeschlafen. Nur Fouché selbst hatte die seinigen stets offen behalten und war durch seine geheimen Agenten auf die Spur einer neuen royalistischen Verschwörung gekommen. Das machte er nun geltend, um seine Unentbehrlichkeit für das Portefeuille der Polizei zu beweisen. Bonaparte stutzte und wurde unruhig. Es war ihm sehr einleuchtend, welches große Interesse England haben müsse, seiner gerade in diesem Zeitpunkt vor der Landung durch eine Ueberraschung, durch einen Mord los zu werden, wie Pauls I. Er legte daher schweres Gewicht auf die Entdeckung. Er selbst schärfte seinen durchdringenden Blick, um mehr zu sehen, als andere. Er ließ sich die Listen aller Verhafteten bringen und sein Adlerauge fand in dieser

Menge von Namen den rechten heraus. Querel, ein vormaliger Arzt der Vendéer, war kürzlich erst wieder als verdächtig verhaftet worden, nebst vier andern. Sollten sie nicht aus England gekommen seyn? Der Arzt, sagte Bonaparte, wird ohne Enthusiasmus und nur von Gewinnsucht geleitet seyn, er wird uns beichten. Sie wurden scharf und listig ausgefragt; zwei davon freigesprochen, zwei andere, die sich als fanatische Vendéer bekannten und nichts gestanden, erschossen; der fünfte aber, jener Arzt, ließ sich einschüchtern und bekannte, mit Cadoudal gelandet zu seyn in der Absicht, den ersten Consul zu ermorden. Auch bezeichnete derselbe eine Weinhandlung in Paris, wo die Verschworenen häufig zusammenkämen. Hier nun ergriff man noch Cadoudals jungen Diener, Picot, und einen älteren Offizier Bouvet de Lozier, 8. Febr. 1804. Der letztere wollte sich im Kerker hängen, kehrte aber in's Leben zurück und war durch den Vorfall so erschüttert, daß er „dem Schatten des Todes zu entfliehen," sich zu offenem Geständniß anbot, denen fluchend, die ihn in dieses Unglück gestürzt hätten. Hierauf gestand auch Picot. Allein sie wollten nicht zugeben, daß sie gemeine Meuchelmörder seyen; sie legten daher großes Gewicht darauf, daß ein Prinz erwartet worden sey, der sich an ihre Spitze hätte stellen sollen, um in offenem Kampfe den ersten Consul anzugreifen. Sie beriefen sich auf die vornehmen Edelleute, die mit ihnen gekommen seyen, namentlich auf die Brüder Polignac, denen der Prinz habe nachkommen sollen.

Somit wurde die Aufmerksamkeit des ersten Consul auf den Prinzen gespannt. Ueber Moreau war er ruhig, er ließ ihn verhaften, sagte aber, er verzeihe seiner Eitelkeit und Schwäche. Der Prinz allein schien ihm gefährlich. Sein Vertrauter Savary mußte sich heimlich mit Gensd'armen in der Nähe des Felsens von Biville verstecken und auf die Ankunft des vermeinten Prinzen lauern, wochenlang vergebens. Noch aber waren die Hauptverschworenen in Paris selbst versteckt. Man mußte ihrer um jeden Preis habhaft werden. Bonaparte ließ Paris absperren, wie es einst Dan-

ton während der Septembermorde gethan hatte, daß niemand herauskonnte, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand den Verschworenen, die man suche, Obdach gebe oder sie nicht anzeige. Die Angst vor dem ersten Consul war wirklich so groß, daß die meisten Verschworenen aus den Verstecken, in denen sie sich gehalten, ausgewiesen wurden und sich kaum für die höchsten Geldsummen auf einige Stunden einen neuen Schlupfwinkel erkaufen konnten. Pichegru wurde um den Preis von 100,000 Franken von einem Aufwärter verrathen, und Georges Cadoudal auf der Straße in einem Cabriolet erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet, nachdem er einen Polizeimann getödtet, einen andern schwer verwundet hatte. Auch die Brüder Armand und Jules von Polignac und der Herr von Rivière fielen der Polizei in die Hände. Sie alle behaupteten aber, wie die zuerst Verhafteten, sie seyen keine Meuchelmörder, sondern nur treue Diener eines Prinzen, der mit gewaffneter Hand sein Recht auf den französischen Thron habe geltend machen wollen. Wer dieser Prinz sey, wußten sie selber nicht, da er erst hatte nachkommen sollen.

Savary kehrte endlich zurück und der erste Consul rathschlagte mit Talleyrand und Fouché, wo der Prinz wohl zu suchen sey? Man forschte nach dem Aufenthalt aller Glieder des Hauses Bourbon und fiel endlich auf den armen Herzog von Enghien. Ein vertrauter Agent wurde nach Ettenheim geschickt und berichtete, der Herzog sey häufig von dort abwesend und reise heimlich nach Straßburg, sey auch schon einmal in Paris selbst gewesen, sein nächster Vertrauter und Gesellschafter aber sey der General Dumouriez. Der Agent hörte nämlich den Namen Thumery, so hieß der unschuldige Adjutant des Prinzen, und verwechselte ihn mit dem berühmten General der Republik. Dieses Mißverständniß war es hauptsächlich, was dem Prinzen zum Verderben gereichte. Die Anwesenheit Dumouriez's in Verbindung mit dem Antheil, den Pichegru und Moreau an dem Complott genommen hatten, mußten den ersten Consul im höchsten Grade frappiren. Das Gerücht

von der heimlichen Reise des Prinzen nach Paris war falsch, wurde aber durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß der französische Gesandte in Wien meldete, der Graf Cobenzl habe im Namen des englischen Gesandten Stuart bei ihm angefragt, ob wohl der Herzog von Enghien einen Paß erhalten könne, um durch Frankreich zu seiner Familie nach England zurückzureisen.

Bonaparte war furchtbar aufgeregt. Er glaubte sein Leben, seine Macht ein für allemal gegen die royalistischen Complotte durch eine Gewaltthat schützen zu müssen, welche geeignet war, seinen Gegnern gehörigen Schrecken einzuflößen. „Ich will, sagte er, der Revolution ein blutiges Pfand geben und ihr den Kopf des Herzogs von Enghien zuwerfen; das Blut dieses Prinzen soll zwischen mir und dem Prätendenten (Ludwig XVIII.) stehen.“ Sein Mitconsul Cambacérès wollte ihn milder stimmen, aber Bonaparte fuhr ihn an: „seit wenn geizen Sie denn so mit dem Blute der Bourbons?“ Cambacérès hatte nämlich im Convent für den Tod des Königs gestimmt. Der Herzog von Enghien wurde in der Nacht des 15. März in Ettenheim ergriffen und zuerst nach Straßburg, bald darauf nach Paris geführt und im Schloß von Vincennes vor ein Kriegsgericht gestellt, dem General Hulin präsidirte. Aber Savary war dabei und hatte bestimmten Befehl vom ersten Consul, rasch zu verfahren. Der Prinz behauptete in einer edeln und offenherzigen Vertheidigung, nichts von Dumouriez, auch nichts von einer Verschwörung in Paris zu wissen, noch die französische Grenze überschritten zu haben, nur das sey wahr, daß man ihm gerathen habe, am Rhein zu verweilen, da er vielleicht bald eine Rolle werde zu spielen haben. Durch dieses unvorsichtige Geständniß bestätigte er den Argwohn Bonaparte's, auch wenn er selbst dabei unschuldig und nur das Opfer anderer war. Er bat dringend, den ersten Consul persönlich sprechen zu dürfen. Man sagt, Staatsrath Real sey auch von dem letzteren beauftragt worden, nach Vincennes zu gehen, um klarer in der Sache zu sehen, habe jedoch seine Fahrt dahin verspätet und Savary in übertriebenem

Diensteifer zu schnell entschieden. Indeß ist nicht wahrscheinlich, daß ein Diener des mächtigen Gebieters in jenen Tagen gewagt haben würde, gegen seinen Willen weder zu langsam, noch zu rasch zu verfahren. In der Nacht des 20. März wurde der unglückliche Prinz, nachdem ihn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, im Festungsgraben von Vincennes erschossen und starb mit einer muthigen Ergebung ohne Klage. Bonaparte befand sich an diesem Abend in Malmaison und ließ viel Unruhe blicken. Unter anderem rief er einmal aus: „sie wollen die Revolution vernichten, aber ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, und von heute an wird man darauf Acht haben, denn man weiß jetzt, wozu wir fähig sind.“

Diese blutige That erreichte vollständig ihren Zweck, denn der erste Consul hatte fortan vor den Royalisten Ruhe*); aber sie war von einem unermeßlichen moralischen Nachtheil für ihn, indem sie den guten Glauben an seine Großmuth und Humanität zerstörte und seinen vielen Bewunderern das häßliche Bild eines Tyrannen zeigte. Die bittere und unversöhnliche Feindschaft der Engländer gegen ihn gewann dadurch eine Rechtfertigung, die sie auch sehr gut auszubeuten verstanden. Ein Schrei des Entsetzens und der Rache ging durch alle Länder, in denen Frankreichs Einfluß nicht stummes Dulden gebot. Der Kaiser von Rußland legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an, aber Bonaparte ließ durch Talleyrand der russischen Gesandtschaft insinuiren: „was wohl Kaiser Paul gethan haben würde, wenn er erfahren hätte, die Verschworenen, die sein Leben bedrohten, hätten sich nur eine Stunde weit weg von der russischen Grenze befunden?“ Der Kaiser von Rußland ließ beim deutschen Reichstag feierlich Protest einlegen gegen die Verletzung

*) Er selbst hat später oft und aufs bestimmteste wiederholt, diese That sey das einzige Mittel gewesen, die Meuchelmörder abzuschrecken, daher haben Nothwehr und Staatsklugheit sie gerechtfertigt. Ja noch in seinem Testament auf St. Helena versicherte er, daß er unter ähnlichen Umständen jetzt noch ganz eben so verfahren würde.

des badischen Gebietes, aber der badische Reichstagsgesandte selbst verlangte, daß man über diese russische Note zur Tagesordnung übergehe, und der preußische Gesandte stimmte damit überein. Preußen wollte das Ereigniß, nachdem es einmal nicht mehr ungeschehen zu machen war, wenigstens nicht zur Ursache eines europäischen Krieges werden lassen. Bonaparte hatte am 21. April das Herzogthum Aremberg besetzen lassen, und drohte seine Armee in Hannover beträchtlich zu verstärken, wenn Russen die preußische Grenze beträten. Preußen hätte sich dann nothwendig entscheiden müssen, es wäre selbst Kriegsschauplatz geworden. Das wollte der friedliebende König um jeden Preis vermeiden und gab also wieder dem ersten Consul nach. Dadurch ließ sich Rußland um so mehr von weiteren Schritten abhalten, als auch Oesterreich es auf keinen Krieg ankommen lassen wollte.

Der große Verschwörungsproceß in Paris nahm nun vollends seinen Verlauf. Pichegru wurde am 6. April in seinem Gefängniß erwürgt gefunden. Schon vor seiner Gefangennehmung hatte er sich erschießen wollen. Er hatte jedenfalls seinen alten Ruhm für immer verloren und nichts mehr zu erleben, als Schande, daher ist es wahrscheinlich, daß er sich selbst umgebracht hat. Man beschuldigte Bonaparte, er habe ihn heimlich durch vier Mameluken stranguliren lassen, wozu derselbe aber nicht das mindeste politische Motiv gehabt hätte. Auch in dieser Sache ist der Staatsrath Real genannt worden. Er soll Pichegru Gnade und die Versetzung nach Cayenne versprochen haben, wo er einer großen Colonisirung habe vorstehen sollen. Nachher aber sey Real nicht mehr zu Pichegru gekommen und dieser habe sich aus Verzweiflung umgebracht. Bonaparte selbst hatte wohl mehr Recht, wenn er voraussetzte, Pichegru habe aus Scham und gekränktem Ehrgeiz seine Gnade ausgeschlagen. Jedenfalls würde Pichegru so gut Gnade gefunden haben, wie Moreau. Dieser vertheidigte sich männlich, edel, seines großen Ruhmes nicht unwürdig, konnte aber den Makel, mit im Complott gewesen zu seyn, nicht von sich abwaschen und wurde zu

zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Bonaparte entließ ihn frei nach Amerika und kaufte ihm sein Landgut um eine beträchtliche Summe ab, damit er nicht unbemittelt ins Exil gehe. Auch die sämmtlichen royalistischen Edelleute, die im Complott gewesen, wurden geschont. Zwar hatte Armand von Polignac, Rivière, Bouvet de Logier, den General Lajolais und noch drei andere die Todesstrafe getroffen, aber Frau von Polignac und die vierzehnjährige Tochter Lajolais' fielen dem ersten Consul unter Thränen zu Füßen, Josephine bat für sie und Bonaparte sprach das Gnadenwort aus. Nur die plebejischen Verschworenen, Cadoudal mit 11 Gefährten wurden am 25. Juni hingerichtet. Er starb wie ein Held. Die Begünstigung des Adels war ohne Zweifel darauf berechnet, ihn von der Sache der Bourbonen abzuziehen.

Bonaparte schritt über die Leiche des Herzogs von Enghien hinweg zum Throne. Wenn ihr, schien er den Royalisten zu sagen, nun doch den Thron wieder aufrichten wollt, so will ich euch zeigen, wer allein würdig ist, denselben zu besteigen. Im Heer und Volk war die Monarchie längst vorbereitet. Wer einmal so mächtig und populär war, wie der erste Consul, konnte vor dem leeren Throne nicht still stehen. Der republikanische Rausch war längst verflogen, der terroristische Pöbel in die Winkel der Vorstädte zurückgetrieben; selbst die wahrsten und edelsten Freunde bürgerlicher Freiheit hatten sich aus Eckel an den jakobinischen Ausschweifungen zur Partei der Ordnung bekehrt oder trauerten in stummer Resignation. In den Vordergrund aber waren die Waffengefährten des ersten Consuls und die ehrgeizigen Schmeichler getreten, die jeder neuen Gewalt huldigten. Sie erfüllten Frankreich ausschließlich mit dem Gedanken der Größe und des Ruhms und mit der Bewunderung eines Einzigen, in dem die Nation allein noch wissen sollte, daß sie lebe. Sein überwältigendes Genie, der Zauber, der ihn von seinem ersten Eintritt in die Weltgeschichte an umkleidet hatte, rechtfertigten die allgemeine Huldigung, in die selbst offene Feinde aus Wahrheits-

liebe einstimmten und die von den heimlichen durch niedrige Kriecherei absichtlich übertrieben wurde.

Alles war schon abgekartet und jedem seine Rolle zugetheilt, wobei Fouchè den größten Eifer zeigte. Der Senat übernahm es, den ersten Consul, der gar nichts davon zu ahnen schien, auf den allgemeinen Wunsch des Volkes aufmerksam zu machen. Am 27. März schickte er eine besondere Deputation an ihn ab, die ihm sagen mußte: „der Glanz ist nichts ohne die Dauer. Großer Mann, vollenden Sie Ihr Werk. Sie gaben uns die Wohlthaten der Gegenwart, sichern Sie auch unsere Zukunft!" Bonaparte antwortete erst am 23. April, als verstünde er den Senat nicht und bat, derselbe möge seine Gedanken deutlicher aussprechen. Unterdeß war auch das Tribunat bearbeitet worden und stellte den bestimmten Antrag, den ersten Consul zum erblichen Kaiser zu machen. Alles stimmte zu, nur Carnot erhob sich und erklärte: „Ich bin weit entfernt, das dem ersten Consul gespendete Lob schmälern zu wollen, aber Ehre und Vernunft gebieten, daß der nationalen Dankbarkeit doch eine gewisse Grenze gezogen bleibe. Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergestellt hat, kann man ihm doch nicht eben diese Freiheit selbst zum Opfer bringen wollen. Weil er das Vaterland gerettet hat, kann man es ihm doch nicht schenken, nicht zum erblichen Eigenthum überlassen wollen. Man konnte, was jetzt geschieht, lange voraussehen. Aber ist denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt worden wie eine Lockspeise, die er doch nie ergreifen und genießen kann? Nein, ich betrachte sie nicht als eine bloße Täuschung. Mein Herz sagt mir, die Freiheit ist möglich und mit ihr kann man länger bestehen als mit der Tyrannei. Ich habe gegen die Lebenslänglichkeit des Consulats gestimmt, ich stimme auch gegen die Monarchie." Seitdem zog sich Carnot auch von allen Geschäften und in's Privatleben zurück, obgleich ihn Napoleon sehr achtungsvoll behandete und ihn zu behalten wünschte. Der Senat adoptirte den Antrag des Tribunats, und nur Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney stimmten dagegen. Die neue

Verfassung des Kaiserreichs war bereits am 18. Mai fertig und Cambacérès, der sich anfangs doch ein wenig gesträubt hatte, aber durch Liebkosungen und Gnaden gewonnen worden war, hielt die Anrede an den neuen Kaiser und proclamirte ihn vor dem Volke. Napoleon antwortete: „Alles was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glück innig verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten. Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie wird zu bereuen haben. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“ Diese Worte wurden mit dem lautesten Jubel aufgenommen. Das Volk, welches nicht mehr über die Kaiserwürde selbst, sondern nur noch über deren Erblichkeit abzustimmen hatte, erklärte sich dafür mit 3,521,675 Stimmen.

Der Kaiser erhielt eine Civilliste von 25 Millionen und die sämmtlichen Paläste und Krondomainen des alten Königshauses. Seine Brüder wurden französische Prinzen und bekamen jeder jährlich eine Million. Der Kaiser behielt sich aber den unbedingtesten Alleinwillen in seinen Familienangelegenheiten vor und maß mit ungleichem Maaße. Die prinzliche Würde erhielt sein älterer Bruder Joseph, dessen Ehe mit der Tochter des reichen Kaufmann Clary anerkannt wurde. Der zweite Bruder Lucian, um drei Jahre jünger als Napoleon, wurde von der prinzlichen Würde ausgeschlossen und lebte im Exil zu Rom, weil er nach dem Tode seiner ersten Gattin (der Schwester des Gastwirths Boyer) erst 1803 die Wittwe des Bankier Jouberton geheirathet hatte und sich nicht von ihr trennen wollte, um eine vornehmere Verbindung einzugehen.*)

*) Als Napoleon ihm als eine Schmach vorwarf, seine Maitresse geheirathet zu haben, antwortete Lucian: „ich will doch lieber meine eigene

Ueberhaupt wollte sich dieser Bruder, der eigenen Geist genug hatte, der Tyrannei Napoleons nicht unterwerfen. Die jüngeren Geschwister, welche sämmtlich zu Prinzen und Prinzessinnen erhoben wurden, waren noch: Elise, mit dem Corsen Bacchiochi verheirathet; Ludwig, mit dem Napoleon seine Stieftochter Hortense vermählt hatte; Pauline, die Wittwe des General Leclerc, wiedervermählt mit dem reichen römischen Fürsten Borghese, berühmt durch ihre Schönheit und treue Anhänglichkeit an Napoleon, aber von sehr freien Sitten; Karoline, die Gemahlin Murats; Jerome, der in Nordamerika als Kaufmann gelebt und erst 1803 die Kaufmannstochter Elise Patterson geheirathet hatte, jetzt aber auf Napoleons Befehl zurückkehrte und sich von seiner Frau bürgerlich scheiden ließ. Das waren die Napoleoniden, deren Mutter Lätitia übrigens bei Lucian in Rom wohnte und sich, auch wenn sie nach Paris kam, nicht gerne den Launen des kaiserlichen Sohnes unterwarf.

Die nächsten an dem neuen Throne waren die Großwürdenträger, der Großwähler Prinz Joseph; der Erzkanzler Cambacérès; der Erzkämmerer Lebrun; der Connetable Prinz Ludwig; der Staatskanzler und Großadmiral, deren Stellen einstweilen vacant blieben. An die großen Staatsämter schlossen sich große Hofämter, der Großalmosenier Cardinal Fesch, der Großkammerherr Talleyrand, der Großjägermeister Berthier, der Großstallmeister Coulaincourt, der Großceremonienmeister Segur (von altem Adel, früher Gesandter bei der Kaiserin Katharina), und der Großmarschall des Palastes Duroc. — Das Heer lieferte gleichfalls seine Großwürdenträger in 16 Marschällen, wozu jedoch vorläufig nur 14 ernannt wurden: Jourdan, Berthier, Massena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Moncey, Mortier, Soult, Davoust, Bernadotte. Auch die Kaiserin Josephine erhielt ihren

---

Maitresse geheirathet haben, als die eines andern." Das bezog sich auf das Verhältniß, in welchem Josephine Beauharnais zu Barras gestanden haben soll, ehe Napoleon sich mit ihr verband.

Hofstaat, dem die geistreiche Frau von Larochefoucauld, wie Segur vom alten Adel, als erste Ehrendame vorstand. Der neue Kaiser bediente sich auch in niedern Hofstellen alter Diener des früheren königlichen Hofes, um das Ceremoniel schnell zu regeln, und hielt mit großer Eifersucht auf die strengste Etikette.

Die Senatoren empfingen reiche Dotationen, der Gehalt der Tribunen wurde auf 25,000 Fr. erhöht, dagegen das Gesuch, der Presse, der Wahlfreiheit, der Unverletzlichkeit der Gesetze und der Verantwortlichkeit der Minister einige Bürgschaften zu geben, in Gnaden abgeschlagen. Der Kaiser erklärte jede solche Bürgschaft für eine Waffe der Opposition, die der Monarchie gefährlich werden müsse, sobald einmal ein schwacher Regent auf dem Thron sitze. Der Senat könne nie der Regierung gegenüber stehen, er habe keinen nationalen und repräsentativen Charakter, er sey nur ein mitregierender Theil der Regierung, deren Gewalt von oben ausgehe.

Die Vorgänge in Frankreich hatten zur nächsten Folge, daß in England der entschiedenste Feind des stolzen Kaisers der Franzosen, Pitt, der bisher im Hintergrunde gestanden und nur indirect durch seinen großen Einfluß gewirkt hatte, wieder in's Ministerium trat, 12. Mai 1804. Er machte zur Bedingung, über 60 Millionen geheime Ausgaben ohne Verantwortung verfügen zu dürfen. Die Landung der Franzosen in England wurde immer wahrscheinlicher. Pitt war darauf gefaßt und hatte 100,000 Mann Soldaten, 80,000 Milizen an den Küsten und ein Aufgebot von 400,000 Freiwilligen in Reserve; 500 englische Kriegsschiffe schwärmten im Canal und bewachten die französischen Ufer, vor allem das Lager von Boulogne.

Nachdem Kaiser Napoleon am 14. Juli in der Kirche der Invaliden zu Paris die erste große Austheilung der Ehrenlegionskreuze vorgenommen hatte, begab er sich im Juli nach Boulogne, um die Rüstungen daselbst durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Man erwartete die Landung schon im August, allein dazu war

noch keine Zeit; die französischen Flotten hatten immer noch nicht aus den blokirten Häfen auslaufen können und in Boulogne selbst waren nicht Kriegsschiffe genug vorhanden, um die Ueberfahrt zu decken. Statt eines wirklichen Kampfes erfolgte daher nur eine pomphafte Schaustellung. Am 16. August, dem Tage nach seinem Geburtstage, ließ sich Napoleon beim herrlichsten Wetter von der ganzen hier versammelten Armee von 100,000 Mann und einer unzählbaren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Volksmenge huldigen. Sein Thron war auf einer Anhöhe aufgeschlagen, von wo man Land und Meer weit übersehen konnte. Auch hier wiederholte er die Austheilung der Legionskreuze und Mann für Mann mußten die Tapfern an die Stufen des Thrones treten und das Kreuz aus des Kaisers eigener Hand empfangen. Die Begeisterung der Truppen erreichte den höchsten Grad. Sie wurden aber nicht gegen den Feind geführt. Napoleon machte vielmehr, wie im vorigen Jahre, eine friedliche Rundreise, diesmal in die deutschen Rheinlande. Nicht ohne Absicht verweilte er in Aachen, ließ sich die Reliquien Karls des Großen zeigen, als dessen Nachfolger er erscheinen wollte, und suchte insbesondere die Geistlichkeit durch viele Geschenke für sich einzunehmen, denn es war ihm nicht unbekannt, wie gerade in diesen Gegenden der Katholicismus am tiefsten wurzelte. Zugleich besichtigte er die Festungen für den Fall eines neuen Continentalkrieges, vermehrte deren Werke, verbesserte den Straßenbau ꝛc. Im September kam er nach Mainz und befahl sogleich, den geschleiften Brückenkopf Castel am rechten Rheinufer wiederherzustellen, ebenso Kehl, den Brückenkopf von Straßburg.

In Mainz empfing er die Besuche der süddeutschen Fürsten, die schon in ihm ihren Protector verehrten, während der deutsche Kaiser von ihnen verlassen wurde. Franz II. besorgte, das Reich werde bald ganz auseinander fallen und somit auch die deutsche Kaiserwürde aufhören; er nahm daher am 10. August neben dem Titel eines erwählten römischen noch den eines erblichen österreichi=

schen Kaisers an, damit ihm jedenfalls der letztere bliebe. Preußen hegte gleichfalls Besorgnisse. Die schöne Königin Louise, der das ewige Nachgeben gegenüber einem so unersättlichen Forderer wie Napoleon unerträglich vorkam, gewann einigen Einfluß auf den König; Haugwitz, der unbedingt immer eine innige Allianz zwischen Frankreich und Preußen wollte, wurde entfernt und Hardenberg an die Spitze des Ministeriums gestellt. Allein dieses Mannes Halbheit war längst erprobt und konnte nur dazu dienen, das demoralisirende System der Zweideutigkeit auf Kosten der preußischen Ehre zu verlängern. Er schmeichelte sich wieder mit der Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland und erkannte sich hinreichend befriedigt, als Napoleon den am 25. October willkührlich in Hamburg verhafteten englischen Geschäftsträger Rumboldt auf preußische Requisition wieder frei ließ. — Schweden erkannte Napoleon als Kaiser nicht an. Rußland war seit dem Morde des Herzogs von Enghien noch nicht versöhnt, berief seinen Gesandten von Oubril aus Paris ab und schickte auch den französischen, Herrn von Rayneval, aus Petersburg weg, ohne daß es jedoch zum Kriege gekommen wäre. — Spanien war eine der ersten Mächte, welche dem neuen Kaiser huldigten, weßhalb Ludwig XVIII. dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurückschickte. Spanien wurde unmittelbar für seine Hingebung an Napoleon bestraft, denn am 3. September nahmen die Engländer vier spanische Gallionen weg, die Silber aus Amerika brachten, im Werth von 16 Mill. Piastern.

Napoleon maskirte mit seiner langen friedlichen Rundreise und mit der auf den Dezember anberaumten Krönungsfeier in Paris die Landungspläne, mit denen er blutigen Ernst machen wollte. Er mußte nothwendig die Zeit des Spätherbstes abwarten, in welcher die englischen Blokadegeschwader durch Stürme entfernt werden würden, bevor seine Flotten aus den verschiedenen Häfen Frankreichs auslaufen konnten. Admiral Villeneuve in Toulon und Missiessy in Rochefort sollten im October und November nach den

Antillen segeln und einen Theil der englischen Flotte dahin locken; Admiral Gantheaume aber sollte von Brest aus im Dezember 18,000 Mann nach Irland führen und dann nach Boulogne eilen, wohin um diese Zeit auch Villeneuve und Missiessy würden zurückkommen können, um die Landungsflotte zu beschützen. Die Landung war also für die Neujahrszeit festgesetzt nach Beendigung der Krönungsfeste.

Napoleon bestimmte den 2. Dezember zum Tag seiner Krönung und wollte sich die Krone selbst auf's Haupt setzen, als Usurpator, der sie durch eigene Kraft erworben und nicht geerbt hatte. Allein er wollte zugleich, der greise Papst solle in der rauhen Winterszeit nach Paris kommen, um ihn unmittelbar vor der Selbstkrönung zu salben und seiner Erhebung die volle Weihe der Kirche zu geben. Pius VII. ließ ihn dagegen erinnern, sämmtliche Könige von Frankreich seyen nach alter Sitte in Rheims vom Erzbischof daselbst mit dem h. Oele gesalbt und gekrönt worden, Karl der Große aber sey um vom Papst gesalbt und gekrönt zu werden, nach Rom gekommen. Gleichwohl erbot sich der Papst, Napoleons Wunsch zu erfüllen, aber nur unter der Bedingung, daß er ihn nicht blos salben, sondern auch krönen dürfe, und daß Napoleon die geraubten Legationen, Bologna und Ferrara, wieder mit dem Kirchenstaate vereinige. Denn so zieme es dem Nachfolger Karls des Großen, eines Fürsten, der den Kirchenstaat für ein Jahrtausend fest begründet hatte. Napoleon war so mächtig, daß er diesen Wunsch des Papstes wohl hätte befriedigen können, ohne daß seiner Herrschaft in Italien daraus ein Nachtheil erwachsen seyn würde, während ihm ohne Zweifel eine freundliche und zutrauensvolle Stellung zum Papst von größtem Nutzen seyn mußte. Aber er hatte sich schon zu sehr gewöhnt, durch Schrecken, Einschüchterung und List alles, was er wollte, durchzusetzen und vergaß, daß er selbst noch vor nicht langer Zeit das Ansehen, welches ihm ein unabhängiger und selbständiger, über ein eigenes Land gebietender Papst bringe, weit demjenigen vorgezogen hatte, welches

ein durchaus abhängiger Patriarch als Unterthan seinem weltlichen Herrn gewähre. Nach uraltem Herkommen kann es im katholischen Kirchengebiet wie nur einen Papst, so auch nur einen Kaiser geben. Wenn Napoleon, wozu er damals die Macht hatte, die bisherige Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation in die eines römischen Kaisers französischer Nation umwandeln wollte, so mußte er auch den Papst so stellen, daß derselbe mit allen seinen Sympathien sich dem neuen Kaiserhause zuwendete, nicht aber aus steter Angst und Mißtrauen noch seinen heimlichen Rückhalt an Oesterreich suchte. So gebot es Napoleons eigenes Interesse, so würde er den Begriffen und Gewohnheiten der abendländischen Kirche entsprochen haben. Aber Napoleon unterwarf sich keinem historischen Gesetz, sondern glaubte der Mit- und Nachwelt neue geben zu dürfen, und achtete kein Recht eines andern mehr, indem er sich stark genug wußte, alles zu erzwingen und jeden Widerstand niederbrechen zu können. Da es ihn inzwischen in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn der schon angekündigte Papst nicht nach Paris gekommen wäre und die Zeit drängte, so erlaubte Napoleon seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, sich der List zu bedienen. Fesch sagte dem Papste zu, er solle den Kaiser nicht nur salben, sondern auch krönen, und ließ ihn merken, was die Legationen beträfe, so würde dieser Punkt in mündlicher Besprechung unter den Eindrücken allgemeiner Freude und bei dem beiderseitigen Interesse des Kaisers wie des Papstes, freundschaftlich zusammenzuhalten, wohl befriedigend erledigt werden können. In dieser Hoffnung reiste nun der heilige Vater ab, nicht ahnend, wie garstig er würde betrogen werden.

Seine Reise war ein fortwährender Triumphzug. Sie führte ihn über Parma, Piacenza, Turin, Lyon. Ueberall warteten ihm die französischen Truppen und Behörden auf. In Turin beugte sich der Muhamedaner Menou tief vor ihm. Noch viel mehr aber überraschte und entzückte den greisen Papst das Zuströmen unzäh-

ligen Volks in Frankreich selbst. Ueberall auf dem weiten Wege von der französischen Grenze an lag das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen. Er glaubte zu träumen. So hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt. Napoleon hatte eine Jagd in der Gegend von Fontainebleau veranstaltet und richtete es so ein, daß er am 25. November dem Papst nur wie zufällig auf seiner Reise begegnete. Er stieg sogleich vom Pferde ab und Pius aus dem Wagen, und die etwas schmutzige Straße hinderte sie nicht, sich zu umarmen. Mittlerweile war ein kaiserlicher Wagen angefahren, in den beide Potentaten einstiegen, der Papst zur rechten, wobei nur mißfällig bemerkt wurde, daß der Mameluk auf dem Bock saß. Der Kaiser überbot sich an Liebenswürdigkeit gegen seinen Gast. Sie blieben in Fontainebleau, damit der Papst gehörig ausruhen könne und fuhren am 29. zusammen nach Paris, wo dem Papst in den Tuilerien selbst Gemächer bereitet waren. Alle Behörden wurden ihm vorgestellt, wobei Fontanes in einer schönen Anrede sagte: „alle irreligiösen Gedanken sind unpolitische Gedanken, jeder Angriff auf das Christenthum ist ein Angriff auf die Gesellschaft.“

Josephine nahte sich dem h. Vater mit der ganzen Demuth einer frommen Katholikin und beichtete ihm, sie sey mit ihrem Gemahl nur bürgerlich, aber noch nicht kirchlich getraut worden, was ihr Gewissen sehr beunruhige. Der Papst erklärte sogleich, die Trauung müsse noch vor der Krönung vollzogen werden. Napoleon war wüthend und ließ seinen ganzen Zorn an Josephinen aus, ja drohte ihr mit Scheidung, wobei seine Brüder eifrigst das Feuer schürten. Allein Josephinens Thränen bezwangen sein Herz und er begriff wohl, daß ein öffentlicher Scandal hier nicht am Platze sey, ließ sich also noch in der Nacht des 1. Dezember mit ihr kirchlich trauen, welche Ceremonie sein Oheim Fesch verrichtete.

Der Krönungstag *) war hell, aber sehr kalt, das Volk in ungeheurer Menge herbeigeströmt und um die Tuilerien und die Kirche Notre Dame versammelt, in welch letzterer die Feier vor sich gehen sollte. Der Papst begab sich zuerst dahin, in einem Prachtwagen, voran ein Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Esel ritt mit einer Ernsthaftigkeit, die den Parisern nicht erlaubte, ihre Mienen zum Lachen zu verziehen. Das kaiserliche Paar folgte fast über eine Stunde später in einem Glaswagen mit goldenem Rahmen, über dem eine Krone schwebte. Josephine zeigte noch verweinte Augen. In der Zerstreuung setzten sich beide auf den Rücksitz, und obgleich sie den Irrthum schnell wieder gut machten, sah man ihn dennoch als ein böses Omen an. Der Kaiser trug ein halb römisches, vom Maler David erfundenes Costum. Sein mit goldenen Lorbeern bedeckter Kopf zeigte in der That die vollkommenste antike Schönheit und der togaartige weiße Mantel paßte gut dazu. Aber den Hals umgab ein steifer spanischer Spitzenkragen und das spanische Costum unter dem Mantel war zu auffallend der Theaterconvenienz entlehnt, um der hohen Würde des Mannes und der Kleinheit seiner Figur zu entsprechen. Man vermißte dabei den Ausdruck des Wahren, Volksthümlichen und Harmonischen. Das Gefolge, die Kirche selbst strahlte von Reichthum und Pracht. Napoleons Brüder hielten ihm den Mantel, seine Schwestern mußten trotz ihres innerlichen Widerstrebens Josephinen die Schleppe halten. Der Papst salbte den Kaiser auf Stirne, Arme und Hände, und würde ihm die Krone, die er schon in den Händen hielt, aufs Haupt gesetzt haben, wenn Napoleon sie nicht ergriffen und sich selber aufgesetzt hätte. Hierauf setzte er der vor ihm knienden Josephine eine andere Krone auf mit einer Miene voll Huld und Liebe. Als das

*) Bignon bemerkt, am Tage vorher habe sich Napoleon lebhaft mit der Insel St. Helena beschäftigt, die er durch eine der kleinen Flotillen besetzen lassen wollte, welche er damals in die entfernteren Meere schickte, um die englische Flotte von Europa wegzulocken.

kaiserliche Paar die Kirche wieder verließ und das Gefolge nachströmte, blieb der Papst wie vergessen zurück. Unter den fremden Ehrengästen bemerkte man den Erzkanzler des deutschen Reichs und die Prinzen von Baden. Drei Tage nachher vertheilte der Kaiser auf dem Marsfelde die neuen goldenen Adler, die fortan seine tapfern Heere gleich den alten römischen Legionen tragen sollten.

Die großen Feste waren vorüber, aber die Ueberfahrt nach England ließ vergebens auf sich warten. Der allzu künstlich angelegte Plan der französischen Admirale war mißlungen. Villeneuve war zwar von Toulon ausgelaufen, aber aus Furcht vor den ihm überlegenen englischen Flotten wieder dahin zurückgekehrt. Er sollte nun im März den Versuch wiederholen. Auch kam ein neuer Plan zum Vorschein, 35,000 Franzosen nach Ostindien zu schicken, um die englische Herrschaft daselbst zu zerstören und zugleich die englische Flotte vom Mutterlande wegzulocken; allein er blieb unausgeführt.

Der arme Papst war den Winter über in Paris geblieben und sehr geliebkost worden, hatte aber von Napoleon auch nicht das kleinste Zugeständniß erlangt. Am 4. April 1805 trat er seine Rückreise nach Rom an, abermals unter ungeheurem Zuströmen der Gläubigen, so daß er wenigstens den Trost mitnahm, die französische Nation in Wahrheit eben so kirchlich gefunden zu haben, als ihr Oberhaupt den Schein davon haben wollte. Gewiß hat den Papst diese Wahrnehmung gestärkt und gegen spätere Verfolgungen gefestigt.

Nur wenig Wochen nach dem Papst reiste auch der Kaiser nach Italien ab. Schon am 17. März hatte er sich von dem Vicepräsidenten der italienischen Republik, Melzi, und einer Deputation, die zu ihm nach Paris kam, die höchste monarchische Gewalt auch für Italien antragen lassen und dieselbe angenommen. Bald darauf wollte er sich in Mailand selbst als König von Italien huldigen lassen und reiste dahin ab. Unterwegs am 5. Mai hielt er

ein großes Manoeuvre französischer Truppen auf dem Schlachtfeld von Marengo, zog dann am 8. triumphirend in Mailand ein und setzte sich am 26. in dem großen Dom daselbst die berühmte eiserne Krone der alten Lombardenkönige mit den herkömmlichen Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet.“ Ob es die echte alte Krone oder eine nachgemachte war, die Wirkung blieb die nämliche. Der Krönung folgte Fest auf Fest in der schönsten Jahreszeit. Eine Menge fremder Gesandten hatte sich eingefunden, der preußische brachte dem Kaiser die Insignien des schwarzen Adlerordens, worauf der König von Schweden die seinigen desselben Ordens nach Berlin zurückschickte, weil er nichts mit „Herrn Bonaparte“ gemein haben wolle. Der spanische Gesandte brachte das goldene Vließ, der bayerische den Hubertus-, der portugiesische den Christorden ꝛc. Napoleon ordnete das neue Reich und setzte zum Vicekönig desselben seinen Stiefsohn Eugen ein. Auch verkündete er zur Beruhigung der Mächte, Italien solle nur während seiner Lebzeiten mit Frankreich unter einem Haupt vereinigt bleiben, nachher ein unabhängiges Königreich bilden. Damals tauchte der Gedanke auf, Amalie, Tochter der Königin Karoline von Neapel (dieselbe, die nachher der Herzog Ludwig Philipp von Orleans heirathete) mit Eugen zu vermählen, was aber der Stolz der Mutter verhinderte. Diese Dame *) sah mit Entsetzen, wie mächtig Napoleon wurde, regte aufs neue die tapfern Calabresen auf und suchte um russische und englische Hülfe nach, ließ sich aber durch Frankreichs Drohungen einschüchtern und hielt Ruhe.

Am 4. Juni erschien in Mailand der unglückliche Doge Durazzo mit einer genuesischen Deputation vor dem neuen

*) Im bittersten Schmerz sagte sie einmal zu dem französischen Gesandten Alquier, wie sehr sie Napoleon hasse, müsse sie ihn doch bewundern wegen der Größe seiner Thaten in einer Zeit, in der kein Friedrich der Große und keine Katharina II. mehr leben und nur noch Schwachköpfe auf Europa's Thronen sitzen.

König von Italien und flehte ihn um die Gnade an, er möchte nunmehr doch auch die ligurische Republik unmittelbar zu beherrschen und mit dem neuen italienischen Königreich zu verschmelzen geruhen. Man sah an der bleichen Bestürzung des Dogen, welche gezwungene Rolle er spielte. Napoleon erfüllte huldreich seinen Wunsch und begab sich am 30. selbst nach Genua, wo der Schmerz der alten Republikaner im Glanz der befohlenen Freudenfeste unbemerkt blieb. Eine Nachtfeier war hier von besonderer Pracht. Die ganze amphitheatralisch um den Hafen sich ausbreitende Stadt war erleuchtet und der Hafen selbst hatte sich in eine zweite schwimmende Stadt verwandelt, so voll war er von künstlichen Inseln und schwimmenden, hellerleuchteten Schiffen. In der Mitte erhob sich auf vielen Säulen ein Tempel des Neptun und umher tanzten auf den Wellen schwimmende Gärten, vier mit Bäumen und Springbrunnen reich geschmückte Inseln, aus denen bunte Kuppeln hervorragten, in denen sanfttönende Glocken hingen. Flammende Inschriften verhießen dem Kaiser Napoleon die einstige Herrschaft über das Meer, zu der über das Land, die er schon besaß. Eine Regata (Scheingefecht zur See) und eine Girandola vom Leuchtthurme aus (gleichzeitiges Aufsteigen von über tausend Raketen gleich dem Feuerauswurf eines Vulkans) gaben dem Feste noch mehr Leben. Die Witterung war die herrlichste und Napoleon wiegte sich in Glücksträumen. Aber die Herrschaft des Meeres, die ihm hier wie in einem lachenden Bilde vorschwebte, blieb eine Fata Morgana, die er nie erreichen sollte. In Genua nahte ihm Cardinal Maury und trat mit ihm in gutes Vernehmen. Den Schluß seiner italienischen Verfügungen machte die Erhebung seines Schwagers Bacchiochi zum Fürsten von Lucca und Piombino. — In demselben Frühjahr wurde auch die batavische Republik der Monarchie näher geführt, indem Napoleon den ihm persönlich angenehmen bisherigen batavischen Gesandten in Paris, Schimmelpenninck, unter dem Titel eines Rathspensionarius mit fast monarchischer Gewalt bekleiden ließ.

Die schwerste Sorge für den Kaiser blieb immer England. Er hatte am 2. Januar abermals persönlich dem König Georg III. geschrieben, war aber als Kaiser eben so kalt abgefertigt worden, wie früher als erster Consul. Jeder Versuch, die Sehnen der englischen Kraft durch listige Verträge zu erschlaffen, mißlang ihm. Die Landung aber, mit der er schon seit zwei Jahren drohte und die ihn schon so viele Millionen gekostet hatte, setzte ihn je länger je mehr in die größte Verlegenheit. Sie auszuführen, schien unmöglich, da der Admiral Villeneuve zwar endlich nach den Antillen gesegelt war, auf dem Rückwege aber am 22. Juli am Cap Finisterre von der englischen Flotte unter Calder ereilt und nach kurzem Gefecht gezwungen worden war, im spanischen Hafen von Cadix einzulaufen, wo er jetzt blokirt lag. Napoleon war im höchsten Zorne über diese wiederholten Unglücksfälle. Und doch würde ihm die Ausführung seiner kühnsten Pläne leicht geworden seyn, wenn er nicht unbegreiflicherweise die Anträge des Nordamerikaners Fullon, der für ihn die ersten Dampfschiffe im Hafen von Boulogne bauen wollte, abgelehnt hätte. Mit der Anwendung dieser neuen Erfindung würde er die Welt ins höchste Erstaunen gesetzt und die englischen Flotten, die er so sehr fürchtete, vernichtet haben. Das Wunderbarste zu vollbringen lag ihm so nahe, aber eine Wolke flog über seine Augen. Indem er nun im August in Boulogne verweilte, die Hiobspost von Villeneuve erfuhr, sich mehr als je außer Stande befand, die Ueberfahrt seines zahlreichen von dem besten Geist beseelten Heeres zu bewerkstelligen und mit seiner englischen Expedition vor aller Welt lächerlich zu werden fürchtete, zeigte sich ihm ein höchst erfreulicher Ausweg, denn er erhielt sichere Nachricht von einer neuen Coalition und konnte nun das Heer, das so lange müßig am Canal gestanden, neuen Siegen auf dem Festlande entgegenführen.

Register zum zweiten Bande.

Berichtigungen.

S. 45 Zeile 17 von oben l. Montmorin.
„ 123 „ 1 „ unten l. Chatelineau.

Menzel, Wolfgang,

Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte (1740 -1860) : in sechs Bänden

Bd.: 2

Stuttgart 1860